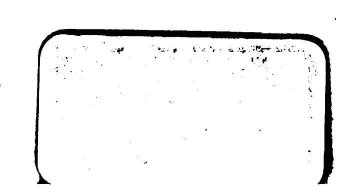
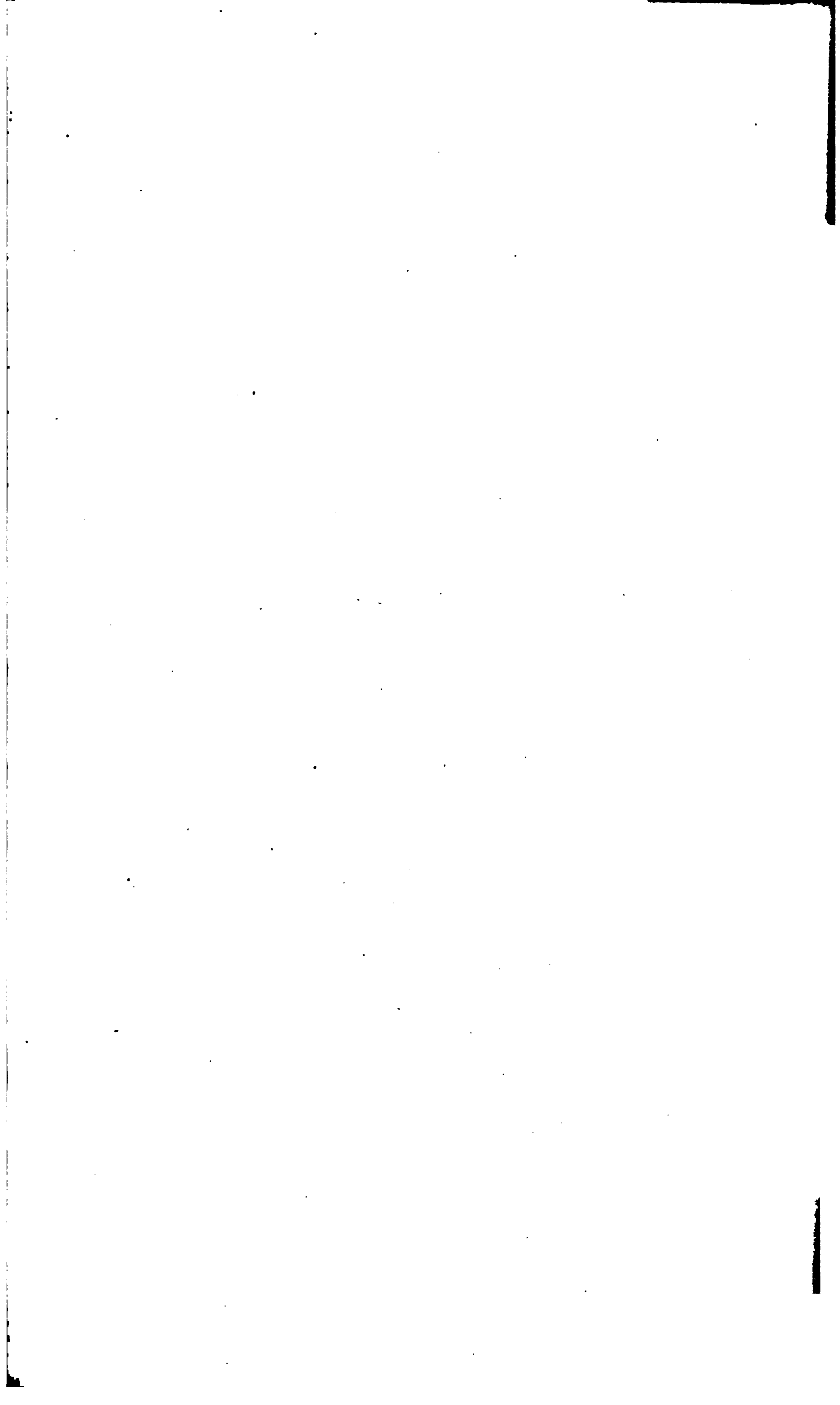
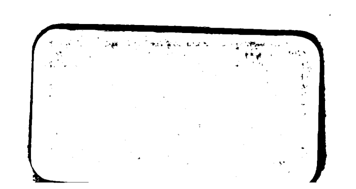
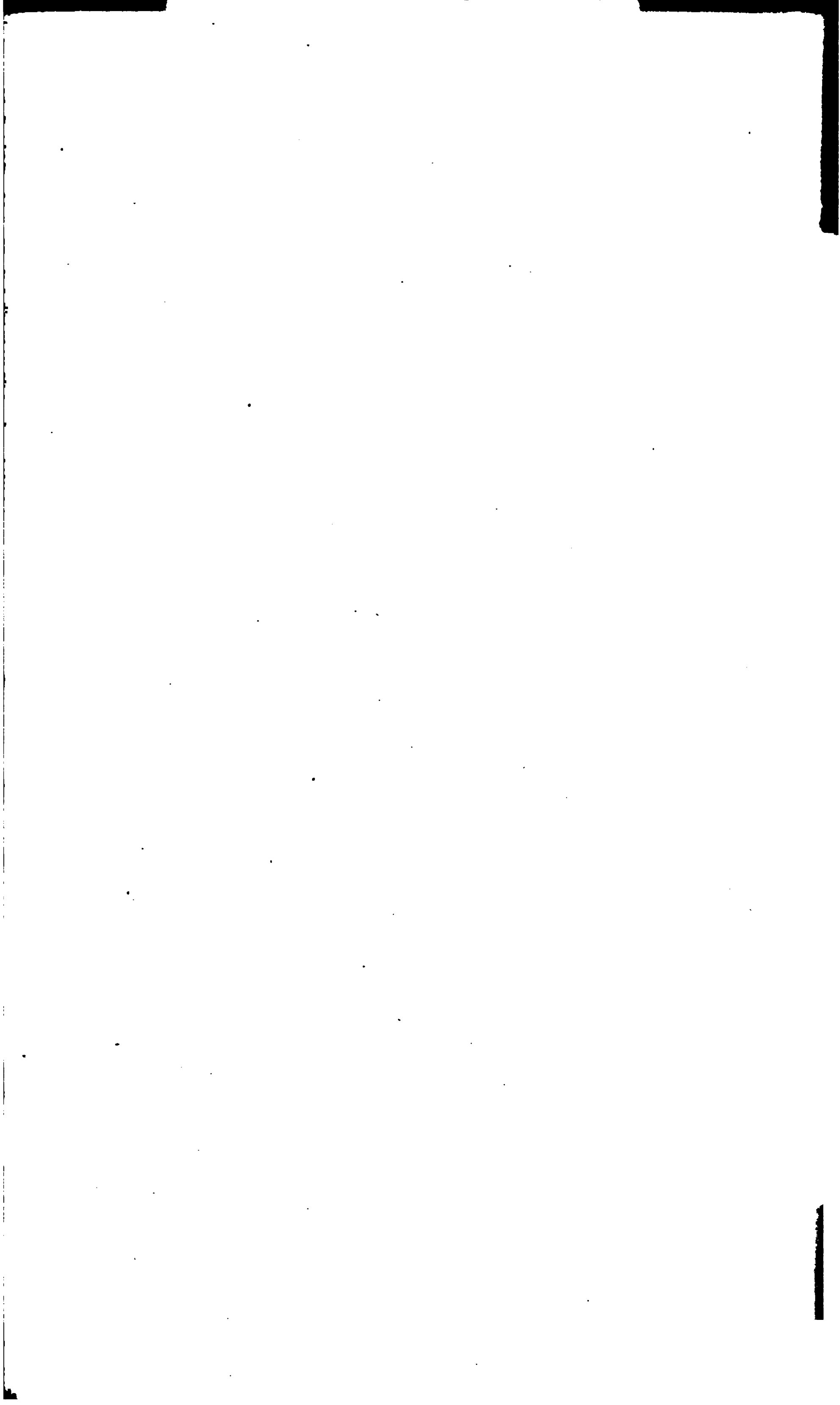

DOMI
NUS
ILLU
MINA
TIO
MEA
Taylor Institution.

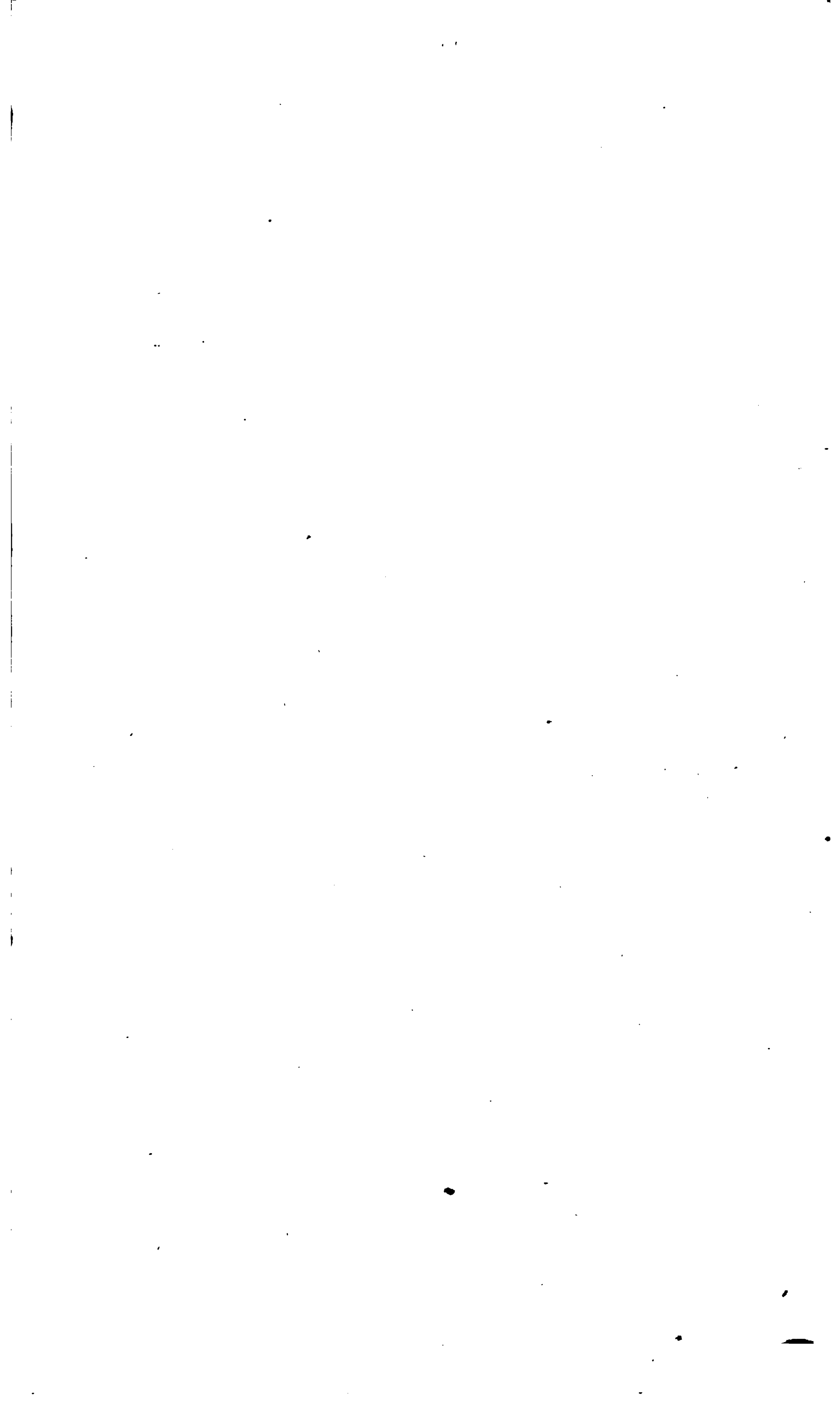





DOMINUS ILLUMINATIO MEA
Taylor Institution.







Vergleichende

Grammatik

von

Moriz Rapp.

Encyclopädische Abtheilung.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1852.

Grundriß

der

Grammatik

des

indisch-europäischen Sprachstammes

von

Moriz Rapp,
Professor in Tübingen.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1852.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorrede.

Es ist eine ziemliche Reihe von Jahren verflossen, seit ich die erste Abtheilung dieser grammatischen Arbeit abgefaßt habe und solche nach und nach an das Licht getreten ist. Ich kann nicht sagen, daß die Ungunst der Zeiten mich an der Fortsetzung verhindert hat, sondern das Gefühl meiner Schwäche, einer so weit angelegten Arbeit mit allzu geringen Kräften zu genügen. Wenigstens mein Eifer für die Wissenschaft ist sich zu allen Zeiten gleich geblieben, meine Studien blieben auf denselben Grundgedanken gerichtet und endlich hat der allgemeine Fortschritt der Wissenschaft auch mein Streben getragen und gefördert. Hatte mich das Studium der Grimmischen Grammatik zum Gedanken meiner Physiologie begeistert, so entzündete die Boppische den Wunsch, den Plan nicht nur weiter zu führen, sondern um vieles zu erweitern. In unsern Tagen ist dem jungen Philologen der Weg um vieles leichter gemacht. Ist er mit Griechisch und Latein bei sich im reinen, so kann er sich zu Schiffe setzen und unmittelbar ins indische Gebiet übersteuern. So hat er den großen Vortheil, daß er die ältesten und in der That wichtigsten Mundarten unseres Stammes zu seiner Disposizion hat. Nur bleibt ihm freilich auch der Nachtheil, daß er die verbindenden Mittelglieder nicht kennen lernt, welche den Zusammenhang dieser

Pole evident machen. Daß die griechische und die persische Sprache durch das slawische vermittelt sind, fiel noch wenigen ein, und daß wir Deutschen durch's Russische hindurch zum Sanskrit gelangen können, klingt manchem absurd und abenteuerlich. Den verkümmerten lettischen Sprachstamm hat man seither eher noch einiger Aufmerksamkeit gewürdigt, obwohl er für sich kein literarisches Interesse bietet. Ich gebe zu, daß der genannte Weg ein ermüdender ist und manchem zweckwidrig scheinen mag, gewiß aber ist, daß er consequent verfolgt am sichersten zum Ziele führen müßte. So nährte ich wohl in jüngern Jahren den kühnen Wunsch, auf dem Landwege das schöne Indien zu erreichen. Nachdem ich aber mit sieben Jahren Arbeit es nur so weit gebracht hatte, die sämmtlichen slawischen Mundarten lesen zu können, sah ich bei vorgerückterem Alter freilich ein, daß dem Individuum seine Grenzen von der Natur gesteckt sind und daß man die Gedächtnißkraft nicht ungestraft mißbrauchen darf. Ich konnte mir darum über das Persische, Armenische und Arnautische nur die nöthigste grammatische Einsicht verschaffen und für die übrigen östlichen Stämme blieb mir nichts übrig, als glückliche Vorarbeiter für meine Zwecke zu excerpieren. Konnte ich mir doch keine Hoffnung machen, im besten Falle mehr zu finden, als sie bereits geleistet hatten. So ist denn alles, was ich vom Sanskrit, auch vom Lettischen oder Littauischen zu sagen habe, ausschließlich aus den sprachvergleichenden Werken von Bopp, Pott und Mikloschitz entlehnt. Für die übrigen Sprachen aber konnte ich mich an den Quellen selbst unterrichten.

Meine Aufgabe war also, die allgemeinsten Gedanken, die ich mir seit etwa dreißig Jahren über Grammatik gesammelt, auf den möglichst engen Raum zusammenzutragen in Form einer Encyclopädie. Das Ganze soll zwei mäßige Bände umfassen, wovon aber der zweite aus innern Gründen wieder in zwei Abtheilungen zerfällt. Da ich dabei ängstlich bemüht war, nichts

wichtiges zu vergessen und wenigstens an alles grammaticalisch bedeutende irgendwo zu erinnern, so war kaum zu erreichen, daß alles und jedes an seine richtige Stelle gekommen wäre; hie und da ist etwas wiederholt, weil es zuerst nicht im rechten Zusammenhang gesagt war; überhaupt wird der Leser so billig sein zu bedenken, daß es der erste Versuch ist, die ganze grammatische Wissenschaft zu systematisieren.

Mein Zweck war, ein brauchbares Handbuch als Leitfaden für meine academischen Vorlesungen zu gewinnen. Es giebt wohl kaum eine deutsche Universität, auf welcher nicht Jemand versucht hätte, über vergleichende Grammatik zu lesen. Meine Herrn Collegen werden so ziemlich dieselben Erfahrungen gemacht haben wie ich, und das ist hauptsächlich zweierlei. Einmal den ganzen Stoff dictieren, ist bei diesem Fach unglaublich ermüdend, oft unmöglich, und zweitens, wenn auch die jungen Philologen allgemach einsehen, daß diese Disciplin für sie nicht mehr zu entbehren ist, so haben sie doch, wie das gesammte Publicum, keine klare Vorstellung über die Aufgabe. Diß ist natürlich, so lange wir kein wirkliches Compendium für Vorlesungen dieser Art in der Literatur haben. Wie viel ich der Boppischen vergleichenden Grammatik verdanke, ist oben gerühmt worden; jeder aber, der diß Buch, eine Sammlung der wichtigsten Abhandlungen über die sprachlichen Materialien, genauer kennt, wird mir gerne zugeben, daß dasselbe doch in keiner Weise als Compendium dienen kann, um darnach zu lesen.

Meine theoretische Ansicht der Sache und die Polemik gegen anders Denkende habe ich absichtlich so wenig als möglich hervortreten lassen. Sie wird, falls sie stichhaltig ist, sich selbst Bahn brechen. Niemand wird aber meinem Buch das Zeugniß verweigern, daß hier wenigstens eine Ansicht durchgeführt ist, und das ist vor der Hand die Hauptsache. Andere mögen die ihrige gleich unverhohlen zu Tage legen, dann ist Aussicht

sich zu verständigen. Ich kann mir sogar denken, daß meine Gegner in der Wissenschaft das Buch dankbar acceptieren könnten, um es in ihren Vorträgen Paragraph für Paragraph zu widerlegen. In der Grammatik tröstet bei allem Antagonismus der Meinungen, daß Facta, welche bei einer Ansicht der Sache räthselhaft sind, es meistens auch bei jeder andern bleiben.

Nur eine Ungleichheit in der Ausarbeitung des Buches muß ich selbst rügen. Nämlich das Capitel des Verbalorganismus ist etwas zu kurz ausgefallen, dem Nominalorganismus gegenüber. Der Grund ist, daß es bei jenem eben unmöglich war, den Stoff encyclopädisch zu erschöpfen; dazu kam noch der weitere Umstand, daß ich zu gleicher Zeit eine historische Darstellung der Verbalparadigmen ausarbeitete, welche, wie ich hoffe, diese Lücke dereinst ausfüllen möge. Beim Nominalorganismus ließ ich mich mehr gehen und führte das Thema so weit durch, daß man ohne Schwierigkeit die einzelne practische Grammatik wird daran anknüpfen und dieselbe auf dieser Basis begründen können. Da mich der Nominalorganismus von jeher weniger angezogen hat, so habe ich ihn hier für meinen Zweck möglichst erschöpft und ich werde wohl in Zukunft nicht wieder Veranlassung haben, auf ihn zurückzukommen.

Zulezt muß ich noch über mein Schreibsystem in der Grammatik sprechen. Ich bin noch immer der Ansicht, daß die vergleichende Grammatik keine wissenschaftliche Form gewinnen kann, so lange sie sich nicht über die pedantische Fessel der Orthographie wegsetzt und alle Sprachen nach Einem System schreibt. Denn Dinge Einer Art kann man nur wahrhaft vergleichen, wenn sie in demselben Maßstab gezeichnet sind. Die Philologie in diesem Sinn ist noch in ihrer Kindheit und wir machen uns Schwierigkeiten, wo in der Natur sich gar keine vorfinden. Um die fremden Literaturen aus den Quellen hervorzuarbeiten und die Manuscripte zu lesen ist freilich die Schreibkunst das einzige Medium, und

wir müssen durch sie die Sprachen bezwingen. Ist aber einmal das Material constatiert, so ist kein Grund mehr auf die fremde Bezifferung irgend welchen Werth zu legen. Ich will ein einziges Beispiel anführen. Hätten wir die persischen Dichter nach einem einfachen z. B. dem lateinischen Alfabet gedruckt und ein Wörterbuch in derselben Folge, so würde jeder Deutsche mit so geringer Mühe persisch lesen lernen als er jezt das Lateinische liest. Soll er aber vorher die intricate arabische Schreibart und die Lautfolge fürs Lexicon im Kopf behalten, so macht ihm dieser Apparat fast so viele Mühe als die persische Sprache selbst, und diese ganze Mühe ist überflüssige und zwecklose Zeitverschwendung. Wer heute noch die Schrift für einen wesentlichen Theil der Sprache hält, der möge doch getrost mit der wissenschaftlichen Grammatik brechen. Ich bin also in meinem Buche den Grundsätzen meiner Physiologie im Ganzen getreu geblieben. Auf den Vorwurf, wir können in ausgestorbnen Sprachen den wahren Laut nicht mehr bestimmen, erwiedre ich, die allerfeinsten Nüancen der Laute können wir allerdings nicht mehr bestimmen, es ist der Wissenschaft aber darum auch gar nicht zu thun. Wir wissen den Bestand der Sprachen nach ihrer Lautung in der Hauptsache. Wer sich mit meinen theoretischen Gründen in der Physiologie nicht hat befreunden können, dem wird auch gegenwärtiges Buch unerquicklich vorkommen; ich kann da nicht mehr helfen. Würde ich mein Buch einzig für meine persönlichen Zuhörer schreiben, so könnte ich mich villeicht entschließen, die Sprachen nach ihrer eigenen Orthographie zu schreiben (was freilich bei den zehnerlei verschiedenen Alfabeten sich buntscheckig genug ausnehmen möchte), denn in diesem Fall könnte der lebendige Vortrag den wirklichen Laut ergänzen, um den es mir allein zu thun ist. Allein auf die Paar Jahre rechnen, die ich etwa noch docieren kann, wäre bei dem schwankenden Zustande meiner Gesundheit ein leerer Uebermuth. Da ich also für Leser schreiben muß, die ohne mich

zurechtkommen wollen, so schreib' ich alle Sprachen so gut als ich sie zu sprechen weiß. Der verehrte Leser halte nur genau fest, was ich unter jedem Zeichen für einen Laut verstehe, und ich garantiere ihm, daß er alle Sprachen, die ich citiere (bis auf ein Minimum, das ihm aber nichts helfen kann) vollkommen richtig wird lesen und aussprechen können.

Tübingen, April 1852.

Methodische Uebersicht.

Einleitung.

I. Stellung der Grammatik in der Wissenschaft.

Die Wissenschaften unterscheiden sich auf gedoppelte Weise, einmal, je nachdem sie ein speculatives oder Vernunftinteresse, oder einen bloß razionellen oder Verstandesinhalt behandeln, und zweitens, je nachdem sie ihren Stoff aus sich selbst a priori entwickeln oder einen gegebenen historischen Stoff vor sich haben.

Eine Verstandeswissenschaft, die ihren Stoff aus sich selbst entwickelt, ist die Mathematik, eine gleiche mit gegebenem Stoff die Rechtswissenschaft. Die Vernunftwissenschaft, welche ihren Stoff a priori entwickelt, heißt Philosophie; nimmt sie einen historischen Stoff in sich auf, so nennen wir sie Theologie.

Nun giebt es zwei andere Wissenschaften, die zunächst einen praktischen Stoff verfolgen, an diesem aber die Vernünftigkeit nachzuweisen haben, und diese sind die Naturwissenschaft und die Sprachwissenschaft. Beide haben den großen Vortheil, daß sie einerseits durch die große Fülle ihres Stoffs die Vorstellung, also die Phantasie beschäftigen, andererseits aber auch den Verstand, denn sie müssen die Gebilde der Vorstellung als zweckmäßig prȧduciren, der Naturbeobachter muß in Thieren und Pflanzen den Zweck des Organismus, der hier das Leben ist, nachweisen; auch der Sprachforscher muß an den Gebilden der Sprache ihre Zweckmäßigkeit nachweisen, der Zweck des Wortes ist seine Bedeutung oder der Begriff; endlich aber müssen beide nachweisen, daß sowohl die äußere Natur als die Sprachbildung ein System sind, d. h. ein Vernünftiges, Göttliches, nicht bloß

ein Organ der endlichen Zwecke, mit denen es die praktische Wissenschaft zu thun hat.

Die Naturwissenschaft rühmt sich oft ihres Vortheils, sie könne an dem geringsten ihrer Geschöpfe Gottes Allmacht deduciren, das ist wahr, sofern sich dieselbe hier als ein Leben ausspricht, aber auch jedes Wort, das der Grammatiker vorweist, ist eine Schöpfung dieser Allmacht und es enthält noch etwas höheres als bloß thierisches Leben, denn es ist aus dem Organismus des Geistes hervorgewachsen und ist das Symbol eines ewigen Gedanken; sterblich ist freilich das einzelne Wort, wie das einzelne Thier; wie aber dieses in der Gattung sich fortsetzt, so das Wort in den sich umbildenden Mundarten jeder Stammsprache.

Umgekehrt wirft man der Naturwissenschaft gerne vor, daß sie über der Untersuchung der materiellen Welt das Ideal vernachläßige und leicht zum Materialismus führe. Dieser Gefahr ist die Grammatik nicht ausgesetzt, denn ihr Stoff ist von vornherein ein idealer, sie hat es mit der aus der Natur in Geist übersetzten und so zu sagen aufgehobenen Sinnenwelt zu thun. Da die Grammatik ihre nächste Anwendung in der Philologie hat, so führt sie unmittelbar auf die Gebiete der Geschichts- und Religionsquellen, auf die Quellen der Poesie und der Philosophie. Sie kann also ebenso leicht zum Kultus der Geschichte und der Kunst, zur positiven Religion wie zur absoluten Wissenschaft führen, je nachdem ihre Verehrer die eigene Richtung hiezu in ihrer Individualität vorfinden. Ein anderer Vorwurf ist aber der Grammatik und nicht mit Unrecht gemacht worden, nämlich der, daß sie leicht zur Pedanterie führe. Es ist wahr, daß die Beschäftigung mit unendlich vielen Einzelheiten, die nicht so handgreiflich sinnlich sind wie die Naturobjecte, auf diesen Abweg führen kann. Das Gegengift ist einfach, daß man die Sprachen nie bloß mit dem Gedächtniß treibe, sondern ihren geistigen Organismus zu erfassen strebe; ohnehin liegt schon im praktischen Gebrauch der Sprachen das beste Mittel gegen Pedantismus darin, daß man sich außer der Sprache an sich ernstlich mit ihrem Inhalt, der Literatur beschäftige. Niemanden mehr als dem Grammatiker ist das Wort gesprochen, daß der Buchstabe tödtet, aber der Geist lebendig macht.

Den Hauptgegensatz, der in der Behandlung liegt, hat aber die Sprachwissenschaft mit den übrigen gemein, und dieß ist der Gegensatz der analytischen und synthetischen Methode.

Analyse ist die Kunst des reflectirenden Verstandes; sie zerstört den Complex der Erscheinungen, um zu einem einfachen, atomen zu gelangen, das sie als Element tractirt und von dem aufsteigend sie durch Zusammensetzung stufenweise, wie sie sagt, den Complex wieder zurückzubringen prätendirt. Da sie aufs einfache, folglich auf das eins lossteuert, so ist es ihr nirgends wohler, als wo sie es mit Zahlen zu thun hat, die Arithmetik ist ihr adäquates Organ und ihr dankbarstes Feld ist das Reich der discreten Ausdehnung, die sichtbare und tastbare Natur; sie möchte am liebsten die ganze Naturwissenschaft in Mathematik verwandeln, was freilich nicht gelingen kann.

Da es aber auf dem Gebiet der Sprache nichts oder wenig zu rechnen giebt, so muß die analytische Kunst hier einen andern Handgriff versuchen. Sie zerlegt den sprachlichen Complex in seine chemischen Elemente, d. h. sie sucht ein nicht weiter theilbares, atomes aus der Sprache zu gewinnen und das sind ihr die Sprachlaute, die sie irrthümlich auch Buchstaben nennt. Durch Verbindung von Sprachlauten gewinnt sie die Silben; in den Silben erkennt aber die Grammatik ihre Wurzeln; soll die Wurzel zum organisierten Individuum d. h. zum Wort werden, so bedarf es hiezu des Bewußtseins seines Organismus, d. h. es muß in eine Sprachclasse eingereiht werden. Dieses stellt sich aber auch äußerlich durch die grammatischen Funczionen dar, welche man als Wortbildung und Flexion aufnimmt. Die Wortbildung ist Derivazion, wenn sie durch Elemente geschieht, welche uns so ursprünglich wie die Wurzel selbst sind, Composizion aber, wenn sie durch Combinazion der schon bekannten Wurzeln geschieht. Die Flexion aber ist wieder zweierlei, eine einfachere, Declinazion genannt, und eine compliciertere, die Conjugazion. Wortbildung und Flexion erschöpft die Experimente, welche mit dem einzelnen Wort zu erreichen sind; die Wörter zum Satz verbinden lehrt jetzt die Syntax; sie geht vom einfachen Satz zum zusammengesetzten und endlich zum Schmuck der Sprache, der Syntaxis ornata, der Rhetorik und zum poetischen Ausdruck über, womit sie ihr Ziel erreicht hat.

Dieß ist der gewöhnliche analytische Weg der Grammatik. Wir schweigen noch von der viel consequentern Analysis des modernen Razionalismus in der Grammatik, welche die ganze Sprachbildung durch Composizion erklärt, welcher die Derivazion und die Flexion nur verdunkelte Composizionen sind, oder von der Agglutinazionstheorie, welche gegenwärtig in Deutschland die berühmtesten Meister der Sprache zu offenen oder geheimen Anhängern zählt.

Die gewöhnliche Analyse ist eine subjective Manier, die Erscheinungen zu erzählen und vorzuweisen; objective Wahrheit traut ihr Niemand zu. Denn daß die Sprache nicht in der Weise entstanden ist, wie oben erzählt worden, daß der menschliche Geist nicht Laute fixieren und combinieren konnte, ehe er überhaupt Begriffe ahnte, das leuchtet auch dem blödesten Verstand sogleich ein.

Synthese ist die Denkform der Vernunft, der Wissenschaft, der Philosophie. Sie erfaßt den Complex der Erscheinungen concret als Ganzes. Jede Philosophie beginnt synthetisch, indem sie die ausgeprägten Sprachgestalten einer Mundart als bereitliegende Organe in die Hand nimmt und damit ihre Operazionen beginnt. Es liegt weniger daran, mit welchen Elementen sie den Anfang macht, als wohin sie führt und wie weit sie kommt.

Wir setzen also eine gegebene Sprache. An ihr aber treten immer drei Momente hervor, die man psychologische Phänomene nennen könnte. Jede Sprache besteht aus Verstand, Phantasie und Sinnlichkeit. Der Verstand stellt sich dar in der Grammatik, die Phantasie im Wörterbuch, die Sinnlichkeit in den physiologischen Mitteln (Lauten und Betonung).

Die Grammatik produciert als Naturerscheinung, was die Logik hinterher im Begriff erfaßt. Sie stellt die Frage voran, wie entsteht die Sprache? Die Antwort ist folglich, einmal aus dem logischen Trieb des Urtheilens, und zunächst, um diesen Trieb durch Mittheilung zwischen Individuen zu befriedigen. Das logische Urtheil aber ist der grammatische Satz. Die Logik zeigt, wie im Urtheil das Subjekt durch die Copula mit dem Prädicat sich vermittelt. Auf dieser Basis entwickelt sich das ganze Gebäude des grammatischen Satzes.

Das grammatische Material aber erreicht diese Vermittlung,

indem es sich in die drei Sprachclassen dirimiert, welche Verbum, Nomen und Partikel heißen. Die Lebendigkeit der Subjectivität kommt in den Satz durch die Verbalform, die Objekte specificieren sich durch die Nominalformen, die inneren Beziehungen zwischen Subject und Object, zwischen Wörtern und Sätzen, sprechen sich theils durch die Flexion, theils durch Partikeln aus.

Diese Grundbegriffe werden uns zur Einleitung genügen. Mit dem Verbalorganismus als dem geistigsten Moment der Grammatik müssen wir beginnen. Wie die Nominalform mit ihm genetisch zusammenhängt, wird sich allmälich ergeben. Ebenso daß die Derivazion sich an diese Evoluzionen anschließt. Das Physiologische aber müssen wir vom Organismus trennen und als Parergon isoliert voranstellen. Der innere Zusammenhang kann sich nur durch den ganzen Gang der Untersuchung plausibel machen, denn die Grammatik soll keine exacte Wissenschaft werden wollen.

II. Arten der Sprachforschung.

Die Philologie im allgemeinsten Sinne hat es mit den Differenzen zu thun, unter denen sich die menschliche Sprache offenbart. Sie verbindet mit der Sprachkenntniß die historische Kenntniß der Völker und ihrer Cultur und Geschichte. Es ergiebt sich von selbst, daß bei der verschiedenartigen geistigen Anlage der menschlichen Individuen sich verschiedene Seiten der Sprachforschung ergeben müssen, die sich in jeder Literatur aussondern und vielfach mit einander in Conflict gerathen. Wir wollen diese Hauptrichtungen in einigen allgemeinen Zügen und nach den hervorstechenden Beispielen der Literatur zu characterisieren suchen.

1) Eine vorherrschend practische Sprachkenntniß hat wieder ihre zwei Seiten. Sie ist entweder ganz unvermittelt practisch, d. h. man lernt fremde Sprachen rein aus dem Grund, um sich bei dem fremden Volke verständlich zu machen, um diese Sprachen zu sprechen. Sie ist also zunächst eine Gedächtnißsache; wenn es in der Philologie bloß auf das Sprechen vieler Sprachen ankommt, so sind die Dolmetscher, wie man sie namentlich im Orient findet, die größten Sprachgelehrten; diese Leute haben aber darum noch keinen Beruf zur Wissenschaft und zur

Reflexion über den Stoff, der ihnen reines Mittel ist. Die practische Richtung hat aber auch eine gelehrte Seite; man lernt fremde Sprachen, um ihre Literatur zu lesen. Auch hier ist zunächst die Sprache bloß Mittel; es kann aber die veraltete Mundart nicht mehr unmittelbar practisch aus dem Leben gelernt werden, man muß ihren Organismus aus den jüngern lebenden Sprachen zu enträthseln suchen und dahin gehört Reflexion und gelehrter Fleiß. Die Hauptthätigkeit des Gelehrten ist hier auf die Entzifferung der Monumente von alten und uns noch wenig bekannten Mundarten gerichtet, d. h. der practische Philolog muß sich darauf verstehen, alte Handschriften zu lesen, Paläographie oder sogenannte Diplomatik. Diese Art von Philologie hat schon lange her bei dem mehr aufs practische gerichteten Volk der Engländer ihre bedeutenden Verehrer gefunden; die Engländer haben uns das Material für die grammatische Wissenschaft zu Handen geschafft; da sie aber weniger theoretischen Instinct haben als die Deutschen, so haben sie sich um die Wissenschaft der Grammatik weniger bekümmert. Ein merkwürdiges Individuum müssen wir hier namhaft machen, das gewissermaßen diese practische Philologie mit der theoretischen vermittelt, es gehört einem Volke an, das zwischen englischer und deutscher Geistesthätigkeit ein Zwischenglied bildet. Dieß ist der Däne Rask. Dieser merkwürdige Mann hat in früher Jugend eine heftige Leidenschaft für die altnordische Sprache als die Muttersprache seines Vaterlandes gefaßt und sie mit den alten classischen Sprachen verglichen, von da gerieth er in die allgemeine vergleichende Sprachkunde und um diesen Forschungen zu genügen, suchte er sich practisch in den Besitz des ganzen Materials zu versetzen. Er hat in dem Zeitraume von zehn Jahren alle Länder, welche zwischen Island und Calcutta liegen, persönlich durchreist, hat alle auf diesem weiten Wege liegenden Mundarten mehr oder weniger gelernt und erforscht und überall die genauste Kenntniß aller bedeutenden Manuscripte in Europa und Asien sich zu verschaffen gesucht. Seine Thätigkeit war also zunächst eine rein practische, sie war in dieser Art für das Individuum in der That eine zu große Aufgabe und hat ihn vor der Zeit verzehrt; aber auf der andern Seite lag in Rask auch der theoretische Trieb, er zuerst ahnte den innern Zusammenhang aller ihm bekannt

gewordenen Sprachen und er zuerst faßte auch in der That den großen Gedanken einer allgemeinen vergleichenden Grammatik. Nur in der Theorie konnten ihn seine deutschen Nachfolger übertreffen.

2) Eine zweite Art von Philologie kann man die vorherrschend historische nennen, die Deutschen als ein Binnenvolk haben weniger Veranlassung sich mit den fremden Sprachen practisch zu befassen, als ein vorherrschend theoretisches Volk sind sie mehr zum einsamen und unverdrossenen Studium alter und fremder Literatur geneigt; sie sind damit im Nachtheil, sofern sie die Sprachen in der Regel nur sehen aber nicht hören, sie sind aber auch einem Nachtheil enthoben, nämlich dem die alten Idiome unmittelbar aus den heutigen lebenden erklären zu wollen, was gerade ein Irrthum bei Rask war. Die gleichsam unsinnliche Beschäftigung mit alten Mundarten läßt den Deutschen durch sein unabläßiges Studium das Alterthum unbefangner erkennen und er kommt zuletzt auf Resultate, die dem Practiker immer verborgen geblieben wären. Mit dieser zähen Gründlichkeit hatten die Deutschen längst die alten classischen Sprachen getrieben, wo man zumal den Namen Buttmanns für das griechische erwähnen muß; diese Richtung verbindet sich aber gern mit einem patriotischen Interesse; so wie die Griechen und Römer will man auch das geistige Leben seiner Vorfahren kennen lernen. In dieser Richtung hat sich der Franzose Raynouard für die romanischen Sprachen, und der Böhme Dobrowsky für die slawischen einen Namen gemacht. Das glänzendste Beispiel dieser Weise von Philologie bietet sich aber in Deutschland in Jakob Grimm an. Er hat uns die germanischen Sprachen und das deutsche Mittelalter so klar gemacht als wir früher nur die alte Literatur verstehen lernten, er hat die deutsche Grammatik zum erstenmal in wissenschaftlicher Form vor uns aufgestellt. Ohne Rask's practische Kenntnisse hat Grimm die altscandische Sprache viel besser erkannt als Rask, gerade weil er durch das Neuisländische nicht präoccupiert war. Mit Grimm also tritt der germanische Sprachkörper als ein wichtiger Bestandtheil in die vergleichende Grammatik.

3) Wir sprechen jezt drittens von der vorzugsweise theoretischen Behandlung der Sprachwissenschaft. Theorie entspringt überall, wo die Erfahrung einen gewissen Grad von Vollständigkeit

erreicht hat, die ganze Breite der Aufgabe hatte Rask erkannt, aber das Detail noch nicht hinreichend durchgearbeitet. Die historisch patriotische Behandlung isoliert sich auf ihr specielles Gebiet; die Kenntniß europäischer Sprachwissenschaft erhielt aber ihren festen Anhaltspunkt in dem Spiegelbild, das ihr die asiatischen Sprachschwestern entgegenhalten. Franz Bopp hat sich das Verdienst erworben, uns die Sanskritgrammatik zuerst in wissenschaftlicher Form darzustellen und ihre Analogie mit der abendländischen Sprache zur Evidenz klar zu machen, er machte uns ferner mit der gewissermaßen von Rask entdeckten ältesten persischen oder Zendsprache bekannt, und wies endlich im Allgemeinen auf den Zusammenhang dieser Sprachen mit der Altslawischen und Lettischen. Bopps Sprachstudien gingen zunächst von Rasks Grundlage aus, er strebt zur Universalität der grammatischen Ansicht, verliert sich aber bei einer gleichsam mikroscopischen Genauigkeit der Untersuchung zu sehr im Detail und das Systematisieren ist ihm nicht durchaus gelungen. Als geistreicher Etymolog ist ihm zunächst und auf dem ganzen gewonnenen Sprachgebiet besonders August Pott zu nennen. An diese bedeutenden Vorarbeiten schließen nun auch meine Versuche in der Sprachwissenschaft sich an; ich habe mich mehr als meine Vorgänger mit der Untersuchung der slawischen Dialekte beschäftigt und glaube von dieser Seite sie hie und da zu berichtigen. Es ist aber zu erwähnen, daß im jetzigen Augenblicke die slawische Grammatik eine gründliche Darstellung durch den Kroaten Mikloschits zu erfahren im Begriffe ist. Einige weniger bedeutende Glieder unseres Sprachstamms, das Armenische, Arnautische, Bulgarische und Wallachische sind leider bis diesen Augenblick für das Bedürfniß der vergleichenden Grammatik noch nicht hinreichend untersucht. Unsere Wissenschaft ist noch jung und ein völliger Abschluß des Materials, darum eine Vollendung erst von der Zukunft zu erwarten.

III. Die vier Sprachstämme.

Die Sprachgestalten entspringen aus dem menschlichen Geiste, sie sind sein Produkt, aber wenn der Mensch die Sprache aus sich produciert, so ist dieß noch keine That seiner Reflexion; der

Gedanke selbst erwacht erst in der Sprache, es ist eine ursprüngliche Syngenesis von Laut und Wort, der Sprachbildner kann also keineswegs von einem bereits fertigen Wissen ausgehen. Dieß ist der Grundfehler der razionalistischen Spracherklärung, welche die ersten Sprachindividuen aus einfachen Theilen, welche bereits Begriffe seien, zusammensetzen will. Schelling sagt irgendwo: „Die Natur setzt nicht zusammen wie der Chemiker zusammensetzt. Natur und Chemie verhalten sich zu einander wie Sprache und Grammatik." Dieß ist der Standpunkt von dem meine Sprachuntersuchung ausgeht. Wir müssen uns also vorläufig auf den hergebrachten Ausdruck einlassen, die Sprachbildung geschieht durch einen dem Menschengeist angebornen Instinct. Die erst in der Sprache erwachenden Begriffe sind im Anfange nothwendig traumartig, unbestimmt, schwankend. Die Sprache bildet eben in dieser Periode der Unsicherheit eine Ueberfülle von Formen, welche sich später, wenn die Reflexion sie bewältigt und ordnet, auf einen immer kleinern aber darum festeren und bewußten Besitz reducieren. Man kann die erste Sprachbildung eines Volkes auch nicht eine bloße Sitte, ein convenzionelles nennen, denn Convenzion setzt eine Reflexion voraus; sie ist ein reines Naturproduct; der Mensch weiß nicht was er macht, wenn er anfängt sich seine Sprache zu construieren. Ist aber die Fixierung der Gedanken durch die Sprachlaute auch nichts convenzionelles, so ist sie doch immer im einzelnen willkürlich. Der Sprachlaut an sich bedeutet nichts; wenn wir ihm einen Sinn unterschieben, so muß dieß einzelne allerdings durch einen Act der Willkür fixiert werden. Auch würde der einsame Mensch nie auf das Sprachbedürfniß geführt; die Sprache, sofern sie Aeußerung ist, hat den einzigen Zweck der Mittheilung zwischen Individuen.

Nun fragt sich, womit fängt der Mensch zu sprechen an? Wir werden sehen, daß dieser Anfang nicht bei allen Völkern kann derselbe gewesen sein. Man hat zwar beobachten wollen, daß gewisse sogenannte Urwörter fast durch alle Sprachen im Laut sich ähnlich sehen, und glaubte von da auf einen gemeinschaftlichen Ursprung der Sprache von einem Stammvater des Geschlechtes schließen zu können. Allein wenn man bedenkt, daß der Sprachlaute im Ganzen wenige sind, und das menschliche Organ unter allen Zonen gleich construiert ist, und von Anfang

auch immer gleich construiert gewesen sein wird, so kann eine Einstimmung in einigen Wörtern schlechterdings nichts beweisen. Es kann dieß Ereigniß des Zufalls oder Entlehnung des Worts von einem Volke zum andern sein. Auch der symbolischen Kraft des Lautcharakters ist einiger Spielraum einzuräumen. Man kann dem Labiallaut P eine kräftigere Natur als seinem entsprechenden Nasal M beischreiben. Daher kommt es wohl, daß die indisch-europäischen Sprachen die Silben pa und ma für Vater und Mutter gebrauchen; aber auch der Hebräer hat sie nur umgedreht in âbh (âf) und êm, der Chinese schwächt sie in fu und mu und auf andere Weise der Ungar in òtjò und ònjò. Damit sind wir aber bereits auf dem Gegensatz der vier Sprachstämme angekommen. Wir finden nämlich auf der Erde verschiedene Anfänge der Sprache, die unter einander unabhängig sich darstellen.

Zuerst ereignet sich, daß der einfach hervortretende Gedanke sich ebenso einfach in einer Lautäußerung zu fixieren sucht, welche Einheit wir die Silbe nennen. Eine Silbe besteht naturgemäß aus einem Vocal, der durch einen vortretenden Consonant eingeführt wird; sie kann vocalisch auslauten oder auch rückwärts durch einen Consonant gedeckt sein. Produciert nun die Sprachbildung nichts als einsilbige Wörter, welche jedes seinen getrennten Begriff ausdrücken, so entsteht die einsilbige Sprache der Chinesen. Und zwar ist die Einsilbigkeit so zu verstehen, daß es Silben sind, die entweder auf einen Vocal (Diphthong) oder doch nur mit nachtönendem Nasalconsonant auslauten. Auch im Anlaut kann nur Ein Consonant stehen, wozu einige Zischlaute, das kv, kj, tj, kommen. Die complicierten Vorstellungen können also nur durch Verbindungen von Silben d. i. Wörtern dargestellt werden; die Beziehungen der Wörter sprechen sich bloß durch Zusammensetzung und Stellung der Wörter aus, die ganze Grammatik besteht hier aus Composizion und Syntax. Der chinesische Sprachstamm im Osten von Asien bildet eine abgeschlossene Sprachwelt für sich, die mit den übrigen Völkern in keiner Beziehung steht. Ebenso apart ist ihre symbolische Art zu schreiben, wo das einzelne Zeichen nicht aus Sprachlauten zusammengesetzt ist, sondern jede Silbe oder jedes Wort auch sein eigenes specifisches Zeichen hat.

Eine zweite Sprachclasse ist die der Suffixsprachen. Hier werden der Stammsilbe zur Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse einzelne Silben angehängt, und zwar in der Art, daß jede Beziehung durch eine besondere Silbe ausgedrückt werden muß. Diese Art der Verbindung hat die meiste Aehnlichkeit mit unserer Derivazion, die hier zu der Composizion der vorigen Classe noch hinzukommt. Daß aber diese Verbindung der Silben eine rein mechanische und von unserer Flexion ganz verschiedene ist, werden wir später an einigen Beispielen zeigen. Diese Sprachclasse ist die bedeutendste auf unserem Erdboden, was ihre Ausbreitung betrifft; sie befaßt nicht nur alle Urvölker von Afrika und Amerika, sondern auch die Hälfte von Asien und einige Oasen in Europa, wohin die tatarisch-türkische, die finnisch-magyarische, die keltischen und die baskische Sprachen gehören. Ich habe für dieses Sprachgeschlecht den Genusnamen Mongolisch vorgeschlagen, in welcher Beziehung (früher Mungalen) sich wahrscheinlich die Völkernamen der Mandschu und der Magyaren wiederfinden lassen. Ein gemeinsames Kennzeichen dieser Sprachen ist, daß sie sich durch große sinnliche Weichheit, zum Theil durch Wohllaut auszeichnen. So fängt z. B. kein einheimisches magyarisches Wort mit zwei Consonanten an, wovon nur die ihnen einfach geltenden Zischlaute ausgenommen sind. Das *wesentliche* ist, daß alle diese weit auf dem Erdboden versprengten Sprachen nur durch das gemeinschaftliche Bildungsprincip zusammengehalten werden. Einen innern Zusammenhang unter sich selbst haben die einzelnen Stämme durchaus nicht; der Baske hat andere Wortwurzeln und andere Suffixe als der Kelte, der Tatare andere als der Finne, und wenn sie sich in den Wörtern berühren, so erklärt sich dieß einzig aus der Völkervermischung. Besonders wichtig ist aber, daß diese Sprachen gewöhnlich sowohl in den Wortwurzeln als in den Suffixformen im einzelnen vielfach mit denjenigen Stämmen eines anderen Sprachgeschlechtes zusammenhängen, in dessen Nachbarschaft sie wohnen oder gewohnt haben. Meine freilich bis jezt noch nicht zu beweisende Hypothese ist, daß die Suffixsprachen gar keinen selbstständigen Organismus gehabt haben, sondern daß sie ihre Sprache gleichsam aus den Brosamen der organischen Sprachstämme sich zusammengeflickt und die Wörter durch gewisse, zu Suffixen gestempelte früher

selbstständige Wortformen in den Mechanismus ihrer Grammatik sich zurechtgestellt haben. Erst eine vergleichende Grammatik dieser Sprachen wird dereinst dieses Räthsel aufklären.

Dagegen einen in sich geschlossenen Organismus besitzt die dritte Classe der semitischen Sprachen. Sie hängen in ihrem Wortvorrath und in den grammatischen Funczionen zusammen. Zwar ist das, was man ihre Flexion nennt, noch nicht vollkommen aufgeklärt, und nicht völlig das, was sie in unsern Sprachen ist; nicht selten wird sie durch offenbare Suffixe unterstützt, welche aus selbstständigen Wortformen bestehen; sie sind aber noch durch einige besondere Kennzeichen fest aneinander gehalten. Diese Sprachen haben nämlich Verbalwurzeln, die aus drei Consonanten bestehen, welche man als zweisilbige Elemente betrachtet, und deren Flexionsthätigkeit sich durch die damit verbundene Verbalfärbung unterscheidet; eigenthümlich ist auch, daß dieser Sprachclasse die eigentliche Composizion der übrigen Sprachstämme abgeht. Die semitische Sprachclasse hat sich vom westlichen Asien aus über einen großen Theil von Afrika ausgebreitet, und bildet wie im Osten das Chinesische eine in sich geschlossene arrondirte Sprachwelt.

Endlich die vierte Sprachclasse ist die indische oder indisch-europäische. Sie ist ohne Widerrede die vollkommenste und zwar darum, weil sie die Hilfsmittel aller anderen Classen in sich vereinigt; ihre Sprache bildet sich nach dem Princip der Composizion wie die chinesische, nach dem der Derivazion wie die Suffixsprache, und hat eine klarere Flexion als die semitische. Sämmtliche Sprachen des indischen Stammes gehen wesentlich aus Einer Wurzel hervor, die wir zwar in ihrem Urzustand nicht mehr kennen, auf die wir aber aus den einzelnen Aesten zurückschließen können. Alle diese Sprachen haben einmal dieselben Wurzelwörter, ferner haben sie dieselben Derivativsilben, das heißt Silben, die wir aus früheren wirklichen Wörtern nicht ableiten können, sie haben aber endlich, und das ist die Hauptsache, dieselben Flexionen. Die Verba conjugieren ihre Personbildung nach einem gemeinschaftlichen Schema von sieben einfachen Silben. Die Modal- und Temporalbildung geht nach gemeinschaftlichen Elementen vor sich, und auch die Declinazion der Nomina ist aus einer gemeinschaftlichen Quelle geflossen. Da wir

es mit diesen Sprachen hier allein zu thun haben, so müssen wir den geographischen Umfang des Sprachstammes näher ins Auge fassen. Es sind sechs Hauptvölker, die sich in zwei oder drei Gruppen betrachten lassen; die einzelnen Stämme sind in dem Grade verwandt, wie sie sich geographisch berühren; im einzelnen freilich können sich je zwei oft aus der weitesten Ferne am nächsten berühren. Man kann als die westlichste Flanke von Europa die Romanen und Germanen ansetzen; im Centrum oder im Uebergang von Europa nach Asien die Griechen und Sslawen, und als östliche Flanke, vom caspischen Meer bis zur Gangesmündung, die Perser und Inder. Richtiger wäre vielleicht die Inder, Perser und Sslawen als östliche, die Griechen, Germanen und Romanen als westliche Seite aufzustellen. Alsdann fallen zur östlichen Hälfte noch einige kleinere Sprachstämme, nämlich der lettische und vielleicht der armenische und arnautische, mit welchem das Bulgarische und Walachische als gemischte Sprachen in inniger Beziehung stehen, und die man daher als thracischen Sprachstamm aufzustellen versucht hat. Freilich kennen wir nicht alle diese Sprachen bis in das hohe Alterthum hinauf. Die ältesten sind das Sanskrit und das Griechische, dann das Lateinische, dann das Gothische, jünger sind das heutige Persisch und Sslawische. Was den heutigen Bestand betrifft, so ist das Griechische auf einen kleinen Raum beschränkt, das Lettische, Arnautische und Armenische nie sehr ausgebreitet gewesen; in Indien sind die vom Sanskrit stammenden Idiome mehr auf den Norden Vorderindiens, und vorzüglich auf das Gangesthal beschränkt. Im Ganzen überwiegt Europa an Volkszahl ohne Zweifel seinen asiatischen Stammesbrüdern. Das Ganze nimmt sich tabellarisch so aus:

Indisch-europäischer Sprachstamm.

Westliche Flanke, Westeuropa.		Centralvölker, Osteuropa.		Oestliche Flanke, Asien.	
Westliche Hälfte oder westliches Europa.			Oestliche Völker bis zur Gangesmündung.		
Romanen.	Germanen.	Griechen.	Slawen.	Perser.	Indier.
a. Römisch. Spätlateinisch. Italienisch. ——— Bündnerisch. ——— b. Castilisch. Portugiesisch. Catalonisch. ——— c. Provenzalisch. Normännisch. Französisch.	a. Gothisch. ——— b. Altscandisch. Isländisch. Schwedisch. Dänisch. ——— c. Altsächsisch. Angelsächsisch. Friesisch. Altenglisch. Englisch. Altflämisch. Holländisch. Plattdeutsch. ——— d. Altfränkisch. Altschwäbisch. Schweizerisch. Schwäbisch. Fränkisch. Bairisch. ——— Hochdeutsch.	Hellenisch. Byzantinisch. Romäisch.	a. Altslawisch. b. Russisch. Sserbisch. Krainisch. c. Polnisch. Tschechisch. Lausitzisch.	Zendsprache. Pehlewi. Parsi. Neupersisch. Kurdisch u. s. w.	Sanskrit. Prakrit. Pali. Hindostanisch. Bengalisch u. s. w.
		Thracischer Stamm.	Lettischer Stamm.	Armenischer Stamm.	
		Arnautisch. Bulgarisch. Walachisch.	Littauisch. Kurliwisch. Altpreußisch.	Altarmenisch. Neuarmenisch.	

IV. Aufgabe der vergleichenden Grammatik.

Eine vergleichende Grammatik im allgemeinsten Sinne des Worts müßte sich die Aufgabe stellen, das Verhältniß der vier Hauptstämme zu einander klar zu machen. Sie müßte unmittelbar von der Logik ausgehen, müßte nachweisen, daß das wesentlich eine und gleichmäßige logische Bedürfniß des Gedankens, in seiner Aeußerung und Offenbarung vier ganz verschiedene Wege eingeschlagen hat. Mit Einem Wort, eine solche Wissenschaft wäre eigentlich eine angewandte Logik oder die Geschichte der Naturerscheinung des Begriffes. Eine solche Wissenschaft ist aber bis jezt nicht versucht worden und im Augenblick auch nicht möglich; denn sie setzte voraus, daß wir über die Natur der einzelnen Sprachstämme schon ganz im Klaren wären, was wir nicht sind. Einzelne Gelehrte in Europa verstehen freilich chinesisch zu lesen, andere haben eine Uebersicht über die semitischen Dialecte, aber diese haben es noch nicht zu einer Gesammtdarstellung ihres Organismus gebracht, noch am weitesten zurück ist wie gesagt die Kenntniß der zahllosen Suffixsprachen, wahrscheinlich würde ihre Vergleichung zu großen Differenzen in ihrem Kreiße führen; es wird darum unter uns vorläufig unter dem Ausdruck Vergleichende Grammatik bloß die Geschichte des indischen Sprachstammes verstanden. Er ist für uns in doppeltem Sinne der wichtigste, weil er unsere eigene Sprache und die uns wichtige Literatur befaßt und dann weil dieser Sprachstamm der geistigste, und seine grammatische Entwicklung die vollkommenste ist. Wie in der Thierwelt das niedriger organisierte Thier die höhere Organisazion gleichsam voraussetzt und auf sie hinaufweist, so muß auch in der Grammatik die Erforschung des vollkommensten Sprachgeschlechts den Weg bereiten um aus ihm die andern Stämme verstehen zu lernen. Aber auch, auf dieses Gebiet eingeschränkt, ist der gegebene Stoff von ungemeiner Ausdehnung. Kein Philolog kann auch nur die Hauptstämme dieser Sprachclasse mit gleicher Geläufigkeit sich zu eigen machen. Unsre Philologen theilen sich daher gewöhnlich in die einzelnen Provinzen. Der eine lernt vorzugsweise Griechisch und Latein, oder die classische Literatur, der zweite etwa Indisch und Persisch oder die orientalische, der dritte Germanisch und Neuromanisch oder die mittel-

alterliche. Mit dem slawischen haben sich unter uns noch wenige gründlich beschäftigt. Das Lettische, Armenische, Arnautische wird auch nur gelegentlich mit andern Sprachkreißen verbunden. Es ist nun zwar nicht nothwendig, daß der vergleichende Grammatiker alle diese Mundarten praktisch geläufig verstehe. Man kann eine Sprache grammatisch studieren, ohne sie lexicalisch zu kennen. Allein man geräth auf diesem Weg sehr leicht auf Mißverständnisse, und das völlige sichere Urtheil bleibt zuletzt in jeder einzelnen Mundart nur dem, der dieselbe wirklich auch praktisch versteht oder lesen kann. Man muß sich darum in jeder Sprache wenigstens auf einen solchen Gewährsmann berufen können. Ich stelle mir die Aufgabe so, daß ich meine Theorie aus den sechs Hauptsprachen abstrahiere; ich betrachte sie als ebenbürtige Töchter einer gemeinsamen Mutter; die ältesten Dialecte haben freilich die meiste Berechtigung, uns auf den Urzustand zu leiten, aber doch nicht ohne Einschränkung; auch die älteste Sprache hat ihre individuellen Gewöhnungen, und ist in gewisser Hinsicht abgeschliffen und verdorben, und auf der andern Seite kann eine Mundart, die erst spät aufgeschrieben worden ist, an einzelnen Stellen dem Urzustand näher geblieben sein. So ist z. B. das Sanskrit alterthümlich in der Vocalisazion und in der Declinazion, das Griechische am vollständigsten und reichsten entwickelt in der Conjugazion, das Lateinische hat die Consonanten und die Personalbildung im Verbum sehr rein erhalten, das Gothische ist in der Laut- und Casusbildung zum Theil sehr alterthümlich, und hat im Verbum Bildungen mit dem Neupersischen gemein, die den anderen Sprachen fehlen, das Sslawische und Lettische haben nach dem Sanskrit die meisten Casus- und Participialbildungen erhalten. So muß immer da, wo die einzelne Sprache eine Lücke bietet, diese aus dem Vorrath der übrigen ausgefüllt werden, und nur dadurch gewinnen wir eine Uebersicht über das, was der Sprachgeist im Ganzen mit unsrem Sprachstamm erstrebte und wollte. Keine Sprache ist nach allen Seiten gleich ausgebildet, jede individuell mangelhaft, und sogar sind die einzelnen Vorzüge oft der Art, daß sie gar nicht mit einander bestehen könnten, sondern sich gegenseitig ausschließen.

Wir wollen jetzt vorläufig die Ordnung andeuten, nach welcher wir das Sprachmaterial sich entwickeln und vor uns

abrollen lassen. Im ersten Abschnitt wird als Vorbetrachtung von den Elementen der Sprache, nämlich den Lauten nach ihrer phonetischen Geltung gesprochen, wo zugleich ihre etymologische Bewegung angedeutet werden muß. Die wahrhafte Grammatik beginnt mit dem zweiten Abschnitt. Es ist schon angedeutet, daß wir die Flexion als den Lebenspunkt betrachten, aus dem unser Sprachstamm sich herausbewegt, und zwar als seine vollkommenste Evoluzion den Verbal-Organismus. Aus ihm geht im dritten Abschnitt der Nominal-Organismus hervor. Diesem folgt im vierten die Etymologie, und im fünften das Pronomen. An dieser Stelle weicht meine Ansicht völlig von der Boppischen ab. Er nimmt neben den Verbalwurzeln besondere Pronominalwurzeln an; mir aber sind die Pronomina abgerissene Verbal- und Nominal-Endungen, welcher Punkt daher schon im Verbum und Nomen bei der Personal- und Casusbildung zur Sprache kommt. Der sechste Abschnitt handelt die Partikel ab, der siebente giebt wenige Andeutungen über die Composizion, der achte bespricht einiges, was von der Syntax nicht bereits durch unsere Behandlung vorweggenommen worden. Im neunten sprechen wir über die geographische Verbreitung unseres Sprachstammes, in einem zehnten wird über das Verhältniß der vergleichenden Grammatik zur allgemeinen philologischen Disciplin gehandelt, und endlich im elften und letzten Abschnitt werden wir das nöthigste über die Schreibkunst anhängen. Damit ist unser Kreislauf durch das Ganze unserer Wissenschaft geschlossen.

Erster Abschnitt.

Von den Elementen.

1. Phonetische Ansicht der Sprachlaute.

Das menschliche Sprachorgan ist unter allen Zonen gleich. Auch die alten Sprachen sind auf dieselben euphonischen Bedingungen gegründet, die in unsrem Organ liegen; wir müssen sie nur richtig lesen lernen. Die Verschiedenheit in der Lautbildung der Völker hängt schwerlich vom Clima ab, sondern einzig von der Gewöhnung. Ein Volk spricht mehr aus dem Gaumen, ein andres durch die Nase, ein drittes mehr mit den Lippen, dadurch werden ihm gewisse Lautreihen geläufiger, andre mehr abgelegen. Alle Laute aber, die wirklich vorkommen, müssen sich genau bestimmen lassen und sie sind keineswegs zahllos wie man oft sagen hört. Es ist noch zu bemerken, daß auch die fremden Sprachstämme in den Lauten mit uns identisch sind; der Chinese hat in seiner Lautsprache dieselben Elemente wie wir, ebenso der Ungar, der Araber u. s. w. Ja grammatisch ganz nah verwandte Stämme stehen sich oft im Laut am allerfernsten; so wird uns das slawische schwer, wir finden fremde Laute im Spanischen und dem uns zunächst verwandten Englisch; die Stammverwandtschaft thut nichts dazu.

A. Der Consonant.

Der sogenannte Consonant ist die erste Bedingung der Sprachbildung. Es giebt eine Classe von Consonanten, die Aspirate, welche ganz allein lauten können. Sprechen wir dagegen einen Vocal, so muß immer ein Consonant, wenigstens der sogenannte spiritus lenis voraustönen. Es liegt darin der Grund, daß die

ältesten Schriftarten, bei den Indiern und Semiten, eigentlich nur Consonanten schreiben und die Vocale entweder gar nicht oder als untergeordnete Nebenzeichen dazusetzen.

Ueber die Eintheilung der Consonanten verweise ich auf meine Physiologie der Sprache. Sie zerfallen in zwei Classen, solche welche die Luft ausstoßen und die sie einziehen, der ersten sind drei Classen, Schlaglaute, Aspirate und Spiranten, der zweiten wieder zwei, Nasale und Liquide.

Ich zähle die einzelnen Laute auf und weise auf die uns nächst gelegenen Mundarten, wo sie vorkommen.

Nach den Organgebieten zerfallen die Consonanten in labiale, labial-linguale, dentale, dental-linguale, linguale, palatal-linguale, palatale und gutturale. (Die Tabelle in meiner Physiologie. I. S. 84.)

Schlaglaute sind: labial ein indifferentes griechisches π, das man lateinisch als hart p als weich b ansetzt, und so überall bekannt ist. Labial-lingual ist ein Laut zwischen π und τ, wenn man die Zunge an der Oberlippe explodieren läßt, man kann die drei Abstufungen durch $\frac{\pi}{\tau}$, $\frac{p}{t}$, $\frac{b}{d}$ bezeichnen. Dieser Laut wird in keiner mir bekannten Sprache verwendet, und ich habe ihn theoretisch aufgestellt; dental-lingual ist das griechische τ, hart t, weich d; palatal-lingual ist wieder ein Zwischenlaut zwischen τ und κ, den man $\frac{\kappa}{\tau}$, $\frac{k}{t}$ und $\frac{g}{d}$ bezeichnen kann; er kommt in mehreren Sprachen vor. Im Sanskrit wird dieser Laut das cerebrale t genannt, von Bopp unten punctiert. Im Ungrischen wird er wenn er weich ist durch gy, wenn er hart ist durch ty bezeichnet. Palatal ist das griechische κ, hart k weich g. Endlich als Guttural gehört her der spiritus lenis, den wir vor jedem einzelnen Vocal sprechen, das semitische aleph.

Die Classe der Aspirate befaßt folgende Laute: Labial, doch mit Beihilfe der Zähne, das f; es wird überall gleich gesprochen, und wenn die Holländer in ihrem Zeichen v ein weicheres f behaupten, so ist es mehr Vorurtheil; dental sind zwei Hauptlaute, der erstere ist das alt- und neugriechische ϑ und heutige isländische þ oder das harte englische th. Dieser Laut kommt im Germanischen bei den Gothen, Altscandiern, Altsachsen, Friesen und Angelsachsen vor. Ich schreibe gewöhnlich das Runenzeichen

þ; der Laut wird überall fast ganz gleich gesprochen und ein weiches þ ist in keiner Mundart theoretisch anerkannt. Der zweite Aspirat, der hieher gehört, scheint unsrem Sprachstamm nicht anzugehören; er ist aus dem Semitischen hereingebracht und erscheint in doppelter Gestalt; die erste, die ich ç bezeichnen will, hört man oft bei deutschen Juden statt des s; wir sagen sie lispeln das s; im spanischen Andalusien ist er statt des s zu Hause; der zweite Laut ist das castilische z, das ich immer so bezeichne; dieser Laut ist aus dem arabischen Buchstaben zâd nach Spanien eingedrungen. Auf dem reinen Lingualgebiet sind die s-Laute zu suchen, die sich in den meisten Mundarten in verschiedener Modificazion vorfinden; am reichsten haben diese Laute die Sslawen, besonders der Pole ausgebildet, und aus slawischer Anregung mag in unsern neuern Sprachen auch die Vielfachheit dieser Laute sich herschreiben, denn Griechen, Römer und Gothen hatten nur Ein gleichförmiges S, das nicht das unsrige war. Der Pole hat 6 solcher Laute, d. h. qualitativ 3, wovon jeder als hart oder weich gefaßt werden kann; die harten sind das gemeine scharfe s, unser ß, und das breite polnische sz oder unser sch, das wir theoretisch sh bezeichnen, zwischen beiden steht das gestrichene s, das ich theoretisch ṣ bezeichne; es steht zwischen s und sh, und ist wahrscheinlich im Sanskrit das s das Bopp mit dem spiritus lenis auszeichnet. Die drei weichen Laute sind das polnische oder französische z, das ich theoretisch ſ zeichne, dann das breite französische j oder weiche sh, das wir ſh schreiben und zwischen beiden ein oben gestrichenes z des Polen, das die Erweichung des mittlern Lautes darstellt und das man theoretisch durch ſ̣ ausdrücken müßte. Endlich Palatal ist der Laut des ch im deutschen Worte ich, der sonst fast in keiner Sprache vorkommt und Guttural das zweite ch im deutschen Worte ach, das über die ganze Erde in den meisten Mundarten verbreitet ist. Wir schreiben den ersten Laut durch das einfache Zeichen x, den zweiten durch das griechische χ. Sollen diese Laute theoretisch als weiche aufgefaßt werden, so kann man sie durch ein j bezeichnen und ihm die beiden Spiritus beisetzen; also das erweichte x durch j̓, das erweichte χ aber durch j̔. Zwischen x und χ liegt aber noch ein Mittellaut, der in manchen Mundarten vorkommt; und den ich theoretisch

durch x' bezeichnen will; soll er erweicht werden, so müßte man sich eines ȷ (ohne Punct) bedienen.

Die Spiranten sind erweichte Schlaglaute, also ihrer Natur nach weich, so daß ein harter Laut derselben Qualität unmöglich ist. Labial ist das v oder deutsche w; es läßt sich mit etwas geschlossenern Lippen sprechen, wie im Englischen, wo es dem f etwas näher liegt; ich habe diesen Laut im altgriechischen β vermuthet und bezeichne ihn theoretisch so; die Neugriechen sprechen es aber als volles v; das englische w hingegen ist nichts andres als ein vorgeschlagenes unbetontes u, also Vocal. Der labialdentale Spirant müßte nach unsrer Beziehung $\frac{\beta}{\vartheta}$ geschrieben werden; er ist leicht zu finden, kommt aber schwerlich in praxi vor; dagegen um so praktischer ist der dental-linguale Laut, der im griechischen ϑ und im englischen weichen th gehört wird, ich bezeichne ihn theoretisch ϑ; dieses Lautes bedienen sich die Isländer, Dänen und Castilier statt des d, da wo dieses zwischen zwei Vocale oder hinter den Vocal am Schluß zu stehen kommt, niemals aber im Wortanlaut; am Schluß löst es sich gern ganz auf. Den palatalen Spiranten habe ich im altgriechischen γ vermuthet; er ist wahrscheinlich das sogenannte ain des semitischen Alfabets, das wir also γain schreiben müßten. Der Laut ist nicht ganz leicht zu fixieren, wird aber doch in manchen Mundarten *namentlich* im Inlaut als Erweichung des g gefunden. Gewöhnlich tritt an seine Stelle der bekannte Spirant j, der überall vorkommt. Zum Schluß haben wir das gutturale h. Ein hartes h giebt es nicht; wo man davon spricht, ist entweder eine Neigung zur Aspiration χ gemeint, oder es wird unter dem weichen sodann ein spiritus lenis oder auch bloß ein Hiatus verstanden, wie im französischen h aspirée.

Wir kommen auf die zweite Classe der Consonanten, welche durch ein Einziehen der Luft producirt werden, und zwar zuerst auf die Nasalen; sie entsprechen ihren Schlaglauten; es kann daher ihrer nur fünf geben; dem π entspricht das m, dem $\frac{\pi}{\tau}$ das ebenfalls unpractische $\frac{m}{n}$, dem τ das reine n, dem $\frac{\varkappa}{\tau}$ das $\frac{\eta}{n}$ oder $\frac{n}{\eta}$. Dieser Laut ist practisch; er wird im Sanskrit das cerebrale N genannt und von Bopp unten punctirt; ungrisch klingt er in den Verbindungen ny und ngy und polnisch wird er durch ni oder

gestrichnes n bezeichnet, wir müssen ihn darum durch ṅ auszeichnen; er kommt auch in romanischen Mundarten vor. Endlich dem k entspricht das deutsche weiche ng, wenn man den g-Laut nicht besonders hören läßt; es kommt fast überall vor und wir geben ihm das einfache Zeichen η.

Die letzte Classe bilden die Laute, die ich vorzugsweise liquide nenne, die beiden Laute l und r. Sie haben manches gemeinsame, stehen sogar zuweilen an Vocalstelle. Das erste wird überall durch ein Schnalzen der Zunge, das zweite durch ein Vibrieren oder eine zitternde Bewegung der Organe hervorgebracht; beide haben verschiedene Abweichungen; das gewöhnliche L ist dasjenige, das wir in der Silbe al aussprechen; ein andres, das wir in il hören lassen und das bereits dem sogenannten mouillierten L angehört, ein drittes L ist das breite russische oder das polnische durchstrichne L. Wir schreiben das erste einfach l, das zweite mit dem unterschriebnen spiritus lenis ḷ, das dritte mit dem asper ḷ. Beim R läßt sich vom gewöhnlichen r noch das gutturale oder geschnarrte unterscheiden, das man durch rh ausdrücken könnte, womit aber nicht das griechische ῥ gemeint ist. Manche Sprachen, namentlich Spanier und Engländer, unterscheiden ein härteres und weicheres R, die Armenier haben sogar zwei Buchstaben dafür. Das slawische rsh ist ein Doppellaut.

B. Der Vocal.

Ich nenne das a den Indifferenzvocal, das o seine negative, das e seine positive Ausweichung; diese drei Laute können sich abschwächen in den farblosen Laut, den wir unter dem stummen e verstehen, den ich aber den Urlaut nenne und ihn durch ë bezeichne; er ist dem a, o, e gleich verwandt, das letzte Residuum, wenn man die individuelle Färbung abzieht. Nun kann sich aber das o steigern in u, so wie e in i, und somit hätten wir a, u und i als die drei Grenzpuncte des Vocalsystems. Es liegen aber zwischen a und u und a und i noch verschiedene Mittel- oder Halbtöne. Auf der ersten Reihe kann man unterscheiden, dem a zunächst ein à, das nur wenig abweicht, dann å, das im Englischen all lautet, dann o, dann etwa ó zwischen o und u und endlich u; auf der zweiten Reihe vom a ab zuerst ä wie im

Englischen ai, dann unser ä, dann das reine e, dann etwa è zwischen e und i (das polnische y), endlich das scharfe i. Alle diese Laute werden namentlich in Volksmundarten berührt. Die genannten Vocale sind die natürlichsten, gewöhnlichsten, es giebt aber noch zwei andre Classen. Die nächste nenne ich Zwischenlaute; sie ziehen sich zwischen der negativen und positiven Reihe hindurch, nämlich zwischen o und e liegt ö und zwischen u und i unser ü; außer diesen bekannten Lauten sind aber auch hier Mittel- oder Halblaute, namentlich liegt in der Tiefe zwischen a und ö oder nach der Quere gerechnet zwischen ä und å ein Laut ȯ, der im Plattdeutschen, Holländischen, Englischen, Französischen, Scandischen und Schweizerdialect vorkommt, aber in der Schrift nicht vom ö unterschieden wird mit Ausnahme des heutigen Isländisch; ein andrer Mittellaut liegt zwischen ö und ü oder zwischen ó und é in der Mitte, den wir ü bezeichnen wollen; er findet sich im Schwedischen, im Neuisländischen und im Elsäßerdialect.

Endlich eine letzte Vocalclasse bilden die nasalen, welche durch die Nase gesprochen werden; das nasale a, französisch an bezeichnen wir ã, das nasale ä oder e französisch in durch ã oder ẽ, ein nasales i oder ĩ findet sich im Portugiesischen im; das nasale o französisch on schreiben wir õ und das nasale u (portugiesisch um) ũ. Von Zwischenlauten ist ein nasales ȯ das französische un, das wir ȭ bezeichnen wollen, ein nasales ö oder ü nur in Volksmundarten zu finden. Die genaue Scheidung der Nasale hat Schwierigkeiten.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß jeder Vocal, als ein einfacher Laut, sowohl kurz als gedehnt (gleichsam doppelt) gesprochen werden kann. Der Urlaut kommt practisch fast nur als Kürze vor; die höchsten Laute u, ü und i können einige Mundarten nicht als Kürzen sprechen und erniedrigen sie; die Nasallaute sind gewöhnlich gedehnt, weil sie aus Vermischung eines Vocals mit einem Nasalconsonant entstehen; sie können inzwischen auch als einfache Laute theoretisch kurz vorkommen.

Vereinigen sich zwei Vocale zu einer Silbe, so entsteht ein ungleichnamiger langer Laut oder Diphthong. Er hat zwei Classen; echten Diphthong nenn' ich ihn, wenn die Bewegung vom centralen a ab nach der Peripherie geht, und zwar erstens auf der Richtung von a nach i, hier liegen die Diphthonge ae, ëi

(gewöhnlich ei geschrieben), ai und das nasale ãẽ; auf dem Wege von a nach u, ao, ëu (gewöhnlich ou geschrieben), au und das nasale ãõ; auf der Zwischenreihe von a nach ü, aö, ëü, aü und nasal ãṏ (das kaum vorkommt). Eine besondere Art echter Diphthonge ist, die die Seitenbewegung von der negativen zur positiven Seite machen, wie åe, oe, åi, oi, åü, oü, ui und nasal õẽ. Die zweite Hauptart machen die rückgängige Bewegung von der Peripherie gegen das Centrum, sie heißen unechte oder fallende Diphthonge, haben auch etwas ungefüges und der erste Laut wird etwas gedehnt, daher sie gegen den Triphthong neigen; solche sind iu, io, ia, ie,ië nasal ẽë, uo, ua, ue, uë nasal õë und endlich die noch unbequemeren äo, eo, äu, eu, öu, öu.

Wird dagegen beim echten Diphthong der erste Laut lang gesprochen, so entsteht ein Triphthong; sie lassen sich durch sämmtliche echte Diphthonge durchführen, etwa die ausgenommen, deren erster Laut aus dem Urlaut besteht, also åe, åi, åo, åu, ôi, ûi u. s. w. Auch die nasale ão, ãu, ãe, ãi, õe, õi können ihren ersten Laut dehnen. Der Triphthong ist aber immer eine Ueberfüllung der Silbe.

C. Die Quantität.

Unter Quantität versteht man das Gewicht, das die Sprache auf einzelne Silben legt, indem sie dieselben vor andern bevorzugt. In der Geschichte der Sprachen zeigt sich ein allgemeiner Gegensatz, daß sie aus der ursprünglichen rein sinnlichen Tonmessung in eine logisch oder willkürlich, man kann sagen convenzionell fixierte übergehen, man sagt sie gehen von der quantitätischen in die Accentmessung. Ursprünglich scheint der Vocal kurz zu sein; später scheidet sich die Kürze vom Doppelvocal oder der organischen Länge. Diese fehlt unter uns dem Sslawen. Das Analogon zum langen Vocal oder Diphthong macht von Seiten des Consonant die Posizion, d. h. das Zusammenstoßen mehrerer Consonanten; aus diesen beiden Momenten, der organischen Vocallänge und der Posizion, constituiert sich der Begriff der schweren Silbe, welche der leichten Silbe gegenüber steht, und aus diesem Gegensatz erzeugt sich die quantitätische Metrik. Hier werden die Wörter wesentlich nur als Silben gezählt ohne Rücksicht auf die Wortindividualität. So ist die Poesie der

classischen Sprachen, auch die altindische. Später, d. h. im Mittelalter der Sprachen, fixiert sich der Wortton auf gewisse Silben, den man endlich unter dem Namen Accent auch schreibt; das geschah später im Griechischen und Indischen. Unsre Sprachen des Mittelalters sind noch im Kampf zwischen Quantität und Accent begriffen, wie gewissermaßen noch heute das Französische. Die übrigen neuromanischen und neugermanischen Sprachen sind entschiedne Accentsprachen. Dadurch ist die Quantität großentheils aufgehoben, d. h. man fingiert eine Posizion durch die sogenannte Geminazion desselben Consonants oder man dehnt den ehemals kurzen Tonvocal; dieß ist auch im Neugriechischen geschehen. Im Sslawischen hat nur das Böhmische später lange Vocale und Diphthonge angenommen, alle aber haben decidierten Accent, aber jede Sprache ein ganz eignes System der Betonung, wodurch besonders deutlich wird, daß der Ton etwas modernes und den alten Grundsprachen unbekanntes gewesen sein muß. Darin sind die ßlawischen Dialecte besonders lehrreich; der russische Accent ist so beweglich oder noch beweglicher als der griechische und wenn ein Vocal gedehnt wird, so ist es nur Wirkung des Accents; der Pole betont immer die vorletzte Silbe und der Böhme ohne Rücksicht auf Länge und Posizion unter allen Umständen die erste Silbe; etwas ähnliches findet sich im neufranzösischen Accent. Für eine ungefähre Uebersicht der Differenzen des europäischen Accents mag uns der Namen Napoleon ein Beispiel geben. Er hat vier Vocale, deren jeder den Ton tragen kann: 1) nápoleon betont der Franzose und der Böhme; 2) napóleon der Deutsche, Holländer, Engländer, Däne und Schwede; 3) napoléon der Neugrieche, Pole, Russe und Sserbe; 4) napoleón der Italiener, Spanier und Portugiese.

2. Etymologische Ansicht der Sprachlaute.

Die Sprachlaute gewinnen einen Werth für uns erst durch ihre symbolische Verwendung, wo sie Wörter bilden, d. h. in der Etymologie. Weil es uns in der Grammatik vorzugsweise um die Flexion zu thun ist, so stellen wir die etymologische Betrachtung hier voran hinter die Lautbildung, um uns nachher ungestört der Hauptuntersuchung widmen zu können.

Die Wurzeln unsrer Sprachen, d. h. die wesentlichen Buchstaben der Wörter kommen erst in den jüngsten Mundarten in ihrer Nacktheit zu Tage; je weiter wir in der Geschichte hinaufsteigen, desto mehr sehen wir sie mit Flexionselementen verwachsen. Sie müssen aber theoretisch von diesem Organismus losgelöst und in dieser Abstraczion nach ihrer specifischen Qualität besonders betrachtet werden.

Die Wörter einer Sprache nach ihrem Wurzeltheil zu rubricieren, ist schon auf verschiedne Weise versucht worden. Der Hauptgegensatz in der Behandlung besteht darin, ob der Theoretiker von der sinnlichen Lautbildung oder von der Bedeutung, dem Grundbegriff der Wörter ausgeht.

Legt man die Bedeutung zu Grund, so ergiebt sich das bekannte Verfahren der sogenannten Synonymiker. Es ist in einzelnen Sprachen practisch mit Scharfsinn ausgeführt worden. Gewöhnlich betrachtet man hier seine Sprache ganz isoliert, ohne Rücksicht auf die Abstammung der Wörter. Es beruht alles auf dem Scharfsinn der Definizion. Dabei ist die Anlage des Ganzen gewöhnlich alfabetisch, d. h. ohne logische Ordnung. Die Untersuchung geht aber gern ins Kleinliche, besonders darin, daß der Synonymiker sich abmüht, zwischen zwei bestehenden Wörtern immer noch irgend eine Verschiedenheit des Begriffs herauszuspüren, während oft mehr dazu gehört zu begreifen, daß zwei solche Wörter in der Sprache wirklich gleichbedeutend sind.

Nimmt man zur Synonymik die historische Etymologie hinzu, so ist es höchst interessant, wie die Grammatik ihre sinnlich entwickelten Formen aus einer Bedeutung in die andre überspringen läßt. Die Metamorphose des Begriffs ist nicht minder wichtig und um ein gut Theil schwerer als die Metamorphose des Lautes, von dem wir hier zu sprechen haben; aber diese Seite der Grammatik ist auch noch am wenigsten wissenschaftlich angebaut. Die historische Grammatik betrachtet die Sprachform zu einseitig als Naturprodukt, während doch in der Sprache nichts ohne den innern Trieb des Gedanken sich ereignet. Die practische Grammatik erlaubt sich den Ausweg, wenn zwei gleichklingende Formen einer Sprache in der Bedeutung nicht unter einen Hut zu bringen sind, sie als zwei verschiedene Wurzeln zu behandeln. Solche Homonymen, auf denen auch das Wortspiel beruht, bietet jede

Sprache dar; am meisten freilich Sprachen, die durch große Abschleifung die Wörter auf wenige Laute reduciert haben, wie z. B. die französische. Das französische Wortspiel besteht hauptsächlich darin, daß man ein längeres Wort in seine Silben auflöst oder umgekehrt und den Silben dann eine zweite Bedeutung unterschiebt. Da es aber im Französischen so äußerst leicht ist, Wortspiele zu machen, so ist das Wortspiel aus der höhern Poesie ausgeschlossen. Eine andre Art Wortspiel bilden Sprachen, welche sehr gemischter Natur sind, wie die englische. Das englische Wortspiel ist nicht syllabisch, sondern es betrifft immer zwei ähnlich klingende Würzeln, die häufig aus verschiedenen Mundarten stammen. Hier macht das Wortspiel sich nicht so von selbst, es bleibt daher ein Kunstmittel der comischen Poesie. Die historische Ansicht hebt den Schein des Wortspiels auf und weist seinen Ursprung nach. Sie sagt uns z. B., daß im Deutschen eine Wurzel riŋŋ in der ältern Sprache bald riŋg leicht, bald χriŋg Kreiß und bald vriŋg drehen geheißen hat, so daß uns drei Bedeutungen in Eine Form zusammengeflossen sind, oder daß eine französische Form wie sō bald auf sanctus, bald auf sanus, bald auf sinus, bald auf signum, bald auf cinctus und bald auf quinque beruht. Sie erklärt uns, warum das deutsche l a d e n zwei unvereinbare Begriffe bedeutet und unterscheidet das gothische starke Verbum χlaþan, χlôþ beladen, belasten mit dem Präteritum l u d von dem schwachen Verbum laþôn einladen, dessen Präteritum früher richtiger l a d e t e hieß.

Jacob Grimm, der die deutsche Etymologie hauptsächlich auf das Princip des Ablauts gestellt hat, stellt aus dem Schema der Ablaute viele deutsche verlorne Verba gleichsam a priori her, indem man die dahin einschlagenden Wörter zusammenstellt. Die Grundbedeutung der Wurzel sucht man dann aus der Summe der Abkömmlinge zu errathen, was nicht immer leicht, zuweilen unmöglich ist. Zuweilen laufen die Begriffe so aus einander, daß man das Verbum nur formell, ohne Grundbegriff, gleichsam einen Leib ohne Seele, aufstellen kann. So lange wir aber den Begriffsübergang nicht möglich machen können, ist auch die Ableitung nicht gesichert. Grimm sagt irgendwo, das Nomen lâfs (Laub) sei vom Verbum liuban, lâf (lieb sein) zu leiten; er sagt sogar etwas mystisch, der Begriffssprung von L a u b auf l i e b sei

nicht stärker als der Lautübergang von au auf ie. Nun läßt sich allerdings zugeben, daß es unsern Vorfahren wie uns etwas liebes und erfreuliches sein mochte, wenn im Frühling die Bäume sich belaubten, aber ein Begriffsübergang ist damit nicht hergestellt. So leiteten die Römer den Namen Venus daher, quia ad omnia venit; das ist ein Witz, aber keine Ableitung. Der Römer wußte nicht, daß sein Venus das griechische Wort γυνη Weib ist, weil er die vermittelnde gothische Form kvinô nicht kannte; ebensowenig wußte er, daß sein venio mit gothischem kviman und unsrem kommen zusammenhängt, so daß jene zwei Wurzeln allerdings sich auch hier ähnlich sehen. Es kann also auch im Gothischen neben liuban noch eine zweite Wurzel dieser Form gegeben haben, von der lâfs sich leitete. So behauptet man jetzt im Gothischen zwei Verba liugan, das eine starke bedeutet lügen, das zweite schwache, ein Weib nehmen; allein gerade diese beiden Verbe könnten trotz der verschiedenen Flexion aus Einem Begriff geleitet werden, wenn wir bedenken, daß das lateinische nûbere bedecken, verhüllen, dann heirathen (von der Frau) heißt (weil sie mit dem Schleier verhüllt wurde). Lügen aber heißt die Wahrheit verhüllen. Vielleicht ist nûbere mit liugan identisch; denn L schwächt sich zuweilen in N und häufiger noch G in B; zur lateinischen Form mit eingeschobenem Nasal stimmt auch das Griechische numfê die Braut. Grimm stellt irgendwo die Wörter Stimme und stumm zusammen (obwohl das erste im Gothischen stibna lautet), wo man also in stumm den Grundbegriff von Stimme negieren müßte. Das führt nun freilich zu dem lateinischen oft verspotteten lucus a non lucendo. Daß aber ein einmal fixierter Begriff in seine Negazion umschlägt, ist in der Grammatik kein so großer salto mortale. Man erinnre sich nur, daß im Französischen die Wörter pas, point, personne, aucun, jamais unter gewissen Verhältnissen jezt verneinend sind, obgleich sie etymologisch das Gegentheil waren, indem also die Negazion bloß hinzugedacht ist. Wenn aber Grimm mit dem Ablaut stumm auch die Form Stamm verbindet, so werden wir einen logischen Zusammenhang schwerlich finden. Bopp dagegen läßt sich durch den Begriff verführen, wenn er das gothische slêpan schlafen mit dem indischen svap verbindet, das im ältern Deutsch svêbjan lautete. Unser Wort hängt mit dem lettischen sljepti zudecken

und slawischen sjépü blind zusammen. Die Schwierigkeit der Etymologie beruht darauf, daß die Sprache, um irgend ein Object zu benennen, durchaus nicht auf die logisch wesentlichen Eigenschaften des Dinges losgeht, sondern sich ebenso oft an die äußerlichste und unwesentlichste Zufälligkeit hält, daher das Feld der Beziehungen und der formellen Reflexion ein schlechterdings grenzenloses wird, woher eben die Vielheit der Sprachen oder die sogenannte babylonische Verwirrung sich schreibt. So hat der Araber einige hundert poetische Ausdrücke, um das Cameel zu bezeichnen, die alle von wesentlichen oder unwesentlichen Eigenschaften dieses Thiers genommen sind. Bei Zusammenstellung eines größern Sprachkreißes bleibt darum die Etymologie immer nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, die sich durch eine ungeheure Masse von Möglichkeiten durchwinden muß.

Stellt man für die Etymologie nicht den practischen Grundbegriff des Synonymikers als das erste auf, sondern hält sich an die historische Sprachgestalt, so ist das nächste, daß man die Formen zusammensucht, welche auf einige Grundbildungen zurückführen. Dieß ist z. B. das Verfahren der alten Grammatiker und wird noch heute im Griechischen geübt; man spricht von einer Grundform *καω*, aus der nun die Nebenformen *κεω*, *καυω*, *καινω*, *καυω*, *κειω*, *κτσω*, *κτεινω* u. s. w. hervorgegangen seien. Für eine einzelne Sprache hat diß viel verführerisches und einleuchtendes; aber je mehr man hier die Wurzel auf ein minimum reduciert, wobei ohnehin die Bedeutung mit Gewalt nachgeschleppt wird, desto nichtiger wird sie. Hier wird die Sprache in jedem Grundlaut auf einige Hauptverba zurückgeführt. Diese ganze genetische Entwicklung der Würzeln einer Sprache fällt aber in ein Nichts zusammen, wenn man sie mit den verwandten Sprachen zusammenhält. Hier gewahrt man zu seiner großen Ueberraschung, daß jene sogenannten Stammverben gar nicht vorhanden sind, daß dagegen sich häufig dasjenige, was im Griechischen als eine fern abgeleitete Derivazion erscheint, in der fremden Sprache auffallend analog nach Form und Bedeutung sich wiederfindet, so daß man zur Ueberzeugung kommt, unsre Sprachen sind nicht nur in der ersten Sprachanlage, sondern in der specifischen Entwicklung des einzelnen sehr lange mit einander gegangen und haben sich erst getrennt, als die Ausbildung

schon einen hohen Grad erreicht hatte. Die Sprachverwandtschaft ist sehr häufig erst durch Derivazionen aus den Stammwörtern vermittelt; einige Beispiele vom Lateinischen aus sind folgende. Man könnte mir bezweifeln, wenn ich aufstelle, das lateinische capio laute im Deutschen haben, die Derivazion accipiter aber beweist es, die von der Wurzel kap geleitet ist, wie das deutsche Wort Habicht; noch sonderbarer lautet vielleicht, wenn ich vom lateinischen pellere das deutsche fliehen deriviere, allein die Derivazion pûlex der Floh spricht für diese Ableitung. Das Bestreben des Etymologen muß also durchaus nicht auf lautarme Wurzelwörter ausgehen, im Gegentheil die lautvollste Wurzel ist die wahrscheinlichste, nach dem Grimmischen Satz, die Sprachgeschichte kann die Wörter nur abnützen, die Zeit kann der Sprache nichts geben, nur nehmen. Was sie ihr giebt, das sind anerkannte Processe der Physiologie, z. B. Diphthongifazion der Vocale, Aspirazion der Schlaglaute u. s. w., oder es sind Composizionen.

Ein ähnliches Verfahren, wie die classische Philologie, haben nun neuerdings die Sanskritaner eingeschlagen. Sie haben vor jenen den Vortheil, daß sie ein großes Gebiet überschauen; sie können das Indische mit dem Persischen und den classischen Sprachen, auch dem Deutschen zusammenstellen. Ein Mißverständniß ist aber, daß sie das Sanskrit als das absolut älteste Idiom betrachten, aus dem das übrige abgeleitet wird. So hat man nach Maßgabe der indischen Grammatiker 375 Wurzeln aufgestellt, aus denen unsere Sprache deriviert werden sollte, ganz in der Gestalt und Bedeutung, wie sie der Sanskrit angiebt. Allein die Gestalt der Sanskritwurzeln ist physiologisch selbst schon zersetzt und anerkanntermaßen vieles in unserer Sprache besser erhalten; sodann waren die Sanskritgrammatiker in ihrer eignen Mundart eben so isoliert und einseitig wie die Griechen. Pott, der unsre Sprachen etymologisch so behandelt hat, bemerkt dazu sehr richtig, die Wortwurzel sei eigentlich ein eingebildetes, eine Abstraczion; factisch kommen in der Sprache keine Wurzeln, sondern nur Wortformen vor. Das ist im Grund dasselbe wie wenn ich sage, die Sprache ging ursprünglich vom Begriff des Organismus d. h. von der Flexion aus. Was wir eine Wurzel nennen, das sind die wesentlichen Buchstaben, welche von einer Wortfamilie übrig bleibt, wenn man das den einzelnen

Mundarten physiologisch eigenthümliche und das derivative, so wie das durch die flexivischen Funczionen veranlaßte wegnimmt. Die Wurzel ist aber das Skelett des Wortes, das Knochensystem dieses Körpers, das residuum einer logischen Operazion. Nun schafft aber die lebendige Natur keine Skelette und bekleidet sie hinterher mit Fleisch, Blut, Nerven, um ein Geschöpf zu machen, sondern das Skelett wächst vielmehr aus den andern Systemen heraus; ebenso ist die Wurzel das Resultat der Grammatik, aber nicht ihr genetischer Anfang.

Bopp selbst gibt zu, daß das indische tsh und ṣ jünger sind als das k anderer Sprachen. Der Indier hat sehr oft R, wo unsre Sprachen L haben; nach allen europäischen Erfahrungen geht aber L in R über, nicht umgekehrt. Wenn das lateinische frango und gothische brak, brikan für brechen zusammen gehören, so muß die Wurzel vollständig praŋk angenommen werden. Lautet nun hier die indische Form bhandsh, so wird niemand behaupten, das sei die älteste Gestalt des Wortes, sondern es ist sichtbar die zerstörte Wurzelform. Die Grundformen unsres Sprachstammes finden wir also in keiner einzelnen Mundart, wir können sie nur aus der Vergleichung aller Abkömmlinge theoretisch postulieren und reconstruieren; dann kann man die historischen Gestalten physiologisch davon ableiten.

Der Begriff zehn drückt uns eine Grundform takam aus, die wir freilich nicht Wurzel nennen, weil die Wurzel eigentlich einsilbig sein muß. Diese Grundform brauchen wir aber, um zu erklären, wie die historischen Formen daraus abgeschwächt sind. Der Indier erweicht das T in D, löst das K in ṣ auf und das M in N, so entsteht daṣan, der Grieche erweicht das t bis in sein ∂, schwächt das a in e und wirft den Schlußnasal ab, so entsteht ∂eka; der Römer hat ebenfalls e in beiden Silben und löst die zweite in einen Nasalvocal auf, also dekē; der Gothe behält das t, nimmt den ersten Vocal in è, löst das k in die Aspirazion χ auf, schwächt das zweite a in u und das M in N, so entsteht tèχun; der Lette bildet mit einer Derivativsilbe, dem Indischen am nächsten, deshim-tis, die altslawische Form ist desaŋtĭ. Aus diesen Formen leiten sich alle Wörter unsrer neuern Sprachen für diesen Begriff. Eine andre Grundform ist nama für den Begriff Namen. Daraus erklärt sich

indisch mit Dehnung des ersten Vocals die Form nâma, griechisch mit häufigem Vorschlag eines Vocals, Schwächung des kurzen a in o und einer t-Ableitung onomat, lateinisch mit Dehnung des a in langes ô und einer N-Ableitung nômen, gothisch mit kurzem erstem Vocal und Dehnung des zweiten in ô, namô, slawisch mit Abwerfung des anlautenden N, Schwächung des a zu i, und Schwächung der Nasalableitung an in ẽ die Form imeẽ. Daß das oben angenommene nama eigentlich eine Abkürzung für knama ist, das ist eine weitere Entdeckung, die auf die Wurzel kna wissen, kennen zurückführt und die sich z. B. im lateinischen neben nômen in der Form ignôminia deutlich ausspricht.

Wenn wir nun, um die materielle Gestalt der Wurzeln zu finden, dieß nur durch eine Vergleichung der davon geleiteten Formen erreichen können, so ist es auch mit der Grundbedeutung der Wurzeln nicht anders. Wir können sie nur aus der Vergleichung abstrahieren. Darin liegt nun ein bedeutender Nachtheil. Aus je mehr Wörtern die Grundbedeutung errathen werden muß, desto näher liegt die Gefahr, daß wir dieselbe nach logischer Forderung zu allgemein und abstract auffassen, um das einzelne unter einen Hut zu bringen. Da spricht man z. B. als Grundbegriff von Ausdehnung, Bewegung, Anstoß u. dgl. Dagegen spricht nun der Grundsatz, daß die Sprache niemals vom abstracten ausgeht, sondern immer von sinnlichen Vorstellungen. Erst bei weiterer Entwicklung streiten sich die concreten Wörter unter einander um den Vorrang, die neugefundene abstracten Begriffe ausdrücken zu dürfen, und die allgemeinsten leersten oder auch höchsten Begriffe werden zuletzt fixiert und in den verschiedenen Mundarten hiezu verschiedene Begriffe verwendet. So wird der Begriff sein, der allerdings in unsern Sprachen seine eigne Wurzel as hat, bei der Mangelhaftigkeit seiner Formen bald ergänzt durch eine Wurzel pa, pu, pi, die unsrem bauen zu Grund liegt, dann durch die Wurzel vaṣ, wesen, die concret Dauer bezeichnet, sodann durch sta stehen, durch bleiben und andre Wörter. Aber die Sprache geht auch den umgekehrten Weg und braucht Wörter, die in einer Sprache ganz allgemeine Bedeutung erlangen, in der andern wieder ganz concret; von einer Wurzel traẽk (ziehen) kommt im lateinischen trahere, davon das französische concrete trär melken, so wie das germanische

draŋk, driŋkan trinken; unser abstractes thun kommt von tipêmi stellen, wohin thun, im Englischen dû heißt es sich befinden, in unserer Volkssprache heißt „was thut so?" so viel als was klingt so? Von einer Wurzel kar, die schon im Sanskrit bereiten bedeutet, kommt das deutsche garavan, das im Scandischen göra abstract thun oder machen, bei uns gerben, ganz concret Leder bereiten ausdrückt u. s. w.

Die Grammatik darf über ihrem historischen Stoff nie aus den Augen verlieren, daß die Logik ihr höchster und absoluter Souverän ist. Man muß sich über die Verblendung des Empirikers wegsetzen, der sich so gerne brüstet, er stehe rein auf dem Boden der Erfahrung und der Beobachtung. Wer die Natur beobachten will, der muß Gedanken mitbringen, sonst wäre das Thier, das die Natur frißt, der einzige wahre Empiriker. Jede vollendete Erfahrung führt zur Theorie; da aber die Erfahrung in der Grammatik immer lückenhaft bleiben wird, so kann der Theoretiker nicht auf diese Vollendung warten; er sucht die Wahrheit aus der Vielheit der Fälle plausibel zu machen, muß aber die Gewißheit der Idee der Einheit in der Natur in sich selbst haben, er muß das System suchen, nicht bloß finden; damit hat er den Genuß der Idee vor der beschränkten Empirie voraus.

Namentlich muß aber auch der Etymolog die Bescheidenheit haben, nicht alles erklären zu wollen. Es ist besser sein Nichtwissen gestehen als sophistisieren. Auch darf er nicht zu sehr dem Purismus huldigen. Die Sprachen erzeugen durch ihre Mischung manche Bastardformen. Wenn der romanische Etymolog sich in den Kopf setzt, das französische haut sei altus, so kann er das h aspirée nicht erklären, das vom deutschen hoch genommen ist; solcher Mischlinge giebt es viele.

Man ist darüber einig, daß die Sprachlaute für sich nichts bedeuten, sondern erst ihre Zusammenstellung. Diese ist aber in der Möglichkeit unbegrenzt und unübersehbar; jede Sprache hat ihre bereits concrescierten Wurzeln als gegebene Elemente, mit denen hantiert wird; sie bestehen aus Lauten; Hauptträger des Wortes sind die Consonanten, die beigegebene Färbung geben die Vocale. Daß ein Vocal von zwei Consonanten eingeschlossen sei, ist die normale Bildung unsrer Sprachwurzeln; es kann dazu ein vierter Consonant treten, ein fünfter in derselben Silbe

kann aber schwerlich wurzelhaft heißen. Lautet die Wurzel vocalisch an, so ist wahrscheinlich, daß einmal ein Consonant abgefallen; wovon der Fall auszunehmen, daß das Wort ein abgerissenes Flexionselement wäre, worüber später. Schließt die Wurzel vocalisch, so ist villeicht einmal ein Consonant abgefallen; doch ist dieser Satz nicht mit Sicherheit aufzustellen, da der erkennbare Zustand uns viele Wurzeln dieser Art bietet.

A. Consonant.

Es handelt sich um die Metamorphose des Lauts in seiner historischen Fortbildung.

Es fragt sich vor allem, wie verhalten sich die drei Grundlaute p, t, k etymologisch zu einander? Darauf erwiedre ich: der flexibelste und leichteste ist T, in ihn können die beiden andern zurücksinken; (darauf beruht eine sonderbare Gewöhnung des Griechischen, das andern Lauten den entsprechenden Dental folgen läßt z. B. ptolemos, kteinó, ſþeiró, χþeṣ u. s. w., wodurch eine unnöthige Härte entsteht). Das K aber ist der abgelegenste und schwerste Laut; folglich steht P in der Mitte. So kämen wir auf K als den Grundlaut, aus dem sich die andern abschwächen können.

Das k wird häufig durch einen angehängten Vocalbestandtheil unterstützt, der, wenn er ein negativer Vocal ist, das lateinische qu = kv erzeugt, ist er ein positiver, so geht aus kj die bekannte Abschwächung des Mittellauts $\frac{\chi}{\tau}$ dem sich aber leicht ein Aspirat anhängt, hervor, und auf diesem Wege entstehen die bekannten Zischlaute tsh, tṣ, ts.

Jedermann wird den alterthümlichen Anlaut im lateinischen kviṣ, kvod anerkennen, wenn er daneben das aufgelöste gothische χvaṣ, χva, das engliche huàt, hû oder gar das deutsche wer, was aufstellt. Aber ebenso gewiß ist das dorische koioṣ, kôṣ, dem nur das lateinische v fehlt, älter als das gemein-griechische poioṣ, pôṣ, und ebenso sicher ist daß das fragende tiṣ eigentlich ein Demonstrativ, das in der Fragefunczion für richtiges früheres piṣ steht, und dieses für noch früheres kiṣ, und dieses für lateinisches kviṣ. Im Indischen, Persischen, Sslawischen und Lettischen hat das Interrogativ ebenfalls einfachen K-Anlaut, der aber in den Zischlaut tsh übertreten kann, also statt des v Nachschlags der mit j.

Die Theorie muß also den Rang der Grundlaute k, p, t in dieser Folge anerkennen, denn eine Ordnung ist unvermeidlich, und diese ist die plausibelste, wenn es auch nur ein theoretisches Hilfsmittel wäre, denn von mathematischen Beweisen ist ja in der Grammatik überhaupt nicht die Rede. Dabei ist aber wohl zu bedenken, wenn die Natur die Laute K in P und T abschwächen läßt, folglich die drei Grundlaute sich auf Einen reducieren, so ist am Ende gar nicht abzusehen, wie die Sprache nur es überhaupt zu einer Differenz gebracht hat. Darauf ist zu erwiedern, dieser Wechsel der Grundlaute ereignet sich nur in der ältesten Anlage unsrer Sprachen, auf die wir zurückschließen können. Zur Zeit wo unsre sechs Hauptsprachen sich für sich entwickeln, kommt dieser Wechsel eigentlich gar nicht vor, die Sprache verfolgt dann die secundäre gesetzmäßige Richtung, daß sie jeden Schlaglaut für sich in seine Aspiraten und Spiranten auflöst. Nur zwei Fälle sind als Anomalien hier auszunehmen, nämlich daß sie, wie gesagt worden, gern mit Gutturalen ins Lingualgebiet oder die Zischlaute ausweicht, und zweitens, daß zuweilen die Aspirate unter einander gegen die gesetzmäßige Ordnung verwechselt werden, also auch zu einer Zeit, wo von einem Wechsel der Grundlaute längst nicht mehr die Rede ist. Dieser Fall ist aber eine große Abnormität in der Lautgeschichte. Daß aber endlich die harten Laute überhaupt sich in die entsprechenden weichen auflösen, das versteht sich ohnehin von selbst.

Wir können nun folgende Uebersicht aller möglichen Consonantveränderungen aufstellen:

K verstärkt in kv hat seine natürliche Auflösung in χv, dann in bloßes χ oder auch bloßes v. Das χ kann sich in h schwächen und dann ganz auflösen.

K verstärkt in kj geht in die Aspirazion kx, dann durch das $\frac{x}{\tau}$ in den Zischlaut tsh, tș, ts über, und diese lösen sich in einfache sh, ș, s auf.

Das erweichte K oder G kann in weiches χ oder j und h übergehen und sich auflösen, oder durch die Verstärkung gj in den Aspirat x, dann in das j und endlich in den Vocal i, oder aber aus gj ins linguale dſh, dſ, dſ, und diese können sich in einfache ſh, ſ, ſ auflösen.

Das K endlich schwächt sich nach der ersten Anlage in P und von da in T ab.

P hat seine natürliche Auflösung in pf und f, welches sich (aber nur inlautend) auch in v erweicht, das erweichte b kann sich (häufiger im In- als im Anlaut) in f und v, endlich den Vocal u auflösen.

P kann sich ursprünglich abschwächen in T.

T hat seine natürliche Auflösung in Aspirate th, ts, tṣ, tsh, dann in die einfachen þ, s, ṣ, sh. Das erweichte D hat seine Auflösung zuweilen in df und f, häufiger in den Spiranten ð, der sodann abfallen kann, aber auch in die Laute L, R und V überspringt.

Der S-Laut, der häufiger aus K als aus T hervorgeht, kann sich in gutturales H oder ins R umsetzen.

R mouilliert sich ins rsh, das breite ḷ ins weiche ḷ.

M wird zuweilen mit B verwechselt und schwächt sich öfters in N ab.

N schwächt sich manchmal aus L, und löst sich auch wohl in R auf. Seine natürliche Bewegung ist aber nach dem gutturalen ŋ gerichtet, und diß ist der Uebergang zum Nasalvocal.

Wer also Wurzeln aufzählen will, muß einmal die drei Grundlaute k, p, t voran stellen, doch möchte es rathsam sein, das S, das oft aus K stammt und wieder in H umschlägt, dem K zunächst folgen zu lassen, sodann die Spiranten j und v, denn diese sind in einigen Wurzeln sehr constant und ihre Ableitung aus früheren Schlaglauten läßt sich da nicht mehr nachweisen; dann müssen die Nasale M und N als ursprüngliche Laute folgen, und endlich treten auch L und R als wurzelhaft auf.

Ehe wir diese abstracten Lautentwicklungsgesetze auf die Individualität der einzelnen Mundarten anwenden, müssen wir einen Blick auf das Sanskrit-Alfabet werfen, das einige Schwierigkeiten bietet. Nach der uns bekannten Sanskrit-Grammatik ist der Indier sehr reich an Buchstaben und dennoch arm an Lauten. Die drei Grundlaute k, p, t haben neben ihrer Erweichung b, d, g auch eine Erhärtung mit nachklingendem h, nämlich kh, ph, th (nach der Schrift gesprochen), sie stehen wie es die Natur verlangt, in der Regel vor einem Vocal und sind nicht häufigen Gebrauchs; daß ein wirklicher Doppellaut gemeint ist, geht z. B. aus der Wurzel sthâ stehen unleugbar hervor, denn das th englisch aufgefaßt, ließe sich hinter dem reinen S gar nicht

ausſprechen (die Verbindung kommt niemals vor). Die Schwierigkeit liegt hingegen darin, daß der Indier neben den genannten drei Reihen noch eine vierte hat, die nach der Grammatik gh, bh, dh gelten ſollen. Dieſe Verbindungen nach der Schrift zu ſprechen, iſt eigentlich unmöglich, denn der Schlaglaut muß ſich durch das nachtönende H erhärten. Zudem ſtehen die Laute vor Conſonanten, wo H gar nicht lauten kann. Der erſte Laut gh iſt nicht häufig, dagegen bh und dh deſto häufiger, und zwar entſprechen dieſe dem griechiſchen φ und ϑ. Dadurch wird nun natürlich der Verdacht rege, daß mit dieſen Lauten urſprünglich Aſpirate gemeint waren. Das bh ſollte ein vielleicht weich gedachtes F ſein, denn ſonſt fehlte dem Indier das F ganz, das dh könnte etwa ein weicheres griechiſches ϑ oder þ ſein, das ebenfalls fehlt, und endlich das gh könnte ein weiches χ ſein; die Sprache hat zwar ein H, das freilich zuweilen vor Conſonanten rückt, und dann auch auf den Laut χ Anſpruch macht, ein anderes ſelbſtſtändiges χ würde aber fehlen. Nimmt man dieſe Hypotheſe nicht an, ſo fehlen dem Indier außer ſeinen S-Lauten alle Aſpirate; er wäre ſehr lautarm.

Dieſe Anſicht hat ſehr viel einleuchtendes, aber auch ihre Schwierigkeit. Iſt es einleuchtend, daß das indiſche Conſonantſyſtem, das dem griechiſchen und römiſchen im Ganzen gleich iſt, ſeine Wurzel bhar tragen far geſprochen habe, wie der Grieche und Römer fero ſagt, ſo ſagt doch der nächſt verwandte Perſer berem, der Sſlawe beron, der Gothe bèra, und wenn die Wurzel baudh binden, anomal für bh b ſchreibt, weil ſie nicht zwei Aſpirate will, ſo ſteht das vom lateiniſchen fidus, das dieſer Wurzel angehört, zu weit ab und ſtimmt nur abnorm zum gothiſchen band, und perſiſchen bendem. Es wird uns alſo nichts ſicher übrig bleiben, als das indiſche bh eben für ein zweites B gelten zu laſſen, deſſen ſinnlichen Werth wir aber nicht erklären können. So bleiben dem Indier nur drei Aſpirate, das s und sh, die ſich euphoniſch erſetzen (wie bei uns) und noch ein mittleres ṣ, das aus k ſtammt. Noch hat der Indier zwei Lautreihen, wovon eine aus T hervorgeht und unſrem $\frac{\chi}{\tau}$ entſpricht; die andre aber ſtammt aus K und enthält die bekannten Ziſchlaute aus kj, alſo tsh und dſh. Daß auch dieſen beiden Claſſen das Aſpirazions-H hinten angehängt wird, macht die ganze Theorie

verdächtig, denn an ein wirkliches lautendes tsh-h und dsh-h zu denken, ist kaum möglich. Endlich hat der Indier fünf Nasallaute, wovon einer bloß Theorie ist, da die Natur zwar fünf solcher Laute kennt, das $\frac{m}{n}$ aber hier nicht in Frage kommen kann. Ob das Zeichen Anuswara einen Consonant oder Nasalvocal bezeichne, ist auch zweifelhaft.

Wir begeben uns jezt aufs historische Gebiet und fragen, wie die Laute sich aus einer Mundart in die andre verändern. Nicht alle sind der Aspirazion auf gleiche Weise geneigt, und nie bewegen sich alle in Einer Richtung nach der Aspirazion. Sie entwickeln vielmehr darin ihren innern Widerspruch, daß sie denselben Grundlaut in verschiedenen Wurzeln aspirieren.

Am einfachsten ist das Verhältniß im Labialgebiet. Hier ist das V allen unsern Sprachen gemein mit einziger Ausnahme, daß der Grieche diesen Laut völlig aufzulösen pflegt, oder in einzelnen Fällen erhärtet. Außer dem V hat aber jede Sprache noch zwei organische Labiale, die man ursprünglich als zwei verschiedene P ansetzen muß, die sich aber ungleich aspirieren.

Das erste P bleibt so im Indischen, Sslawischen, Lettischen, Griechischen und Römischen, wird aber im Germanischen zu F z. B. die Partikel die indisch pra heißt lautet sonst überall pro, nur gothisch heißt sie fra. (Im Persischen ist hier ein unwesentliches F, es stimmt sonst mit den andern.)

Das zweite P schreibt sich indisch mit jenem bh, lautet persisch, ßlawisch, lettisch und germanisch b, griechisch und römisch aber f z. B. bhar tragen dort ber hier fer.

Neben diesen zwei organischen P steht im Sanskrit das ph und auch die andern Sprachen haben Spuren eines dritten P, das aber als unorganisch betrachtet werden muß; so hat der Germane in entlehnten Wörtern ein P, das wenn es altentlehnt ist, oberdeutsch in pf und f übergeht. Organisch aber fehlt dem Gothen das P, dem Sslawen und Letten das F, dem Griechen und Römer das B.

Die oben genannten Lautwechsel lassen sich am regulärsten im Anlaut verfolgen, im Inlaut sind sie nicht immer so klar. Ueberhaupt viel schwieriger ist aber das Gutturalgebiet. Hier bleibt das seltene J durch die meisten Sprachen, nur Griechen und Scandier werfen es ab, später wird es auch aspiriert wie im

Persischen und Neuromanischen. Daneben gelten aber drei organische K.

Das erste K erscheint rein im Griechischen und Latein, kardia, kord, gothisch aufgelöst in χ χertô, die älteste indische Form hat die Auflösung h, wahrscheinlich hard, das aber dann auch in hrid versetzt wird, wo man die Aussprache χrid vermuthen könnte; der Lette geht in den Lingual ſhirdis und der Sslawe hat mit einer Ableitung sridĭtse. Auch der Perser hat S, denn ser ist das griechische kara Haupt. Da wo das K ursprünglich durch v verstärkt erscheint, wie kvan der Hund griechisch kuôn hat der Indier ṣvan, dagegen der Römer ohne v kaniṣ, der Gothe ohne a χundṣ; das älteste Persisch abnorm spâ weil der Perser aus Idiosyncrasie das sv in sp verwandelt. Auf ähnliche Art ist das indische ṣvêt weiß persisch sipîd, sifîd, slawisch svjetŭ Licht gothisch χvîtṣ weiß. Das griechische kômê Land, lateinisch kampuṣ heißt gothisch χämṣ Heimat, persisch ſemîn und slawisch ſemja.

Das zweite K ist erhalten im Gothischen, kuni Geschlecht, kvinô Weib, erweicht sich im Griechischen und Latein in G, genoṣ, gunê und genuṣ, wird aber in Lingual aufgelöst im indischen dſhan gebären, dſhanî Weib. Dieses geht im slawischen in ſhena und persisch in ſen über. Dieses oberdeutsche k geht inlautend in Aspirazion über, in der Schweiz auch im Anlaut.

Das dritte K erscheint nur selten als solches im Indischen z. B. kar oder kri machen, deutsch steht g in garavan gar machen, gerben, scandisch göra; dieses g im Deutschen ist zuweilen auch im Sslawischen G, gothisch gastṣ, slawisch gostĭ. Im Sanskrit, wo die Vergleichung selten trifft, scheint ein gh zu stehen, z. B. ghas essen. Im Griechischen steht die Aspirazion χ, denn dem gothischen gardṣ entspricht χortoṣ, im Latein der Spirant H, hortuṣ und hostiṣ für gastṣ. Andre Wörter aber stimmen nicht in diese Reihe. Dem griechischen χeimôn entspricht indisch (anstatt gh?) hima; dieses h wird persisch zu ſ und auch der Sslawe sagt ſima. Weiches g geht im germanischen und slawischen oft in j über.

Man sieht, daß die Gutturalreihe viel abnormes hat. Am auffallendsten ist, daß alle östlichen Sprachen keines der drei K ganz rein erhalten haben; da wo der Indier, Perser, Sslawe und Lette den Anlaut K haben, hat die Etymologie Schwierigkeiten.

Gesichert scheint es nur durch das ursprüngliche kv, obgleich das Fragpronomen mit k und tsh anlautet.

Auf dem Dentalgebiete stehen sich drei T gegenüber.

Das erste bleibt indisch, persisch, griechisch, latein, lettisch und slawisch, wie die Pronomen tat, to oder tu, tŭi (du) ausweisen. Nur im gothischen ist wieder Aspirat þata. Dieses bleibt altscandisch und altsächsisch bis ins Englische; deutsch aber steht d, das, dafür.

Das zweite T hat dagegen der Gothe rein, tunþus Zahn und ebenso die scandischen und sächsischen Sprachen. In D geschwächt ist das indische dantas, lateinisch dentis, griechisch mit Vorschlag und in ð erweicht oðontos. Dasselbe D hat der Sslave, dati geben und der Lette dievas (deus). Dagegen geht das gothische T oberdeutsch in ts oder unser Z, Zahn, und inlautend in s, als edere, itan, essen.

Das dritte T schreibt der Gothe D in Gemeinschaft mit dem Indier duhitar und dòχtar, persisch doχt, so alle Scandier und Sachsen. Der Oberdeutsche schwankt anfangs ins D, schreibt aber später hartes T, Tochter. Der Grieche hat die harte Aspirazion, þugatêr. Dieser Laut fehlt dem Römer, er setzt zuweilen T, zuweilen aber auch nach dem Gesetz der Aspiratenverwechslung F, daher þurâ Thüre forẹs; der Lette, Sslawe und Perser haben D, dvaras, dvĭrŭ, der.

Das ursprüngliche S, dem ich griechisch, lateinisch und gothisch den Laut ṣ zuschreibe, bleibt indisch sapta, lateinisch ṣeptẽ, lettisch septyni, slawisch sedmĭ, gothisch ṣibun, weicht aber in h im griechischen hepta und persischen heft. Die Wurzel indisch svan tönen ist latein ṣônus, deutsch erhalten in ṣvan Schwan, dagegen persisch χvânden, lesen.

Die Laute M und N wechseln selten wie madidus in nat naß. Dagegen geht das L gern in indisches R, die Wurzel val wollen, will, wählen, wird var oder vri.

Zwillings-Wurzeln.

Der interessanteste Fall ist nun, wenn eine Wurzelsilbe sich unter einem Grundbegriffe entwickelt, sich aber von vorn herein in zwei Seiten spaltet und nun in dieser Doppelgestalt durch die Mundarten fortwuchert. Hiefür einige Beispiele.

Die Wurzel ta, die allerdings keinen Auslaut hat, und in sofern mangelhaft ist, kann den Grundbegriff des Wohinbringens, dann überhaupt des Wirkens aufstellen als eine auf ein Object gerichtete Thätigkeit, was freilich ziemlich abstract lautet. Sie spaltet sich nun in zwei Auffassungen, die nach Laut und Bedeutung sich von einander entfernen.

	I.			II.	
	Begriff: wohin thun, geben.			Begriff: wohin thun, thun überhaupt:	
Indisch	dâ	geben	—	dhâ	legen
Griechisch	dô	geben	—	þê	legen
Latein	da	geben	—	—	
Persisch	dâ	geben	—	—	
Sslavisch	da	geben	—	djé	thun
Lettisch	duo	geben	—	dje	thun
Deutsch	—	—	—	dô tuo	thun.

Ein zweites gutes Beispiel bietet die Wurzel kap, einerseits weil hier die Begriffe sich näher bleiben, anderseits die Zweiseitigkeit der Form sich noch weiter verfolgen läßt. Grimm war der Ansicht, die Lautverschiebung, wie er die ungleiche Aspirazions-Entwicklung benennt, schreite an manchen Wörtern vorbei und lasse sie unberührt, was aber dem Grundgesetz der Sprachbildung widerspräche und auf die Verwechslung urverwandter und entlehnter Wörter führt, und er hat in diesem Sinn das lateinische habêre mit gothischem χaban haben verglichen. Dazu hat aber nur der Begriff verführt, der beidemal einen Besitz ausdrückt. Es ist aber eine Doppelwurzel, wo sich dieser Begriff einerseits in das specifische ergreifen, fangen, nehmen, kaufen, anderseits in besitzen, haben, halten näher bestimmt. Etwa so:

I. kap ergreifen, lateinisch kapio, kapere, fassen, inkipere anfassen, anfangen, konkipere empfangen, begreifen. Davon geschwächt das gothische χaban das für χabäan steht, deutsch χabên haben halten. (Die Ableitung akkipiter Habicht ist oben erwähnt.)

II. kap ergreifen, davon zu leiten das gothische gab, woraus gaf, ich gab, im Infinitiv giban, denn geben ist nichts als haben machen, also das Factitivum der Wurzel. Dagegen ist

kap durch Vermittlung von χap geschwächt in habêre haben, halten, kohibêre zusammenhalten, inhibêre einhalten u. s. w.

Dabei ist nicht zu vergessen, daß diese hier sogenannten Zwillingswurzeln, welche nur selten vorkommen, jedenfalls eine theoretische Hypothese bleiben; die practische Grammatik muß hier immer zwei völlig verschiedene Wurzeln aufstellen.

Geschwisterwurzeln.

Dagegen ist ein andrer sehr häufiger Fall, daß eine Grundform von Anfang an verschiedne Bedeutungen ausdrückt und diese sich dann gerade so in divergenter Richtung entwickeln. Diese können wir Geschwisterwurzeln nennen. Auch diese hat man früher häufig confundiert und Wörter verwandt geglaubt, die es auf keine Weise sind. So hat Grimm noch unser bidjan mit petere verglichen; daß sie aber nicht verwandt sind, wird der gemeinsame Stamm pat ausweisen, der drei völlig verschiedene Begriffe ausdrückt.

I. pat, bedeutet fallen, fliegen und anfallen.

Indisch patâmi ich falle. Griechisch aus papat piptô ich falle, petannûmi ich fliege. Lateinisch petere einen anfallen, dann bestürmen, bitten. Sslawisch padnu ich falle (Futurform). Deutsch ist die Wurzel rein erhalten in Fittig und Feder vom Begriff fliegen; für fallen hat sich das D anomal in L erweicht.

II. pat Macht haben.

Lateinisch pot, potis mächtig, pot sū, possī ich kann, potīrī sich bemächtigen, romanisch potêre können; lateinisch possidêre besitzen. Die deutsche Form ist fatten, altoberdeutsch fasôn fassen, festhalten, woher fast fest, auch Fessel u. s. w.

III. pat sagen, gestehen, bitten.

Gothisch Wurzel bad, davon baþ ich gestand mein Bedürfniß, bat, Infinitiv bidjan bitten und unser beten. Lateinisch mit Aspirazion (vielleicht mit der einfachern Form fêmi, fârî sprechen, fâtus verwachsen) fateor ich gestehe, fessus, confiteor, profiteor u. s. w.

Diese drei Wurzeln haben im Begriff durchaus keine Gemeinschaft, es sind Geschwisterwurzeln der Form nach; die beiden ersten sind darin analog, daß sie lateinisch p, gothisch f haben,

die dritte aber gothisch b, lateinisch f. Die beiden ersten könnten wir, da sie in derselben Mundart gleiche Grundlaute zeigen, zum Unterschied etwa als Bruderwurzeln, die dritte dagegen als die correspondierende Schwesterwurzel charakterisieren.

B. Vocal.

Hat eine Consonantbildung den Körper einer Wurzel fixiert, so liefert der Vocal die Farbe dazu; höher ist er im Ganzen nicht anzuschlagen. Auf diesem Gebiet sind aber die Ansichten unsrer größten Sprachforscher, Grimm und Bopp, am weitesten auseinander. Grimm faßte vom isoliert germanischen Standpunct aus den Vocalismus nur in seiner flexipischen Bedeutung als Ablaut auf. Nicht zwar im Sinne des Semitismus, wo ein bestimmter Vocal im Verbum auch eine bestimmte Flexion bedeutet, wohl aber in dem, daß in jeder einzelnen Conjugazion der bestimmte Vocal auch die bestimmte Flexion andeutet. In den Wurzeln vit sehen und bug biegen wird das Präteritum durch die Längen vät, båg angedeutet, das Präsens durch vit, biug; in far fahren, das Präteritum durch fôr. So stellte Grimm die Formen von gab, giban und χalp, χilpan, χulpum als gleichberechtigte Vocale sich gegenüber. Bopp hat dagegen erwiesen, daß die Wurzeln hier nur gab, χalp sind, die Formen χulpum und χilpan aber Abschwächungen, daß also die a-Wurzel gab der i-Wurzel vit gegenüber steht.

Bopp hat historisch deutlich gemacht, was die Theorie von jeher angenommen hat, daß a der Grundvocal ist, der sich in die andern abschwächt. Das indische saptamas der siebente, lautet griechisch hebdomos und lateinisch septimus. Hier haben wir das klare Beispiel, wie das kurze a im Sanskrit vorherscht, in den andern Sprachen aber in alle Vocale ausweicht.

Es ist also eine Stufenleiter in den Vocalen; a ist der schwerste, die erste Abschwächung ist o oder u, die zweite e oder i. Die ältesten Dialecte und auch noch manche neue machen aber zwischen kurzem o und u, e und i keinen scharfen Unterschied. Z. B. der Holländer spricht sein i wie unser e, der Plattdeutsche sein u wie unser o. Daher kommt es, daß die ältesten Schreibarten, z. B. die indische und germanisch das gothische kein

kurzes e und o schreiben, sondern nur i und u, doch kennt Ulfilas in einigen Silben kurzes è und ò. Der Wechsel des kurzen a mit o und e ist im Griechischen, Sslawischen und allenthalben. In manchen Sprachen erscheint es als Assimilazion; z. B. die Ungarn und Türken haben harte und weiche Wörter, wo je nach dem Vocal der ersten Silbe sich alle übrige richten und entweder bloß ò, o, u oder bloß e, ö, ü vorkommen. Im Germanischen wirkt die Assimilazion mehr rückwärts, von den Flerionsvocalen auf die Wurzelvocale. Von der Wurzel χalp kann man den Plural χulpum wir helfen, so erklären, daß das flexive u das a der Wurzel assimiliere und in χilpiș du hilfst, ebenso das flexive i; nur läßt sich auf diese Art das Particip χulpanș geholfen und der Infinitiv χilpan nicht erklären. Allerdings hat diese Abschwächung der Vocale sich in der deutschen Sprache so früh ereignet, daß die Derivazion sich ihrer bedienen konnte (z. B. die Hilfe oder Hülfe von der Wurzel χalp gebildet) und es ist dieß ein wichtiges Zeugniß für meine Theorie, daß die Flexion die frühste Evoluzion der Verbalbildung war und die Derivazion eine jüngere. Man könnte aber auch sagen, der Ablaut ist in der Etymologie nicht verbal, sondern mit dem verbalen Ablaut ebenbürtig und gleich alt. Den Uebergang von a in e, von o und u in die Zwischenlaute ö und ü nennt Grimm in der deutschen Grammatik Umlaut und er sagt, er sei immer durch ein i der Flexionssilbe, also durch Assimilazion gezeugt. Dieser Uebergang kommt aber in andern Mundarten ganz ohne Assimilazionsgrund vor, wenn z. B. das lateinische u überall zu ü wird. Damit ist die Geschichte des kurzen Vocals ausgesprochen.

Während der Vocal sich durch die Qualität abschwächt, kann er sich dagegen durch die Quantität schwer machen, zunächst in den Sprachen, welche die sogenannte organische Länge kennen, d. h. welche so weit wir sie kennen, lange und kurze Vocale unterscheiden. Der Sslawe kennt diese Trennung nicht, dagegen der Perser schreibt sogar nur die langen Vocale mit bestimmten Buchstaben, die kurzen aber in der Regel gar nicht, nach seinem semitischen Schreibsystem. Im Sanskrit, wo das kurze a vorherrscht, wird wenigstens dieses nicht geschrieben.

Also dem kurzen a entspricht als seine Beschwerung ein

langes â. Dem indischen langen â aber entspricht Griechisch, Latein und Gothisch gewöhnlich nicht lang a, sondern sie sind bereits wieder abgeschwächt in ô oder ê, dem Gothen fehlt sogar das â gänzlich, d. h. er setzt da, wo die andern Germanen â haben, den Umlaut ê (der aber nach Grimm kein Umlaut wäre). Der Sslawe setzt gewöhnlich kurze o.

Der Vocal hat aber endlich statt durch die Dehnung noch eine zweite Art sich zu beschweren, nämlich durch den Diphthong. Länge und Diphthong stehen sich quantitätisch gleich und ersetzen einander; was eine Mundart durch Dehnung bewerkstelligt, erreicht die andere durch Diphthong. Historisch läßt sich verfolgen, wie die gedehnten û und î allmälig in die Diphthonge ou und ei oder auch au und ai übergehen. Hier tritt also dem ursprünglichen Laut ein anderer voran oder vielmehr, da û und î eigentlich aus doppeltem uu und ii bestehen, so hat sich der erste Laut man kann sagen abgeschwächt. Der sinnliche Effect des Diphthongs ist aber ein energischerer als der der einfachen Länge, weil der zweite Laut durch den ersten vorbereitet und gleichsam hinaufgeschnellt wird. Göthe sagt, der Diphthong sei ein Act des Pathos in der Sprache. Von hier aus erklären sich die Grimmischen Ablaute; aus der Wurzel i wird zu Erschwerung bald ein langes î bald ein ä oder ai oder oi, aus der Wurzel u wird û oder der ungebärdige Diphthong èu und iu oder å, ô, ou.

Der schwierigste Punct ist der, wo in verwandten Formen oder Mundarten die Längen ê und ô mit den Diphthongen ei und ou oder ai und au alternieren. Theoretisch möchte man die Länge für früher halten als den Diphthong, wiewohl die Länge da wo sie aus früherer Kürze hervorging, sich ebenso gut dem Diphthong zuwenden konnte, ohne Vermittlung der einfachen Länge. Wie die Sachen jezt stehen, so giebt es im Sanskrit und im Gothischen Fälle, wo die Längen ê und ô oder ä und å sich vor Vocalen in ein diphthongisches ai und au oder vielmehr aj und av zu verwandeln scheinen. Diesen Sprung, den Bopp auf ein mechanisches Gesetz $a+i=ê$ und $a+u=o$ zurückführen möchte, wird sich am natürlichsten immer dahin erklären, daß die ältern Diphthonge ai und au sich in einförmiges ä oder ê, å oder ô auflösen, einzelne Formen aber, welche wegen eines

nachfolgenden Vocals und dem daraus folgenden Hiatus an dieser Auflösung verhindert waren, beim ältern aj und av verharrten. Da aber ai und au mundartisch dem ê und ô äquivaliren, so kann letztere Form in einer Sprache die vorherrschende geworden sein und dieß ist der Fall im Sanskrit, daher seine ê und ô meistens den griechischen Diphthongen entsprechen. Die nähere Untersuchung über diesen Punct führt immer ins kleinliche und ein eigentliches Resultat ist doch nicht zu hoffen. Wie aber lange Vocale auch in Diphthonge übergehen können, davon ist das gothische ô das beste Paradigma, das im Oberdeutschen als fallender Diphthong uo auftritt.

Für den Vocal halten wir also an dem Grundsatz fest, das a als den Grundvocal zu betrachten, aus dem die andern hervorgehen. Da der Etymolog in der weitern Vergleichung (in der sogenannten großen Etymologie) überhaupt nur sich an den Consonant halten kann, so wäre es villeicht gerathen, sämmtliche Würzeln mit dem Vocal a anzusetzen. Dem widersetzt sich aber Bopp nachdrücklich, weil es zwei Classen von Würzeln giebt, die in allen unsern Sprachen constant wurzelhaftes i und u zeigen, wie die genannten vit sehen, bug oder vielmehr puk biegen oder umbiegen und fliehen. Für diese Classen ist es also gerathen, den Vocal i und u in die Wurzel aufzunehmen, denn das Interesse der Etymologie ist kein andres, als alle vorkommenden Formen auf eine mögliche Grundform zurückzubringen. Noch gebietender tritt jener Fall ein, wo die Wurzel aus bloßem Vocal besteht, wie in der Form i gehen. Diese gehört aber zu einer besondern Classe, die wir später besprechen.

Zweiter Abschnitt.

Der Verbal-Organismus.

I. Die Verbalwurzelbegriffe.

Daß die Flexion, und zumal die verbale, der Lebenspunct ist, aus dem sich der indische Sprachkörper heraus entwickelt, können wir vorläufig als Postulat aufstellen. Ehe wir uns aber zur Betrachtung dieser Flexion wenden, müssen wir einen Blick auf den Kreiß der specifischen Verbalbegriffe werfen, die mit der Flexion sich hervorarbeiten; es ist ein erster Versuch, diese Individuen in gewisse Categorien zu rubricieren; er muß einer gesunden Etymologie als Basis dienen.

Jeder Mensch, der außer seiner Muttersprache noch eine zweite gelernt hat, weiß, daß die Sprachbegriffe oder die sie repräsentierenden Sprachformen, aus einer Mundart in die andre übertragen, einander nie vollkommen decken. Die Sprache bildet zuerst nur Formen für sinnliche Vorstellungen. Die Abstraczion des abstracten Worts ressortiert, wenn die Concurrenz vieler Einzelheiten sich an einander aufgerieben hat; soll aber der abstracte Begriff zu Tage treten, so kann er sich nur in der Form eines der frühern sinnlichen Ausdrücke offenbaren, und da er hier eine breite Wahl hat, so liegt darin der Hauptgrund und der zureichende Grund für Erklärung aller Sprachverschiedenheit. Jede Sprache thut da und dort einen glücklichern Griff als die andern, jede ist in einzelnen Puncten geistreich, witzig, ja die glücklichste. Aber die Sprachen auch nur unsres Sprachkreißes in dieser Hinsicht zu untersuchen, wäre eine unendliche Aufgabe. Wir müssen uns fürerst begnügen, die Wurzelbegriffe in einer einzelnen Sprache zu rubricieren, und am natürlichsten dient uns hiezu die Muttersprache. Jede Sprache verräth ihre Einseitigkeit im

Verhältniß zu andern, indem keine überall die logisch hervorragenden Beriffe mit einem einfachen und treffenden Wort bezeichnet; jede Mundart hilft, wo sie der andern gegenüber Lücken fühlt, durch Composita aus, ja einzelne einfache Begriffe müssen überall syntactisch umschrieben werden. Wir müssen uns darum bei den Formen der Muttersprache an die andern Sprachen erinnern und die Lücken decken. Daß sodann die Verbalbegriffe häufig als Gegensätze auftreten, liegt in der Natur des reflexiven Denkens überhaupt; dieser Parallelismus macht sich hier nur noch nicht so durchgreifend geltend, wie sich die Erscheinung bei den Adjectivbegriffen darstellen wird.

1) Den logischen Grundbegriff bietet das Substanzialverbum sein, das sich in allen unsern Sprachen aus mehr als Einer Wurzel in diese Abstraczion vorarbeitet. Doch sind ihrer zwei zu diesem Zweck vorzugsweise bestimmt, und ihnen ist der abstracte Begriff immanent. Die übrigen sind concreter Natur und erscheinen als Hilfsformen zweiter Instanz.

2) Das abstracte Sein faßt der practische Sprachgeist zugleich als concretes da sein auf, und dann bildet sich der directe Gegensatz in der Negazion von mangeln oder fehlen, das aber auch einen concretern Sinn von Thätigkeit ausdrückt.

3) Aus der Combinazion des sein und nicht sein resultiert das werden, das unsre Sprachen aus verschiedenen Wurzeln hervortreiben. Concreter gefaßt, sagen wir in Beziehung auf den Verlauf geschehen, oder wenn man den Ausgangspunct im Auge hat entstehen; abstracter ist anfangen, beginnen. Der Gegensatz dieser Begriffe ist einerseits schwinden, vergehen, anderseits aufhören (von der Arbeit absehen) enden, schließen.

4) Wird der Verlauf noch fester fixiert, so ist der Hauptbegriff bleiben, der aber auch specifisch räumlich ist, specifisch zeitlich heißt es dauern, währen. Den Gegensatz drückt aus sich verändern, wechseln, wandeln, und diese Wandlung bestimmt sich in die Quantitätsgegensätze mehren und mindern, steigern und schwächen, vergrößern und verkleinern.

5) Wir sind jezt beim Hauptgegensatz der Ruhe und Bewegung angekommen; die erstere drückt allgemein ruhen, mit concreter Anschauung weilen, sodann wohnen, und mit

subjectiver Intenzion gefüllt warten aus. Den ruhenden Körper überhaupt bezeichnet liegen, das aber, auf den Organismus bezogen, sich die Gegensätze von stehen und sitzen erschafft. Diesen neutralen oder in sich gekehrten Begriffen entspricht die aufs Object gerichtete Thätigkeit oder das factitive etwas wohin thun, wofür unsre Sprache kein erschöpfendes Wort hat (französisch mettre, englisch put). Wir sind gezwungen, den Begriff nach den drei letztgenannten Verben zu specificieren, aus denen diese grammatisch derivieren, und müssen legen, stellen oder setzen sagen. Ein specifischer Ruhebegriff ist noch hangen; es bezeichnet von einer vorausgesetzten Kraft getragen sein; sein Factitiv ist hängen oder henken.

6) Den Grundbegriff der Bewegung drückt gehen aus, concret vom Organismus aus specificiert wandeln und wallen, die ans neuromanische anâr, andâr, aller erinnern; schreiten characterisirt das Bein, treten die Sohle.

7) Ein Gehen mit Subjectbegriff oder dem Erreichen des Ziels verknüpft ist kommen; wir umschreiben es durch hergehen; der Sslawe hat kein einfaches Wort. Das Factitiv gehen machen mit Subjectbegriff ist schicken, senden. Aus dem Begriffe des Uebergreifens und Herschens geht folgen für nachgehen und weichen für aus der Stelle gehen hervor. Aus der abstracten Ortsbestimmung nähern und entfernen.

8) Auf verticale Messung bezogen ist die Bewegung steigen und sinken oder fallen, deren Factitive heben und senken; energischer ist fällen und noch gewaltsamer stürzen, das aber als Neutrum überhaupt für rasche Bewegung dient, wo ihm schießen, fahren synonym sind.

9) Die rasche Bewegung drückt gewöhnlich laufen und rennen aus, eine specifische Bewegung zeichnet springen, hüpfen und tanzen.

10) Eine unbestimmte Bewegung zeichnet gleiten, die specifische durch die Luft fliegen, ganz unbestimmt schweben, da es zugleich ein Ruhen in der Luft bezeichnet und an hangen streift.

11) Die Bewegung des Wassers heißt fließen, im oder auf dem Wasser heißt sie schwimmen; die Bewegung des Wassers in Beziehung auf seine Begrenzung heißt rinnen,

das wieder als bringen gefaßt, in abstracte Bedeutung umschlägt.

12) Vermittelte Körperbewegung nennen wir reiten und fahren; letztres drückte früher das abstracte reisen aus, ein mit Intenzion gefülltes fortgesetztes Gehen.

13) Die bewußte Intensität des Gehens giebt eilen, dessen Gegensatz zögern, zaudern, säumen. Dazu die Factitive, einerseits beschleunigen und das abstracte fördern, gewaltsamer treiben, scheuchen und jagen, das specifisch auf Thierverfolgung geht, anderseits objectiv aufschieben, abstract hemmen, hindern und wehren.

14) Allgemeine physicalische Qualitäten bezeichnen beschweren, drücken, pressen, abstract drängen und plagen. Im Gegensatz erleichtern, abstract lindern, mildern, sänftigen. Für die Raumerfüllung dienen die Adjectivbegriffe füllen und leeren, specifisch stopfen, verschließen, dem das öffnen; decken, dem das enthüllen, entblößen; binden, dem das lösen gegenübersteht. Für die Wärme dient wärmen, erhitzen mit dem Gegensatz kühlen, erkälten; dämpfen ist ein ermäßigen, das abstracte Bedeutung gewinnt.

15) Objectiv elementarische Processe bezeichnen von der Luft wehen, blasen, vom Wasser fließen, strömen, dann tropfen und rinnen, specifisch quellen, regnen und thauen, und das active gießen, vom Feuer glühen, sprühen, brennen, lodern und flammen, dem erlöschen gegenübersteht mit dem activen löschen; vom festen Körper brechen, bersten, platzen, von trocknen Körpertheilen zerstreuen, zerstieben, schütten, von besondern atmosphärischen Processen schneien, gefrieren, aufthauen, regnen u. s. w.

16) Lebensfunczionen bezeichnen: leben und sterben; zeugen, gebähren, dann abstammen, und tödten; wachsen, reifen, gedeihen, blühen; kränkeln, verkommen; verwunden, heilen und genesen; athmen, hauchen, schnauben, ersticken; wachen, wecken und aufwachen; schlafen, schlummern und träumen; essen, fressen, beißen, nagen, kauen, ätzen und nähren; trinken, saufen, schlürfen; schlucken, verschlingen; saugen, tränken und säugen; speien und die andern Verba für Secrezionen; frieren,

schwitzen, triefen, erstarren; zucken, zittern und schaudern; gähnen; lachen, lächeln; kichern; weinen, heulen, flennen; zehren, schwellen, schwären, blähen.

17) Das Bewußtsein wird am frühsten durch's Gesicht geweckt. Vom Begriff sehen, der sich als im Object befangen als schauen, blicken, betrachten (franz. regarder) ins Subject reflectiert als ein mit Bewußtsein sehen (voir) und einsehen, merken, erfahren, verstehen, begreifen fixiert, geht in den meisten Sprachen der Begriff gesehen haben = wissen, kennen, erkennen hervor. Die Logik unterscheidet das halbbewußte vorstellen, das als productiv einbilden heißt, vom reflectierten denken, dessen Intenzion sinnen ist. Das gewußte reproducieren ist sich erinnern, sein Gegentheil vergessen.

18) Das factitive wissen machen heißt zeigen, weisen, das objectiviert als sich zeigen durch erscheinen, sich offenbaren ausgedrückt wird. Der Gegensatz ist hehlen, verbergen. Ein specifisches wissen machen ist deuten, erklären, objectiviert bedeuten. Ein intenzioniertes wissen machen ist lehren, das als factitiv neben dem empfangenden lernen steht.

19) Die Logik stellt unter das Gebiet des Vorstellens das meinen, glauben, auch trauen, vertrauen, sodann das vermuthen, und basiert ihr Wissen auf das schließen. Ein fortgesetztes Denken ist zugleich ordnen, reihen und richten, dessen Gegensätze stören, vermischen, vermengen, verwirren.

20) Die Unsicherheit des Wissens drückt zweifeln aus, das nicht untersuchte Wissen dünken, objectiv scheinen, gleichen, ähnlich sein. Die Richtigkeit des Wissens drückt irren und fehlen und das bewußte Verhüllen der Wahrheit sich anstellen aus, das in teuschen und betrügen fortgeht.

21) Objective Gesichtsaffeczion wird ausgedrückt durch scheinen, leuchten, glänzen, energisch stralen, funkeln, deminutiv schimmern, glitzern, specifisch blitzen. Der Gegensatz düstern, trüben, dunkeln, nachten.

22) Die subjective Thätigkeit des Ohrs wird durch horchen (franz. écouter) specifisch lauschen ausgedrückt, der objective Begriff durch hören, womit der Franzose in entendre zugleich das verstehen begreift, das nun in dasselbe Gebiet des Wissens umschlägt wie beim Sehen. In der Zeit der Sprachbildung

lernten die Menschen durch Sehen; seit die Sprache die Erfahrung in sich resumiert hat, kommt uns alles höhere Wissen durch das Ohr zu, oder erst vermittelt durch die Schrift.

23) Die objective Ohraffeczion drückt klingen, tönen aus, specifisch lauten, die Thätigkeit der organischen Stimme bezeichnet einmal das sprechen, das wir nachher betrachten, wozu specifisch lispeln und flüstern, rufen, schreien und kreischen gehört, ferner singen und pfeifen, und von andern Affeczionen summen, surren, sausen, zischen, specifisch donnern, bellen, krähen, brüllen, zirpen, und vom Metallklang läuten.

24) Die subjective Thätigkeit der beiden chemischen Sinne bezeichnet riechen und schmecken, deren Intenzion verächtlich durch stänkern und schnüffeln ausgedrückt wird. Für die objective Qualität dienen dieselben Wörter riechen und schmecken, doch hat das erstere ein specifisches Wort für den übeln Geruch stinken.

25) Wir wenden uns zum subjectiven Gemeingefühl. Es wird am allgemeinsten durch fühlen und empfinden bezeichnet; um das physische Fühlen auszuscheiden hat man tasten, berühren, regen vorgeschoben, allein Tastsinn paßt nur für die Fingerspitze, höchstens für die Epidermis; sinnliches Gefühl ist aber auch im Magendrücken. Unter Gefühl im geistigen Sinn versteht man ein dunkles und nicht aufgeschloßnes Denken, das man auch durch ahnen bezeichnet. Die Sensibilität als passiv gedacht giebt leiden, concreter dulden und ertragen, mit Irritazion zersetzt heißt sie genießen.

26) Das allgemeinste Wort der Begehrung ist wollen, begehren, trachten, unklar in mögen, energisch in sehnen, verlangen; die fixierte Begehrung ist lieben, objectiv gefallen, der Gegensatz hassen, verabscheuen, objectiv anwidern, ekeln. Die vorgestellte Begehrung giebt wünschen; ein specifisches Wünschen ist reuen. Combinazion von Wunsch mit Zweifel schlägt in die Polarität von hoffen und fürchten aus, dessen physische Steigerung zagen.

27) Weitere Gefühlsaffeczionen sind freuen und schmerzen, kränken, beleidigen und rächen; ärgern und verdrießen, gönnen und beneiden; reizen, aufregen,

begeistern und schlichten, beruhigen, trösten; erschrecken, ergrimmen, rasen, wüthen, toben; ehren, achten, schätzen und verachten; verwundern, staunen, bewundern; dauern und schämen; sich spreizen und brüsten.

28) Der Begehrung fallen noch zu wählen, kiesen; bieten und ausschlagen, suchen und finden, treffen; meiden, scheuen und fliehen; spähen, lauern und passen.

29) Auf die Rubrik der Sprache lassen sich die folgenden Verba verzeichnen, weil sie gewöhnlich durch das Medium der Rede wirken, obwohl ihr Gehalt zum Theil durch die Geberde unterstützt und ersetzt werden kann. Das allgemeine Wort ist sagen, reden, sprechen, der Gegensatz verstummen und schweigen; specifischer sind erwähnen, melden, erzählen; fragen und antworten; nennen und heißen; schwatzen und stammeln; schwören, betheuern, behaupten, zeugen; anerkennen, zugeben, gestehen, bekennen und leugnen; danken und versprechen; befehlen, fordern, verlangen; bitten, flehen, beschwören; beten und betteln; gewähren und weigern; erlauben und verbieten, verzeihen; werben und schmeicheln; drohen und mahnen, warnen, weissagen; lügen, heucheln und verläumden; rathen, laden, weihen, grüßen; loben, preisen, rühmen, prahlen; tadeln, zeihen, schmähen, schimpfen, schelten; fluchen und segnen; spotten und höhnen; klagen und jubeln.

30) Thätigkeit im allgemeinen bezeichnen thun, wirken, handeln, specifisch wagen; der Gegensatz ist lassen, unterlassen, versäumen; fortfahren und aussetzen; wiederholen, pflegen, gewöhnen; helfen und stützen. Auf ein concretes Object gehen machen, ein wiederholtes Machen bessern, flicken, erneuern; der Gegensatz zu machen ist verderben, tilgen, zerstücken, zerstören. Ein concretes Machen im allgemeinen ist arbeiten, dessen Gegensatz ruhen und aufhören. Abstracte Thätigkeit liegt in schaffen, bilden, fördern, leisten, streben, concret ist bauen. Eine Thätigkeit mit Leidenschaft giebt kämpfen, streiten, ringen, deren Gegensatz spielen, das aber auch eine erworbene Fertigkeit ausdrückt, und scherzen als das auf keinen strengen Zweck

gerichtete Thun; Thätigkeit überhaupt bezeichnen noch befleißigen und vernachläßigen; versuchen, gelingen, glücken, mißlingen und zu diesen objectiven Begriffen ist noch nützen und schaden, subjectiv sorgen, pflegen, hegen und mißhandeln zu erwähnen.

31) Concrete Thätigkeitsbegriffe gehen aus der Bewegung hervor, wie wenden und drehen, werfen, gießen, schütten und streuen; schlagen, hauen, stoßen, stechen; stecken und schieben, schütteln und erschüttern; biegen, beugen; winden, flechten, schlingen, schwingen; binden, einen, knüpfen, dagegen theilen, trennen, lösen, scheiden; beifügen, sammeln und sparen, dagegen wegnehmen, zerstreuen, vergeuden; schneiden, spalten, reißen; zerren, zupfen, pflücken; schleifen, reiben, streichen; tragen, schleppen, führen, leiten und steuern; ziehen, spannen, dehnen, strecken; reichen, langen und sperren, hemmen.

32) Auf die Haushaltung bezügliche Thätigkeit bezeichnen: sieden, kochen, braten, backen, schmelzen; nähen, stricken, sticken, spinnen, weben; waschen, baden, tauchen; trocknen, bleichen, färben; reinigen, putzen und schmücken; ackern, säen, ernten, mähen, dreschen, mahlen; graben und laden.

33) Für besondere Kunstübungen: lesen, schreiben und dichten, malen und zeichnen; singen und spielen; wägen, messen und rechnen; fechten, schießen, schwimmen und tanzen.

34) Allgemeine Begriffe der Berechtigung drücken aus: können, dürfen, müssen, zwingen; gelten und taugen; gebühren, ziemen, sich schicken. Auf den Staat beziehen sich: herschen, walten, gebieten, befehlen; dienen und gehorchen; gewinnen, siegen, überwinden und verlieren, unterliegen; feststellen, gründen und stiften, belohnen, strafen und büßen.

35) Auf den Besitz beziehen sich: haben, concret halten und behalten, der Gegensatz entbehren und vermissen, ferner bekommen, gewinnen mit dem Gegensatz verlieren; retten, aufheben, hüten, schützen, sichern; nützen. Aus haben

machen als Factitiv entspringt geben, bieten, schenken; vermiethen, verkaufen, überlassen; zahlen und lohnen, dann die complicierten Begriffe von bringen und holen, die vielen Sprachen fehlen. Aus sich haben machen entspringt nehmen, fassen, greifen, fangen, kaufen, miethen, dingen, pachten, stehlen, rauben, tauschen und wetten.

Dieses oberflächlich angelegte Verbalverzeichniß möge zu einer gründlichern Untersuchung ermuthigen.

II. Die Flexionsformbildung.

Wir wissen, daß die neuen Sprachen ihre Flexionen abgeschliffen haben, daß sie sie durch Hilfswörter ersetzen müssen, daß sie analytisch verfahren, wo unsre Stammsprachen synthetisch zu Werke gingen. Die untergehende Verbalflexion müssen Personalpronomen und Hilfsverbe ergänzen, die untergehenden Participien Conjunczionen, die untergehenden Casusformen Präposizionen und Artikel. Die meisten dieser Hilfswörter hängen in unsern Sprachen entweder mit den Pronominalstämmen oder einer Classe von Verben zusammen, die wir darum Flexionsverba nennen werden. Sie ersetzen die ersterbende Flexion, folglich ist Flexion das, was ihren Begriff ins Leben führte. Die Völker sprachen zuerst wie die Kinder ohne Pronomina; aus den einzelnen Verbalbegriffen volo, amo, timeo u. s. w. ist das einfache ego erst abstrahiert; wir werden sehen, daß ego selbst nur ein einfaches Verbum war; dagegen ist das o dieser Endungen nicht die wahre Endung, fero ich trage, steht für das indische bharâmi, also ist mi eigentlich das Zeichen der ersten Person und jenes ego wie gesagt, die spätere Unterstützung des Begriffs. Das erste und wichtigste Kennzeichen aller indisch-europäischen Sprachen ist, daß ihre Flexionszeichen mit den ältesten Personalpronomen identisch sind und zwar sind sie überall dieselben. Wo diese Laute fehlen, da ist für uns fremdes Land. Aus diesen Elementen muß aber die Bewegung der Sprache ausgegangen sein, denn die Flexion bezeichnet das Subject am Verbum, der Wurzeltheil nur sein Prädicat; die Subjectivität ist also der Lebenspunct, aus dem die Conjugazion herausgeht. Unsre Wurzeln sind auf dem Boden dieser Flexionsbewegung

gewachsen; die andre Ansicht, welche will, die andern Sprachstämme haben uns gleiche oder ähnliche Wurzeln, muß die Wurzel als das prius annehmen, welche jeder Sprachstamm später mit den Flexionstheilen verbunden habe. Um aber den wahren Gegensatz unsrer Flexion gegen die Derivazion, z. B. der Suffixsprachen deutlich zu machen, will ich mich einiger Beispiele aus der ungrischen Sprache bedienen. (Man bemerke, daß das ungrische a immer den Laut unsers å hat, sowohl kurz als lang.) In der Declinazion heißt die Wurzel ág Ast, das Suffix at bedeutet den Accusativ also ágat, das Suffix nak den Genitiv und Dativ, also ágnak, ferner wird der Pluralbegriff im Nomen und Verbum durch den Consonant K ausgedrückt, hier ist das Pluralsuffix ak, also ágak, dazu kommt wieder das Accusativsuffix, also ágakat und das Genitiv-Dativ-Suffix ágaknak. Im Verbum bezeichnet ad als Wurzel die dritte Person giebt. Die Form könnte aus unsrem da entlehnt sein, bezeichnet aber für sich immer die einfache Handlung der dritten Person; so entlehnt der Gale die Form is er ist aus dem Germanischen; um aber ich bin auszudrücken, muß er nun das Pronomen me als Suffix anhängen: is me u. s. w. Im Ungrischen wird, um den unpersönlichen Infinitiv zu bezeichnen, an die Wurzel des Suffix ni gehängt, also adni, für die erste Person Präsens sind zwei Formen, Suffix ok, also adok heißt ich gebe, Suffix om, also adom schließt ein Object ein und heißt ich gebe es, und durch eine weitere Suffixion adódom wird das Passiv ich werde gegeben ausgedrückt, ads heißt du giebst, adod du giebst es u. s. w. Es ist merkwürdig, daß in diesen Suffixen viele Analogie mit unsern Flexionen liegt, aber der ganze Proceß ist ein verschiedener. Unsre Declinazion und Conjugazion hat nicht für jeden isolierten Begriff wie Mehrheit, Genitiv u. s. w. ein eigenes Zeichen; das dreisilbige ág-ak-nak läßt sich nicht mit dem lateinischen ramórũ vergleichen, denn niemand hat noch behauptet, die Silbe ór bedeute den Plural und die Silbe ũ den Genitiv. Die Flexion ist bei uns ein beide Elemente zugleich ausdrückendes Element; ferner ist beim Ungarn kein characteristisches Zeichen für die Person vorhanden, da die erste auf M und K auslautet, die zweite auf S oder D. Noch viel seltsamer ist die Verbindung der Nomina mit Pronomen, wo die Nomina förmlich conjugiert

werden, wenn man überhaupt in der Suffixsprache mit Recht von Conjugazion reden könnte. Es wird aber zur Genüge gezeigt sein, daß die Suffixbildung von der Flexionsbildung von Grund aus verschieden ist.

Daß der Verbalorganismus die geistigste Seite der Flexion ist, bedarf keines Beweises. Ich habe sie oft mit dem thierischen Leben verglichen; das Nomen hat ein gebundeneres Pflanzenleben und die Partikel entspricht dem Fossilienreich, ist aber, weil in der Sprache alles aus dem Organismus stammt, vielmehr ein Petrefact, das heißt, die Partikel ist ein versteinertes Nomen oder auch Verbum oder eine abgerissene Flexion- und Pronominalform. Die Verbalflexion bewegt sich nach den Verhältnissen der Person, des Tempus, des Modus und des Genus (Activ, Passiv). Der Personbegriff ist gefunden, wenn das Kind dem Object gegenüber, das es du nennt, sich nicht als zweites Object (wie das Kind eben sich mit dem Taufnamen nennt), sondern als Subject, als ich erkennt. Dann tritt zu der Repercussion des ich und du die Ausscheidung des dritten als ruhenden Objects. Für dieses Object hat die Sprache die Form der dritten Person. Diese in einem einfachen Pronomen abstrahiert, kennt unsre Sprache eigentlich nicht. Der Ungar hat dafür ein Pronomen ö, das wir nicht übersetzen können. Uns zerschlägt sich der Begriff des Objects in die Sexualbeziehung er, sie, es. Diese Beziehung ist die wichtigste für unser Nomen, während wir sie im Verbum nicht kennen, die Semiten haben auch sexuelle Unterschiede in der Conjugazion. Mit der dritten Person ist aber der grammatische Kreiß der Personen geschlossen. Rask bemerkte, man könne neben er eine vierte Person der oder dieser unterscheiden; ebenso gut könnte man dann jener die fünfte Person nennen u. s. w. Die Conjugazion nimmt auf diese Differenzen aber keine Rücksicht, sie hat für er, dieser und jener, d. h. für alles was als Object dem ich und du gegenüber steht, nur eine gleichförmige grammatische Form. Ueber die Differenz des Sexus sprechen wir erst näher beim Nomen. Die zweite Bestimmung des Verbum ist nun der Numerus, das er sie es hat seine Vervielfältigung im sie, das wieder aus einer Flexionsform abstrahiert ist; ebenso ist das du in ihr vervielfacht. Wegen des ich bemerkt Bopp, es sei hier eigentlich keine Mehrheit

möglich, das ich kann nur ein einzelnes sein und wenn die philosophische Sprache sich des Ausdrucks die Iche bedient, so ist das eine Abstraczion, die der kindlichen Sprachbildung noch ferne liegt. Die Sprache hat aber gleichwohl eine eigene Form für den Begriff, „ich und andre, die ich mir beizähle" und diesen Begriff drücken wir durch wir aus. Dem ihr als Anzahl betrachtet, steht eine zweite Partei gegenüber, unter der das Ich mit begriffen ist. Unser Sprachstamm hat aber noch Spuren eines dritten Numerus für die Zweizahl, wir beiden u. s. w. den Dual. Er ist seinem Wesen nach nur ein näher bestimmter Plural, man könnte vermuthen, es sei die Form, die die Liebe geschaffen habe, welche ihre Interessen paarweise betrachtet. Es ist aber ein grammatischer Ueberfluß und er stirbt in den meisten Mundarten bald wieder aus; auch mischen sich zuweilen seine Formen mit den Pluralformen; wir werden finden, daß der bairische Dialect im Verbum heute noch statt eines Plural im Dual spricht, ja unser Pluralpronomen wir ist selbst ursprünglich eine Dualform. Wir wollen jetzt die Personal-, die Genus-, Modus- und Tempusbildung des Verbum nach einander durchgehen.

1. Personalbildung.

Alle Sprachen des indischen Stammes haben eine gleichmäßige Personalflexion ursprünglich gehabt und Reste davon, mehr oder weniger mangelhaft bis auf heute erhalten. Die Conjugazion ist also in ihren Grundzügen wesentlich und überall dieselbe.

Diese Flexion beruht auf sieben Grundsilben, wovon auf den Singular und Plural die völligen drei Personen fallen, für den Dual aber hat nur die erste Person eine eigne ursprüngliche Form. Diese sieben Silben sind:

	I	II	III
Singular	ma	sta	ta
Plural	mas	stas	nta
Dual	vas		

Da diese Silben meistens mit dem sogenannten Bildungsvocal a auftreten, so lassen sie sich auch in dieser volleren Gestalt aufstellen.

ama	asta	ata
amas	astas	anta
avas		

Dazu ist zu bemerken:

1. Die Singularformen ma, sta, ta kommen in dieser ältesten Gestalt eigentlich nicht einfach vor, sondern geschwächt in den Vocal i, also mi, sti, ti.

2. In den beiden Pluralformen mas und stas ist unverkennbar, daß das s, an ihre Singulare ma und sta gefügt, die Bezeichnung des Plurals auszudrücken hat, die dritte Person nta ist aber von ihrem Singular auf andre Weise ausgeschieden.

3. Für die Pluralform mas führt Bopp aus dem ältesten indischen Dialect der Veda die vollere Form masi, altpersisch mahi an, die also aus zwei Silben zusammengesetzt erscheint; dieselbe führt uns aber zu keinem weitern Aufschluß über diese für uns primitiven Formen.

4. Da der Dual nur eine bestimmte Form für die erste Person hat, so muß in der zweiten Person die Pluralform stas auch zugleich für den Dual eintreten und dieser nämlichen Form stas bedienen sich dann auch wohl die Sprachen, um syntactisch den Dualbegriff auf die dritte Person zu übertragen. Der Gebrauch läßt sich also dann tabellarisch so vorzeichnen:

ma	sta	ta
mas	stas	nta
vas	stas	(stas)

Wo aber eine einzelne Form des Dual ausgeht, da tritt natürlich secundär immer der Plural in seine Stelle ein; es kann also auch vas durch mas ersetzt werden, wie nach dem oben erwähnten auch der umgekehrte Fall möglich ist. Während also ohne den Dual die sechs übrigen Formen als unentbehrliche erscheinen, hat gleichwohl eine Sprache unsres Kreißes, nämlich die holländische, auch noch die II sg eingebüßt; das geschah aber aus syntaetischen Gründen.

Wir müssen jetzt die Geschichte der einzelnen Flexionen und ihren Zusammenhang mit den Pronomenformen durchgehen.

Erste Person.

Der Characterbuchstab ist der Labial M, im Dual wenn man will seine Erweichung V. Daß die Urgestalt der Silbe ma

und nicht mi ist, könnte man etwa aus dem griechischen Passiv legomai schließen, die wir später betrachten. Im Indischen aber ist die erste Person aller Active auf mi gebildet, dadâmi ich gebe; im Griechischen giebt es eine alterthümliche Classe von Verben, die man die Verba auf mi nennt, wohin dem Indischen entsprechend didômi gehört; in den gewöhnlichen Verben fällt die Silbe mi weg, tlô steht für tlomi, das M tritt aber im Plural und im Passiv tlomai wieder hervor. Das griechische ô ist also aus dem Bildungsvocal entstanden, der im Indischen schon langes â war. Einzelne Verba haben diesen Bildungsvocal nicht, denn von der Wurzel as sein heißt das Präsens asmi, griechisch aus esmi aufgelöst eimi. Der Lateiner hat die Endung mi überall weggeworfen mit Ausnahme von zwei Verben, nämlich inkvä ich sage, indem das M auslautend in einen Nasalvocal sich auflöst und das Verbum sū ich bin, das von den andern Sprachen abweichend nicht aus indischem asmi sondern durch Vermittlung des Bindevocals aus der Form asami sich entwickelt hat. Im Griechischen geht in den Imperfecten und Aoristen wie etion das ursprüngliche M in N über, im Latein bleibt der Nasal, der durch M bezeichnet wird, in allen Imperfecten, Plusquamperfecten und durch den ganzen Conjunctiv. Das Passiv aber hat eine ganz verschiedne Bildung. In der germanischen Sprache ist vom gothischen an das M der ersten Person meistens abgeworfen, mit Ausnahme einiger schwachen Conjugazionen in der ältesten sächsischen und fränkischen Sprache (wie salbôm ich salbe, χabêm ich habe) und einiger einzelner Verba, welche die Conjugazion mi fortführen, wie namentlich das Verbum sein, das von der Wurzel as gothisch im, angelsächsisch eom und noch englisch äm oder von der Wurzel pa, pi zuerst bium, bim, beom, deutsch bin bildet; so kommt auch gâm ich gehe, stâm ich stehe, tuom und dôn ich thue, in unsrer Volkssprache hann ich habe vor und ähnliche Reste. Von den östlichen Dialecten haben die Letten die vollständige Endung mi erhalten in esmi ich bin, eimi ich gehe, dêmi ich lege u. s. w. Im Persischen heißt em ich bin, berem ich trage, armenisch sirjem ich liebe. Im Slawischen sind einzelne den Bildungsvocal verschmähende Verba auf mi, jesmĭ ich bin, vjemĭ ich weiß, damĭ ich gebe, jamĭ ich esse; in den übrigen Verben ist die Silbe ami in den Nasal on getreten, der im Polnischen noch ē lautet,

sonst aber in ein u sich auflöst. Die neuslawischen Dialecte haben auch ein unorganisches M aus dem Plural eingeführt, das der (lateinische) walachische Dialect nachahmt.

Besser als das M des Singular hat sich das des Plural erhalten. Im Sanskrit ist bharâmas wir tragen, aber dadmas wir geben ohne Bildungsvocal, das Griechische in der älteren dorischen Form didomes hat wenigstens kurzen Vocal. Dieses S ging in den andern Dialecten verloren und wurde gewissermaßen durch ein ephelcystisches N ersetzt, daher didomen. Denn aus S kann gesetzlich kein N werden. Im Lateinischen wird das a in u geschwächt und der Bildungsvocal in i, daher legimus; diese Endung bleibt durch die ganze Conjugazion, das M auch in den neuromanischen Sprachen, nur der Franzose hat aus omës später ein contrahiertes oης, oη endlich bloßen Nasalvocal ō behalten, welche Flexion dem unflectierten Singular gegenüber aushält. Während der Gothe diese Flexion bereits in M abgestutzt hat, gibam wir geben (im Conjunctiv noch gibäma), zeigt das Altfränkische noch die volle Form gèbamês, die sich freilich in den spätern Dialecten in bloßes N abschwächt. Doch besteht bis heute noch im Schwedischen der Imperativ jivom laßt uns geben, das sich dem französischen allons vergleicht. Nur der Engländer hat die Flexion ganz verloren, der Scandier bloßen Vocal. In sächsischen Dialecten wie im Neuschwäbischen wird sogar das N durch falsches T der andern Pluralpersonen ersetzt. Der Lette hat esme wir sind, der Perser unterscheidet die Form vom Singular durch Vocaldehnung, berîm wir tragen, der Sslawe sagte früher jesmŭi wir sind, welche Endung jezt als mo, my, me oder da wo der Singular ohne M ist auch bloß das M überall fortbesteht. Der Armenier hat die Silbe mes in eine Gutturalform verwandelt, sirjemχ wir lieben (andre wollen sirjemk gesprochen wissen, was unorganisch und durch Mischung mit fremden Sprachen erzeugt heißen müßte).

Die Dualform heißt im Indischen bharâvas wir beiden tragen, dadvas wir beiden geben und svas wir beiden sind; sie besteht noch im Gothischen contrahiert in bèrôs wir beiden tragen und ohne s beräva wir beiden mögen tragen; im Lettischen esva wir beiden sind, und im Altslawischen jesvjé; unter den heutigen Dialecten haben nur einige wenig cultivierte Stämme den Dual

erhalten, nämlich die Krainer und die Lausitzer. Weil sich im Griechischen der Consonant v auflöste, so mußte die Sprache diese Form einbüßen; sie hat darum keinen Dual für die erste Person, im Passiv aber eine unorganische Form.

Diß wäre die Geschichte der ersten Person, so weit wir sie in der Flexion verfolgen können. Es fragt sich jezt, wie verhalten sich diese Personalendungen mi, mas und vas zu den entsprechenden Pronomenformen?

Wenn wir das indische bharâmi zerschneiden, so bleibt uns einmal die Form fero, welche träge bedeutet und eine Endung mi, welche nun den Begriff ich ausdrücken sollte. Das Pronomen mi für die erste Person ist allen unsern Sprachen bekannt, nur drückt es nicht den Nominativ des Pronomen, sondern seine obliquen Casus aus. Nämlich das mi oder seine ursprüngliche Form ma wird dem nominalen Proceß der Declinazion unterworfen. Das Sanskrit scheint eine reduplicierte Form mama als Genitiv zu brauchen, diese wird in mana geschwächt und aus dieser Form hat der Perser in der That einen Nominativ men ich bekommen. (Das französische moa ich ist ein bloß syntactischer Nothbehelf. Auch im Schottischen gilt mi für ich, was villeicht keltisch ist.) Im Gothischen heißt der Genitiv mina mein, und im Sslawischen der Accusativ mene, mne. Die weitern Formen mihi, mik, mich besprechen wir später. Während nun alle unsre Sprachen die obliquen Casus aus diesem Element bilden, so scheint es der Sprache doch für den Nominativ nicht energisch genug gewesen zu sein, man substituierte hier ein andres Wort und was sehr merkwürdig ist, eine Verbalform.

Die Wurzel, welche man hiefür verwendete, lautet ak und bedeutet sagen; das Präsens wäre also akâmi ich sage. Im Indischen ist die Form erweicht in ahâmi. Wahrscheinlich hängt das lateinische ajo und das alte deutsche jëχan sagen auch damit zusammen. Während nun die Form dadâmi vollständig den Begriff ich gebe ausdrückt, hob man den Personalbegriff schärfer hervor durch den Zusatz „sage ich;" jenes ahâmi wurde aber verkürzt in die Form aham, im ältesten Persisch asem; dadâmi aham heißt nun eigentlich ich gebe, sage ich, ging aber in den Begriff, ich gebe, ich über, so daß nun aham das einfache Pronomen ich ausdrückt. Daß aber akâmi die älteste Form des Worts

war, sieht man deutlich an der ältesten griechischen Form egôn, abgekürzt egô, lateinisch ego, gothisch ik, in den scandischen Sprachen ist aus ek später jag, jei geworden. Die lettische Sprache löst bekanntlich das k in Zischlaut auf, daher die Form ash, armenisch jes, die älteste slawische Form für ego ist asū, das später in as, jas zuletzt ja übergeht, wie die heutigen Sslawen für ich sagen. Die wichtige Entdeckung dieser Pronomenform aus einer Verbalwurzel gehört dem Professor Lassen.

Für die Pluralform mas ist zu bemerken, daß sie besonders im Altfränkischen deutlich das Pronomen abschneidet, aus gèbamêș wird durch Zerschneidung einmal gèbam, woraus wir geben sich abschwächt, dann aber als zweiter Theil mit Beibehaltung des M meș wir, das bei Otfrid noch als Verstärkung des bereits bestehenden Pronomen vir vorkommt, er sagt: oba vir meș duan für ob wir thun. In den ältesten englischen Schriftdenkmalen findet sich das Pronomen me für wir, me mä wir können und jeder Süddeutsche erinnert sich sogleich, daß unsre Volkssprache kein andres Pronomen für diesen Fall kennt als mër, miër. Der Lette, der in der Endung esme wir sind das s verloren hat, hat das vollständige Pronomen mês wir behalten mit dem Accusativ mûs; der Armenier sagt guttural mjeχ wir; beim Sslawen heißt das Pronomen wie in seiner ältesten Conjugazion müi, das in moi, mê, mi übergeht. Der Perser sagt mâ wir. Wie sich die indischen Formen zum griechischen ammeș und hêmeiș verhalten, untersuchen wir später.

Eine zweite Gestalt des Wortes ist, daß sich das M in N schwächt und daraus entspringt ein indischer Accusativ nas uns, dieser rückt im Latein aus dem Accusativ auch in den Nominativ ein in der Form nôș, im Germanischen aber bleibt er Accusativ, versetzt aber seinen Vocal und daher das gothische flectierte unșiș oder uns. Aus derselben Form stammen die slawischen obliquen Casus nas, nam, nami und nüi, uns, unser u. s. w.

Fürs dritte aber hat sich die Pluralform mit dem Dual vermischt d. h. mit der Form vas, also wir beide als einfaches wir aufgefaßt; daher stammt das indische vajam (dessen Endung wir hier nicht untersuchen), das gothische viș und unser deutsches wir.

Zweite Person.

Der Character ist das ST, wovon häufig der erste Laut allein, zuweilen als breites sh, sodann auch wohl der zweite, T allein auftreten kann oder endlich die Silbe selbst sich im Vocal auflöst oder auch ganz abfällt. Die Silbe sta kann aber ihren Vocal in stu und sti abschwächen. Am vollständigsten erhalten ist diese Endung im lateinischen Perfect, lêgisti und im Plural lêgistis, im übrigen hat das Latein bloßes s, legis, Plural tis, legitis mit Ausfall des s, auch das erste S fällt im italienischen âmi du liebst und im Französischen ist es stumm geworden, im Plural hat die Endung im Französischen wenigstens einen Vocal âmê (ſ) bewahrt, so daß die Flexion nicht ganz verloren geht. Im Sanskrit hat das Präsens noch si dadâsi du giebst, im Conjunctiv und Präteritum bloßes S, im Perfect bloßes th dadâtha du gabst, in der Pluralsilbe wird das verlorne S durch eine Verschärfung des T compensiert bharatha ihr traget, wogegen die vollere Endung bharathas den Dual ausdrückt, welche wieder in baratas geschwächt die dritte Person bezeichnet; im Conjunctiv heißt die II. pl. bharêta. Der Grieche hat im sg. S, der Vocal wird aber im Präsens verlängert, um das abgefallne i zu ersetzen legeis, im Passiv aber geht das S im Vocal unter legêi. In einigen Formen ist dagegen in der zweiten Person nur das T erhalten, z. B. oisþa du weißt, das für oid-ta steht. Es sind Perfecte wie im Indischen. Die vollständige Endung st blieb dagegen in êieisþa du gingest, esêsþa du sagtest, êsþa du warst und êideisþa du wußtest und dialectisch noch in andern. Der Plural hat im Activ bloß T legete, im Passiv zum Unterschied noch das S, durch welches das T aspiriert wird, legesþe. Der Dual wird aus dieser Form unorganisch durch ein angehängtes N ausgezeichnet legeton und legesþon. Im Germanischen muß man die älteste Form von giban gibistu annehmen, denn obgleich das T als Pronomen später in þ aspiriert wird, so heißt doch die Form z. B. im Altenglischen noch sästû sagst du und noch zu Luthers Zeit schrieb man gibstu als Ein Wort. Getrennt aber heißt die gothische Form gibis, was nur im Scandischen in gefr später giver übergeht, wo sich also das S in R schwächt. Statt des bloßen S nehmen die neuern Dialecte, auch das

Englische wieder volles st an, welche Form also nie ganz verloren war oder sich nie ganz vom Pronomen losgesagt hat. Wie das indische Perfectum dadâtha hat das gothische Präteritum von der Endung nur das T erhalten gabt du gabst, wofür in den spätern Dialecten ein conjunctivisches bloß vocalisches gâbi eintritt, noch später die gewöhnliche Flexion gabst. Der gothische Plural hat mit Aspirat gibiþ, was die sächsischen und fränkischen Dialecte behalten oder T setzen, zuweilen auch mit der Flexion der andern Personen nämlich N vertauschen, oder endlich alle Flexion verlieren wie das Englische. Aber im Altfränkischen muß dem gèbamês nothwendig eine Form gèbatês gegenüber gestanden haben, die meines Wissens noch nicht nachgewiesen ist, aber ebenso sehr durch die Analogie als durch das unten zu erwähnende Pronomen erweislich ist. Im Scandischen steht t, später Vocal und im Schwedischen falsches N. Endlich hat der gothische Dual eine merkwürdige Contraczion der Silbe stas in gihats ihr beiden gebt. Unter den östlichen Sprachen hat der Armenier S, im Sg. sirjes du liebst, der Plural hat statt des S einen Guttural sirjêχ; der Perser hat wie der Italiener im Sg. bloßen Vocal berî du trägst, im Plural aber berîd ihr traget. Der Lette hat im Sg. bloßen Vocal stovi du stehst, im Plural vešhete ihr fahret, dl. stovita ihr beide steht. Der Sslawe hat in einigen Wörtern si, als dasi du giebst, gewöhnlich shi, bereshi du trägst, was später in beresh sich abschleift, der Plural berete und Dual bereta. Der Imperativ hat für die II. Sg. in der ältesten Gestalt das st in ein aspiriertes T abgeschliffen, indisch vid-dhi wisse, griechisch isþi, später wirft der Imperativ die Consonanten im Sg. ganz ab und behält im Plural meistens das T.

Nun betrachten wir die Bildung des Pronomen aus dieser Endung. Hier ist vor allen Dingen zu bemerken, daß in dieser Bildung keine Hilfsform eintritt wie bei der ersten Person; das aus der Flexion entspringende Pronomen gilt in allen Sprachen auch als Nominativ, und zwar ist die Grundform desselben in allen Sprachen das aus ta abgeschwächte tu. Hier ist aber zugleich eine Schwierigkeit nicht zu verschweigen. Nämlich im Sanskrit lautet das Pronomen du tvam, was nach Bopp aus tu-am contrahiert ist, wie denn auch der dem Sanskrit am nächsten stehende altpersische Zenddialect die Contraczion tûm zeigt.

Diese Endung in tvam steht dem abam analog, ist aber nicht wie dort auf eine fremde Wurzel, am wenigsten auf eine Verbalendung zu beziehen; die Endung ist vielmehr rein pronominal und muß darum später besprochen werden. Auch wird als griechisch noch ein episches tunê, böotisches toun und laconisches tounê für du angeführt. Mir gilt die Einstimmung aller übrigen Sprachen mehr als das Zeugniß des Sanskrit. Dem Zend entgegen sagt der Perser tû, der Armenier tû, der Grieche in der ältern dorischen Gestalt tû, das sich auflöst in ṣû, später ṣû und ṣî. Der Römer hat tû, französisch tü und syntactisch dafür toa. Die gothische Form ist þu, in den sächsischen Sprachen þû, das im Englischen in ðou sich erweicht, deutsch und dänisch du, schwedisch dü. Dem Holländer fehlt das Wort. Die lettische Form ist tû, die altßlawische tüi, das sich in toi, tė, ti verändert. Die Dual- und Pluralformen dieser Pronomen sind in der Regel nicht aus der Flexion gebildet, sondern stellvertretende Wörter, die wir später besprechen. Merkwürdige Spuren einer aus der Flexion entspringenden Pronominalform lassen sich gleichwohl nachweisen. Der Armenier sagt tûχ ihr, das dem Sg. entspricht; der Perser hat eine poetische Form tân ihr, der also N angehängt ist. Die wichtigsten Spuren sind aber auf dem germanischen Sprachgebiet. Nur treten sie hier, wie das analoge Pronomen mêṣ für wir mehr in der Volkssprache als in gebildeten Dialecten hervor. Im Altscandischen jedoch besteht neben èr die Form þèr für ihr, welches im Neuisländischen þjèr gesprochen wird. Im Altfränkischen, wo sich gèbamêṣ in mêṣ gèþam, dann in mer geben zerschneidet, muß aus gèbatêṣ ein têṣ gebat bestanden haben, denn nur daraus erklärt es sich, daß im alemannischen Dialect (bei Hebel) ter gèbët oder tiër gèbët (Hebel schreibt fälschlich dier) ihr gebt bedeutet und ebenso (nach Schmeller) in fränkischen Dialecten die Formen tir gëbt oder tër gebt für ihr gebt. Dazu kommt noch die Dualform mit vorgeschobenem T: tiëts oder tits gébts für ihr gebt, welche wir später besprechen. Die übrigen Dialecte haben aber die Form gèbatêṣ, gèbetër so zerschnitten, daß neben gèbet die Endung bloß er, ier lautete und daher stammt unser deutsches Pronomen ir, ihr.

Dritte Person.

Der Character der dritten Person ist das T, das sich im Plural durch ein vorgeschobnes N verdichtet. Die volle indische Endung ist bharati er trägt, im Plural bharanti sie tragen; dagegen ist der Dual bharatâm wie das griechische feretôn aus der zweiten Person entlehnt und ein pronominaler Nasallaut hinten angehängt, der nicht zur Flexion gehört. Die vollständige griechische Form wäre Sg. fereti, wie das Passiv feretai ausweist, in fereti wurde aber das T ausgeworfen und daraus entsteht der Diphthong ferei. In didôsi er giebt ist das T in ṣ aufgelöst. Den Plural feronti, was noch dorisch ist, hat der Grieche aufgelöst in ferouṣi, wofür der Neugrieche auffallend zu einer ältern Form lägun sie sagen zurückgekehrt ist; das Passiv ferontai bleibt und es heißt jezt noch gräfontä. In Conjunctiv- und Präteritalformen hat der Indier bloßes T, wie abharat, bharêt, da aber der Grieche ein T am Ende nicht verträgt, so kann es bloß efere, feroi heißen. Die entsprechenden Pluralformen hat der Indier aus anti anomal in ûs abgeschliffen, bharêjus, wo der Grieche noch das ältere N feroien hat. Im Lateinischen sind die Endungen T und NT überall erhalten, legit, legunt u. s. w. Die neuromanischen Sprachen haben die T sämmtlich abgeworfen, nur der Franzose schreibt sie noch in der starken Form und spricht sie da wo ein Vocal folgt. Sonst aber haben beide Endungen die ganze Flexionssilbe verloren, man spricht äm er liebt und sie lieben ganz flexionslos. Im Gothischen steht gibiþ und giband, im Conjunctiv aber gibä und gibäna ohne T. Auch im starken Präteritum hat der Gothe alle Flexion im Sg. aufgegeben, es heißt gab er gab, und im Plural gêbun sie gaben. Die andern deutschen Sprachen haben im Sg. T gibit giebt. Die sächsischen Sprachen verwechseln das N auch mit dem T der zweiten Person. Diese Verwechslung der Pluralflexionen kommt auch in oberdeutschen Dialecten vor. Der Engländer hat sein þ des Sg. erst in der letzten Periode in das geläufigere S aufgelöst, givvs er giebt, im Plural aber alle Flexion aufgegeben givv sie geben. Der Scandier hat sehr abnorm statt des T der dritten Person das R aus der zweiten übertragen und im Plural bloßen Vocal. Von den östlichen Sprachen hat der Perser diese Endungen sehr

rein erhalten, er sagt bered oder contrahiert berd (wie fert) er trägt und berend sie tragen. Der Armenier hat im Sg. das T verloren, sirje er liebt, im Plural bloßes N, sirjen sie lieben. Der Lette hat diese Flexion fast ganz eingebüßt, er sagt stov für er steht und sie stehen; der Altßlawe hat die Flexion nesetĭ er trägt, nesoņtĭ sie tragen und im Dual wie in der zweiten Person neseta. Unter den neußlawischen Dialecten hat der Russe die T erhalten, nesét und nesút, der Pole hat im Sg. bloßen Vocal, im Plural noch nasales o, sõ sie sind, die Böhmen und Südßlawen haben überall bloßen Vocal.

Was nun das Pronomen betrifft, so giebt es allerdings einen wichtigen Demonstrativstamm ta, aus dem unsre Pronomen der und dieser hervorgehen; unmittelbar aus der Flexion lassen sich aber die Formen nicht ableiten und es treten andre ergänzende Wörter hinzu, die wir später besprechen.

Die allgemeine Bemerkung wird hier am Platze sein, daß unter den heutigen Mundarten die östlichen, persisch und ßlawisch, etwas weniger gut das Lettische, jedoch in Gemeinschaft mit den südromanischen Sprachen, die Personalzeichen im Ganzen in solcher Vollständigkeit erhalten haben, daß die Verbalflexion nicht nöthig hat, durch Beihilfe eines Personalpronomen eingeführt zu werden, während im Gegentheil sämmtliche germanischen Sprachen und das Französische in ihren Endungen so geschwächt sind, daß die Verbalform immer an ein vorausgehendes Nomen oder Pronomen gebunden ist, was ganz wie der Artikel beim Nomen die Sprache analytisch beweglicher, aber dennoch schwerfälliger macht. Auch der Vortheil einer eigenthümlichen Fragestellung wiegt diesen Nachtheil keineswegs auf.

Hier müssen wir auch eine interessante Erscheinung ins Auge fassen, nämlich die, daß in einigen Mundarten die Personalflexionen sich ganz von den Verbalwurzeln ablösen und sich selbständig zu bewegen scheinen, d. h. daß die Endungen selbst wirkliche Wörter werden. Diese Erscheinung hat sich am auffallendsten in der persischen und in der polnischen Sprache entwickelt. Diese beiden Sprachen haben für das abstracte Verbum sein, das man natürlich in diesen Formen suchen muß, eine doppelte Gestalt, nämlich eine enclitische und eine volltönige, wovon die erste meistens bloß Flexionsendung, die zweite dagegen meistens unorganisch erweitert ist.

Die enclitische Form heißt im Persischen:

em	î	(est)
îm	îd	end

Die Form em kann allerdings von asmi abgeleitet werden, sie kann aber ebenso gut die Flexion der Verba vorstellen; die dritte est hat aber unverkennbar den Verbalstamm as in sich und bloß das T ist Flexion; die vier andern können als bloße Flexion betrachtet werden.

Die volltönige Form ist

hestem	hestî	hest
hestîm	hestîd	hestend

Hier haben wir einmal ein unorganisches H, dann aus asmi verdorben estem, und die andern Formen kann man nur als mechanische Weiterbildung oder aus dem est der dritten Person erklären, das unorganisch herübergenommen wäre. Damit vergleichen wir die volltönige polnische Form. Aus altslawischem jesmĭ entsteht:

jéstem	jésteș	(jest)
jestéșmė	jestéștșe	(sõ)

Hier haben wir in III jest und sõ als die organischen Formen, die andern sind wieder wie aus der III jest gemacht.

Nun aber braucht der Perser gewöhnlich seine enclitischen Formen, um sie andern Wörtern zu suffigieren, er sagt also von merd Mann merdem ich bin ein Mann und conjugiert nun merdî du bist ein Mann, und so selbst im Plural merdîm wir sind Männer, ohne daß das Nomen eine Pluralendung annimmt, ebenso mit dem Adjectiv shâdem ich bin froh und mit dem Pronomen menem ich bin, im Plural aber mâjîm wir sind (von mâ wir.)

Noch kecker verfährt der Pole. Er betrachtet nämlich die vier Endungen em oder m für die erste und eș und ș für die zweite sg, sowie șmė für die erste und ștșe für die zweite pl als enclitische Wortformen, die man nun hinter Nomina und Partikeln beliebig anhängen kann; so bildet er von einem Particip dal gegeben habend, sein Präteritum dálem ich habe gegeben, Feminin dálam, Neutrum dálom, Plural dáli, im Passiv bit-em ich werde geschlagen, bit-eș du wirst geschlagen u. s. w., und von ábė daß wird nun gebildet ábėm bėl daß ich wäre, ábėș

bėl daß du wärest, so sagt man von ja ich, jam pil ich habe getrunken, von tė du, tės du bist, von mė wir, mėsmė wir sind, von she daß, shem daß ich; ferner dlúgo-m tú lange bin ich hier, tsu-s was bist du? shé-stse daß ihr seid, o bė-s o wärest du! u. s. w.

Dieser polnische Gebrauch ist auch in den ostdeutschen Volksdialect übergegangen. Schmeller führt an: vôst bist wo du bist, vennst mâgst wenn du magst, dêmst g'hêrst welchem du gehörst, dênst vilst welchen du willst, dass-st kannst daß du kannst, so daß also die Flexion st mit dem Pronomen du völlig identisch gedacht wird, da sie dasselbe Element ist. Im bairischen Dual heißt es vôts saits wo ihr seid, vennts migts wenn ihr mögt, dêmts g'hêrts welchem ihr gehört, dênts vëllts welchen ihr wollt, dass-ts kinnts daß ihr könnt. In einem fränkischen Dialect, wo das Pronomen sie wahrscheinlich aus der Endung geben sie sich in ensi und dann in ins, is, is contrahiert hat, sagt man vô-ns sân wo sie sind, dass-ns kennen daß sie können. Neben dem allgemeinen süddeutschen vô-mër sind wo wir sind, führt Schmeller auch ein weit verbreitetes vô tër seid wo ihr seid, an.

Ganz eigenthümlich stehen die Verbalsuffixe im bairischen Dialect hinter Ausrufpartikeln: gël-ns? nicht wahr, Sie? vië-ts wie, d. h. macht doch voran, ihr; hā-ts wie sagt ihr? sê-ns sehen Sie oder nehmen Sie, nā-ts nein, ihr u. s. w.

Es ist jezt noch die syntactische Verwechslung der Personalformen einzuschalten. Fürsten bedienen sich der Form wir für ich und dessen Construczion, indem sie ihre Diener und Unterthanen unter ihren Willen subsumieren. So pflegen auch Schriftsteller per Wir zu sprechen, indem sie ihre Meinungsgenossen mitzählen. Eine ähnliche Erweiterung der dritten Person in die Mehrzahl hört man wohl nur in Deutschland „der Herr sind ausgegangen". Die Artigkeit anderer Völker erstreckt sich höchstens so weit, daß sie dem er ein sie, nämlich seine Gnaden, Herrlichkeit unterschieben. Die meisten Vertauschungen dieser Art kommen aber in der zweiten Person als Anredeweisen vor. Das natürliche Du wird durch convenzionelle Classificirung der Menschen umgangen und zulezt auf den Styl der Vertraulichkeit beschränkt, es verliert in Deutschland immer mehr an Boden,

und in Frankreich, noch mehr in England droht das ihr die einzige Anrede zu werden, wie es in Holland durchgeführt ist. Während die deutsche Sprache die pedantischsten Abstufungen macht, hat der Holländer das Pronomen du und die Flexion der zweiten Person im Verbum sogar aus der Grammatik verloren; nur der Imperativ besteht noch. Diß ist einerseits republicanische Gleichheit, andrerseits eine durchgedrungene Urbanität, die nach allen Seiten höflich sein will. Uns klingt es aber immer seltsam, wenn der Holländer seinen Gott, seinen König, seinen Freund, seine Frau, sein Kind und seinen Hund ganz gleichmäßig per Ihr anredet. Die romanischen Südsprachen sprechen höflicher als per Ihr durch die dritte Person, eure Gnade will, also im Feminin (spanisch vostra merced, woraus ustê wird, italienisch durch das pronominale ella). Der Deutsche spricht nicht nur per du und ihr, sondern zuweilen in der dritten Person, Sg. wo sich die Anrede sexuell spaltet in „er will“ und „sie will“, endlich aber als die gemeinste Höflichkeitsform durch dessen Plural, das unsexuelle „Sie wollen.“ Noch höflicher aber in der dritten Person „der Herr will“ oder gar „der Herr wollen,“ so daß fünf oder sechs Stufen sich ergeben. Der Schwede hat aus seinem pluralen i ihr sich eine Nebenform ni aber mit Singularflexion als Höflichkeitsform fixiert; der Däne hat das deutsche Sie aber ebenfalls mit Singularflexion. Das deutsche Sie mit der Pluralflexion haben uns die Böhmen, Lausitzer und Krainer nachgemacht. Russen und Griechen sprechen meist per du, doch als Höflichkeitsform haben sie ihr, wie wohl die meisten Völker. Der Pole macht eine Ausnahme, er spricht immer per du, setzt aber dem du höflicherweise unmittelbar das Herr oder Frau bei: mash pan du hast Herr für Sie haben. Der Orientale spricht höflich in der dritten Person: der Herr sagt, oder wie der Indier: der Sohn meines Herrn will u. s. w. Der Perser spricht höflich per Ihr.

2. Genusbildung.

Die Genusbildung dreht sich um den einen Punct, wie die Passivform sich zur Activform verhält. Wir müssen zuerst über den Begriff der Sache uns aussprechen.

Das Genus des Verbum hängt von der Stellung ab, die das Subject und das Object des Satzes sich gegeneinander geben. Bezieht sich, was der einfachste Fall ist, die in der Flexion ausgedrückte Subjectivität auf ein Nomen als Object, so entsteht das verbum activum, das in dieser Funczion auch verbum transitivum heißt. Die Grammatik kann aber dieses natürliche Verhältniß umkehren und das Object als Subject des Satzes fingieren, dadurch entsteht die vox passiva. Wir haben aus dem ungrischen Verbum die merkwürdige Erscheinung angeführt, daß neben dem einfachen Activverb ich gebe eine zweite Form besteht, die ich gebe es bedeutet, folglich ein Object einschließt und aus dieser leztern Form wird durch eine eingeschobene Silbe die dritte Form, das Passiv, gebildet. Das ist logisch richtig, insofern der Satz ich werde gegeben so viel ist als einer giebt mich, es ist folglich ein Subject und ein Object ausgesprochen. Unsre Sprachen haben jene zweite Form nicht, sie können ein wirkliches Object im Activ nur nominell, d. h. mindestens durch ein Pronomen ausdrücken.

Nun giebt es aber eine zweite Classe von Verben, in welchen das von der Flexion erstrebte Object nicht erreicht wird, indem die Verbalthätigkeit erlahmt oder sich verflüchtigt, so daß der Verbalbegriff, da er keinen Gegenstand trifft, in sich selbst zurückkehren und sich verzehren muß. Das sind die verba neutra, was eigentlich nur die Indifferenz zwischen Activ und Passiv ausdrückt, oder verba intransitiva, d. h. objectlose, oder vielmehr die sich kein Object bestimmt vorstellen, wie die Begriffe ich lebe, sterbe, wache, schlafe, sitze, stehe, liege, steige, sinke, falle u. s. w.

Der Unger kann sich hier der einfachen oder Objectform bedienen, im leztern Fall ist das Object fingiert; eine ähnliche Ficzion brauchen unsre Sprachen, wenn sie rhetorisch zuweilen ein Neutralverbum mit einem grammatischen Object verbinden, ein elendes Leben leben, einen schönen Tod sterben u. dergl. Hier fallen Object und Subject zusammen und die Verba bleiben ihrem Begriff nach, wenn auch nicht grammatisch immerhin Neutra. Endlich giebt es Verba, welche sowohl activ als neutral gebraucht werden, wie ich gehe und ich gehe einen Weg, ich esse, trinke, esse das Brot, trinke den Wein.

Hier ist der active Begriff der ursprüngliche; der neutrale erzeugt sich nur dadurch, daß die Beziehung aufs Object nicht vollendet, daß sie unbestimmt, abstract gelassen wird.

Wenn nun jedem Verbum eine Handlung zu Grund liegt, so versteht sich, daß das abstracte Handeln, das wir durch thun oder auch bestimmter durch machen ausdrücken, jedes andre Verbum in einen neuen Activbegriff umsetzen kann. Daraus entstehen verba factitiva oder causativa. Für ich mache stehen, liegen, sitzen bildet sich die Sprache aus denselben Wurzeln aber mit schwacher Flexion die einfachen Verba stellen, setzen, legen. Wir haben einen Vortheil darin, daß wir das active machen abstracter durch thun ausdrücken können, was gewöhnlich kein so bestimmtes Object hat; man sagt zwar Gutes thun, nichts thun, aber nicht so gern eine Reise thun, was holländisch ist und dem französischen faire nachgemacht, mit welchem der Franzos jedes Factitiv umschreibt; er sagt sogar faire faire. Das holländische dûn fallen, heißt so machen daß einer fällt, also fällen, nicht zu verwechseln mit dem faulen Gebrauch unsrer Volkssprache, welche sich durch das Verbum thun „er thut fallen“ bloß die Flexion der übrigen Verba erspart, oder wie der Engländer im Fragesatz du ju kėmm? für kommst du? sagt. Seltsam haben wir im Deutschen den Factitivbegriff dem Verbum lassen beigeschrieben, etwas machen lassen, welches Verbum doch eigentlich nur ein nicht hindern bezeichnet; logischer scheint der slawische Gebrauch, der hier das Verbum dati geben verwendet, etwas (zu) machen geben.

Den abstracten Neutralbegriff drückt der Lateiner durch fieri aus, der Deutsche etwas unbestimmter durch geschehen; es ist die objectlose Bewegung, weder Handlung noch Leiden bezeichnend; werden hat schon mehr Subjectivität in sich. Das abstracteste Neutralverb ist aber in allen Sprachen das Verbum sein, mit dem die Logik ihre Operazionen beginnt; in ihm ist das vollständige Ineinsfallen von Subject und Object erreicht, es ist gegen Activität und Passivität indifferent, daher kann durch diß sogenannte verbum substantiale, d. h. durch die abstracte Flexionsthätigkeit jede Flexionsform ersetzt werden; man braucht nur ein actives oder passives Particip beizufügen, z. B. er ist schlagend, er ist geschlagen. Daraus erklärt sich, daß in einigen

Sprachen die rein vom Verbum abgelöste Flexion ohne irgend ein Wurzelzeichen den Begriff sein ausdrücken kann, weil dieser von selbst substituiert wird.

Das weitre ist nun, daß der Verbalbegriff nicht sowohl seine Aeußerung als eine unbestimmte verliert und vergißt, sondern daß die Richtung seiner Thätigkeit nach außen auf das innere zurückkehrt, das Object aufs Subject zurückweist, so daß statt der gezogenen Linie eine Kreißbewegung eintritt. Daraus entsteht das griechische Medium; tuptomai bedeutet ich schlage mir, es schließt also nicht einen Accusativ wohl aber einen Dativ, einen Zweckbegriff in sich. Dieses mir wird aber wieder etwas unbestimmtes und leeres, insofern eigentlich jede Thätigkeit ihren Zweckbegriff schon in sich hat; doch ist die Form des griechischen Medium für verba neutra besonders passend, weil sie durch den unbestimmten Zweckbegriff so zu sagen die Aussicht auf das bestimmte Object verschließt. Wichtiger aber ist, daß aus dieser Form sich das indisch-griechische Passiv erzeugt. Die Form tuptomai springt in der Rückbeziehung aufs Subject auch in den Accusativ über; es heißt nicht nur ich schlage mir, was tuptô im Grunde auch heißt, sondern es heißt auch ich schlage mich; hier haben wir ein Ich-mich, ein Subject-Object, ein Thun und Leiden, und von diesem Leiden aus springt die Sprache auf das passive geschlagen werden über. Bin ich der Geschlagene so kann auch ein andrer schlagen, so entsteht das Passiv.

Ein andres Passiv werden wir bei Lateinern, Sslawen, Letten und den Neuscandiern finden. Es hängt mit dem Reflexivpronomen zusammen. Im Lateinischen entspringt das Passiv aus dem Deponens; hortor heißt ich ermahne mir, dazu kann noch ein Accusativ treten, ausgenommen beim wirklichen verbum neutrum; morior bezeichnet keinen Zweckbegriff, denn das Subject stirbt nicht sich; der Begriff ist auch in unsrem sterben ein rein passiver; morior heißt ich erliege der Naturgewalt, leide den Tod, werde getödtet. Unsere Sprache hat keine Passivform, aber in sterben, vergehen, werden, geschehen, reine Neutralformen.

Buttmann warnt vor Verwechslung der verba transitiva und intransitiva mit den causativis und immediativis; lehren und lernen, trinken und tränken sind beide transitiv, aber lernen und trinken immediativ, lehren und tränken causativ.

Den logischen Gegensatz zum verbum neutrum bildet eigentlich das sogenannte impersonale. Grammatisch unpersönlich ist es zwar nicht, da es immer in der dritten Person steht. Aber wie dem Neutrum das bestimmte Object fehlt, so denkt sich die Sprache hier kein bestimmtes Subject. Wir bezeichnen das unbestimmte Subject durch das Pronomen es; pluit es regnet, das Subject ist die dunkle Naturgewalt; licet es ist erlaubt, Subject ist ein nicht weiter untersuchtes moralisches oder politisches Gesetz, französisch il faut es muß geschehen, warum bleibt auf sich beruhen.

Hier erinnern wir noch an den etwas barocken isolierten Fall des lateinischen vapulo ich werde geschlagen, das gleichsam ein verkehrtes Deponens in der Form eines neutralen Activ einen Begriff ausdrückt, der an sich passivisch ist. Es scheint ein Nominalbegriff, villeicht Sclav sein, zu Grund zu liegen. Auch das Verbum fieri ist in seiner Präsens- Imperfect- und und Futurform ein activum. Die Form veneo ich werde verkauft, erklärt sich aus venū eo, ich gehe zum Verkauf von einem Nomen venus, venī. Ein ähnlicher Fall ist unser deutsches heißen, das wir sowohl activ als passiv also für das gothische χätada brauchen, denn ich heiße bedeutet ich werde genannt, obgleich man auch sagen kann: ich werde geheißen. Nach Untergang der Passivform hat sich der Begriff ohne seine specifische Endung erhalten. Sehr abnorm ist auch unser du dauerst mich, er dauert mich für ich bedaure ihn, lateinisch miseret me ejus, weil hier die Thätigkeit in die Objectsform gelegt ist. Doch sagt man kaum: ich daure dich. Es ist nicht reflexiv wie das lateinische Wort.

Nicht mit den Reflexivum zu verwechseln ist das verbum reciprocum, obgleich die Sprachen häufig abkürzungsweise das Verhältniß des einander auch durch sich ausdrücken. So hat z. B. das deutsche sich schlagen nicht nur den reflexiven Begriff sich selbst Schläge versetzen, sondern auch den concreten mit einem duellieren, was wohl dem französischen nachgemacht ist. Sich küssen kann dem Begriff nach nichts anderes ausdrücken als einander küssen. Goethe bedient sich unrichtigerweise des pleonastischen sich einander sowie uns einander, euch einander, das er wahrscheinlich dem

französischen z. B. s'entre-tuer nachgemacht hat; dieses beruht auf lateinischem se inter (im Verhältniß gegeneinander).

Grimm bemerkt, die Form einander anstatt einer den andern, (französisch l'un l'autre) habe ein unorganisches wildes Gepräge, und ich habe den Argwohn, zu Bildung dieser Form habe jenes lateinische inter beigetragen, dem es so ähnlich klingt. Noch ist zu bemerken, daß das lateinische Wort reciprocus ursprünglich nicht die Wechselwirkung, sondern nur die Rückwirkung bezeichnet; der Ausdruck ist also wie so viele grammatische eigentlich schief; daran liegt aber nichts, die Grammatik hält sich an die einmal eingeführten termini, deren Begriff allgemein geläufig ist.

Erste Passivbildung.

Abgesehen von den Auxiliärverben haben wir also zwei ganz verschiedene Passive zu betrachten. Das erste findet sich im Sanskrit, in der Zendsprache und im Griechischen, ein kleiner Rest davon noch im Gothischen. Das Sanskrit unterscheidet das Passiv vom Medium durch ein dem Flexionsvocal vorantretendes j oder die eingeschobene Silbe ja, bei den andern sind Medial- und Passivformen ganz gleich. Um aber die Form vom Activ zu scheiden, muß immer eine Erweiterung an der Flexionssilbe vorgenommen werden. Der Grieche bewerkstelligt die Medialform durch Diphthongierung des Flexionsvocals; also die ursprüngliche Activform legomi wird legomai, die aus legeṣi in legeiṣ contrahierte Form bildet ebenso legeṣai, wirft aber nach griechischer Gewohnheit das s zwischen Vocalen aus, legeai, contrahiert dieses in legêi und noch einmal in legei, so daß die Form sich nur durch das fehlende Schluß-s vom Activ unterscheidet. Die dritten Personen bilden aus der ersten Gestalt legeti legetai und aus legonti legontai. Es ist also hier die Diphthongierung des Flexionsvocals das ganz einfache Motiv der Medialbildung. Eine Erklärung der Phänomens ist bis jezt nicht gelungen. Bopp hat die kühne Hypothese aufgestellt, legomai steht für legomami, legeṣai für legeṣaṣi mit dem doppelten Pronomen ma und sa (für sta) das einmal das Subject, das zweitemal das Object bezeichne. Diese Erklärung scheitert aber an der dritten Person; legetai läßt sich kaum aus legetati erklären; denn wenn auch

der bekannte Pronominalstamm ta (der) mit dieser Flexion in Verbindung stehen sollte, so kann doch der Plural legontai auf keine Weise aus einem legontati oder gar legontanti erklärt werden. Nun ist zu bemerken, daß das Sanskrit und Zend die erste Person verstümmeln; statt des griechischen feromai sagt der Indier bharê so daß die Schlußsilbe abfällt, das Passiv müßte folglich bharjê lauten. In der zweiten Person stimmt aber fereṣai zu bharasê, während hier der Grieche seinerseits ferei contrahiert. Vollkommen stimmen feretai und bharatê, ferontai und bharantê.

An dieser Stelle müssen wir die Reste des gothischen Passiv einschalten. Der Gothe hat nämlich von der zweiten Person fereṣai, bharasê das entsprechende bèraṣa behalten, von der dritten feretai und bharatê bèrada und von der dritten Pluralform ferontai, bharantê, bèranda. Da ihm aber die übrigen Personen ganz verloren waren, so ergänzte er die Conjugazion des Passiv auf eine syntactisch gewaltsame Art dadurch, daß er die dritte Person bèrada auch für die erste Person (ich wurde getragen) verwendete, welche doch organisch bèrama lauten müßte, und ebenso läßt er die dritte Plural bèranda gleichförmig für den ganzen Plural gelten. Das gothische Passiv hat bloß noch die Präsensform, aber einen in Beziehung auf die Vocale abnormen Conjunctiv, den wir später besprechen. Alle spätern germanischen Sprachen haben wie die romanischen die Passivform eingebüßt, während sie der Neugrieche, seiner sonstigen Formenverderbniß zum Trotz, bis heute behauptet.

Es bleiben uns aber jezt noch die erste und zweite Person des Plural im Griechischen und Indischen zu betrachten. Ueber diese beiden ist ein großes Dunkel verbreitet, was uns villeicht aufgehellt würde, wenn die gothische Sprache diese Formen erhalten hätte. Die erste Person lautet griechisch feromeþa, welchem das Sanskrit in so weit entspricht, als dem griechischen meþa ein mahê, bharamahê, gegenübersteht, welches mahê im Zend maidhê zeigt, woraus sich ergiebt, daß die indische Form aus madhê verstümmelt sein muß, weil indisch dh dem griechischen þ entspricht. Die Silbe ma oder mê ist hier dieselbe wie im Sg. das ma, mi, mai; woher stammt aber das dh oder þ? Auf diese Frage hat die Grammatik bis heute noch keine Antwort,

da die Form dha an sich keinen Plural bezeichnet. Wenn man im Griechischen statt obiger Form eine sogenannte ältere feromesþa anführt, so wird durch das eingeschobene s die Sache nur noch dunkler und verdächtig, das s sei aus der zweiten Person heraufgenommen und zwar bloß aus dem metrischen Bedürfniß der Poeten, um eine schwere Silbe zu gewinnen, denn diese Form findet sich nicht in Prosa. Sie kann darum sicher nicht die ältere Form genannt werden. Die zweite Person heißt griechisch legesþe. Diese Form bietet insofern keine Schwierigkeit, als wir st als die ursprüngliche Endung der zweiten Person anerkannt haben; zum Unterschied vom Activ, das sich in legete verkürzte, konnte das Passiv die volle Form legeste behalten, zugleich aber das T durch den Einfluß der aspirata s in þ verwandeln, weil die griechische Sprache diese Assimilazion liebt. Hier hätten wir also ein legitimes þ, das wir aber nicht gewaltsam wie im Gothischen von der zweiten Person auf die erste übertragen können, denn sonst müßten beide Personen gleich lauten. Schwieriger ist aber die indische Form dieser zweiten Person; sie wird geschrieben dhvê, also für feresþe bharadhvê. Abgesehen von der uns unbekannten Bedeutung des dh das hier vor'm Consonant steht, können wir wenigstens das V nicht aus der griechischen Form erklären. Wollte man eine wirkliche Flexion darin sehen, so könnte man das Accusativ-Pronomen vas bei den Indiern und Sslawen darin erblicken, woraus das lateinische vôs geworden. Unglücklich scheint Bopp's Vermuthung, dieses dhvê hänge mit der Zahl dva, zwei zusammen; diese würde eher für den Dual passen, wo gerade das V fehlt. Es bliebe außerdem nur, das V als Ersatz für das ausfallende S, wie anderwärts das th zu erklären, was aber abenteuerlich klingt. Die Dualform lautet im Indischen der Pluralform völlig analog bharavahê, das also wieder für bharavadhê steht; hier bezeichnet V den Dual, das dh bleibt wieder unerklärt. Die zweite Person bharâthê ist ganz in der Ordnung, denn das ausfallende S wird hier durch die Erschwerung âth compensiert; da dieselbe Form auch auf die dritte Person übertragen wird, so bleibt hier zum Unterschied diese Verstärkung durch H weg und die Form lautet bharâtê. Wenn aber die Form bharatê statt des Plural bharantê vorkommt, so ist es bloße Erleichterung wie der Grieche didontai in das

jonische diδoatai auflöst. Was die griechischen Dualformen betrifft, so haben wir gesehen, daß im Activ die erste Person verloren geht, weil der Grieche den Characterbuchstab V meistens auswirft; er hat sich später eine unorganische Form des Dual geschaffen, indem er der Pluralform (gerade wie der Indier die Form bharatam bildet) den Consonant N anhängt (der sich auch nicht aus der Zahl 2 erklärt) und so steht schon im Activ tupteton (aus tuptete) und im Passiv tuptesþon (aus tuptesþe); in der ersten Person war das N im Activ schon in den Plural eingedrungen, darum blieb nur die Passiv-Dualform tuptomeþon (aus tuptomeþa) übrig. Nach Pott wäre diese Endung ton, die im Sanskrit tam lautet, den historischen Tempora nachgebildet.

Zweite Passivbildung.

Diese Form hängt mit einem Reflexivpronomen zusammen, dessen Wurzelform in unsern Sprachen sva lautet, und den Begriff eigen ausdrückt.

Die Frage ist nur, ob man das Pronomen selbst aus dieser Flexionsform hervorgegangen betrachten kann oder ob es eine ursprüngliche Nomenform ist, die sich mechanisch mit dem Verbum verbindet. Das erste erscheint möglich im Lateinischen, zweifelhaft im Lettischen und Sslawischen, das zweite ist das wahrscheinlichste im Altscandischen, Schwedischen und Dänischen. Der Unterschied dieser Pronomen von den Personalpronomen ist aber der, daß es sich nicht auf eine bestimmte Person bezieht, sondern sämmtliche Pronomina in das Reflexivverhältniß hinüber führt; unser daher geleitetes Pronomen sich brauchen wir nur für die dritte Person, aber sowohl Singular als Plural, was den andern Pronomen ganz widerspricht; der Indier und Sslawe braucht es für alle drei Personen und dasselbe muß ursprünglich auch im Latein stattgefunden haben, da diese Form durch alle Personen suffigiert erscheint und dem Verbum so die Medial- und Passivbedeutung beilegt.

An das aus legomi abgekürzt lego schießt nun im Latein das Pronomen ṣva an, also legoṣva, das va fällt wieder ab und nach häufigem lateinischem Gebrauch geht ṣ in R über; so entsteht legor, ich werde gelesen. Die zweite Person sollte zunächst legiṣi-ṣva abgekürzt legiṣiṣ lauten, hier geht das ṣ zwischen

Vocalen wie gewöhnlich in R, während das Schluß-ṣ bleibt, so entsteht legeriṣ; unnöthig nimmt Bopp eine Umstellung aus legeṣir an. Die dritte Person aus legituṣva (mit Bildungsvocal) legitur; u bleibt hier weil vor R gerne u und o stehen; der Grad der Abschwächung des Grundvocals ist im Latein bekanntlich sehr willkürlich. Ebenso wird im Plural aus legimuṣ-ṣva legimur, man kann die verkürzte Activform legimu zu Grund legen; die dritte sagt für leguntuṣva leguntur. Die zweite Person, die sich nicht gut in legitir bilden konnte, weil die Silbe ir nicht beliebt ist, und auch nicht mit legitur zusammenfallen wollte, wurde durch eine Participialform ersetzt, wie etwa das griechische tetummenoi eiṣi. Diß ist die schönste Entdeckung, die Bopp in der Grammatik gemacht hat. Dem griechischen legomenoṣ gemäß mußte ein lateinisches Particip legiminuṣ bestehen; legimini steht also für legimini, legiminai, legimina estiṣ, indem die absolute Form in der Masculingestalt sich verhärtete. Die Anfügung des passivischen ṣ = R geschieht nun im Imperfect und Futur, im Präsens und Imperfect des Conjunctiv auf die gleiche Weise, und die II pl. wird nach diesen Analogien weiter gebildet, obgleich gewiß niemals Participien wie amabiminuṣ, amêminuṣ und dergleichen im Gebrauch waren. Merkwürdig sind aber die Imperativformen legere, amâre, in welchen sich das Pronomen ṣva mit seinem Vocal erhalten hat. Daß dieselben Formen den Infinitiv Activ bilden, sehen wir später an. Während amaminor die Participialform nach Analogie der andern Passive behandelt, ist von fari ein altes actives famino er soll sprechen und fruimino er soll genießen zu erwähnen, also Deponensformen, die die spätre Sprache aufgegeben hat.

Das lettische hat eine Reflexivform, die nicht ins Passiv übergeht, und so flectiert: von vadinnu ich nenne, vadinnuos ich nenne mich, vadinni du nennst, vadinnies du nennst dich, vadinna er nennt, vadinnas er nennt sich. In der ersten Person Plural vadinname wir nennen und vadinnamies wir nennen uns, im Dual vadinnava wir beiden nennen, vadannavos wir beiden nennen uns, die zweite Person Plural vadinnate ihr nennt, vadinnaties ihr nennt euch und im Dual vadinnata ihr beiden nennt, vadinnatos ihr beiden nennt euch. Die dritte Person sowohl Plural als Dual hat im Lettischen die Flexion verloren

und lautet wie der Singular. In den genannten Formen stellt sich das Pronomen in der Gestalt eines S mit Bildungsvocal, also as oder es dar, dessen Vocal mit den Flexionsvocalen zusammenschmilzt; das isolierte Reflexivpronomen hingegen lautet im Dativ sav, im Accusativ savō. Diese Formen haben also mit den Lateinischen die größte Aehnlichkeit.

Mechanischer erscheint die Zusammensetzung beim Sslawen, wo zwar das Pronomen allen Personen angehängt aber schon im Altßlawischen davon getrennt geschrieben wird, z. B. nadjejoŋ seŋ ich hoffe, nadjejeshi seŋ du hoffst, nadjejetĭ seŋ er hofft und so durch alle Personen; das Pronomen muß selbst im Particip und gegen unsern Gebrauch beim Verbalsubstantiv das Hoffen beibehalten werden. Im Russischen hat sich der Gebrauch ausgebildet, daß einmal das Pronomen sè mit der Verbalform als Ein Wort geschrieben wird (was auch im Sserbischen geschieht) zweitens aber, daß jede Verbalflexion, welche vocalisch auslautet, statt des Pronomen sè ein bloßes S hinten anhängt, also wie im Lettischen. Man sagt also von umyváiu ich wasche umyváius ich wasche mich, ebenso umyváietes ihr waschet euch, umyválas sie wusch sich, umyvális wir wuschen uns, umóius ich werde mich waschen, umyvshis sich gewaschen habend; doch machen Imperativ und Participien die Ausnahme, daß sie das ganze sè bewahren.

Ganz analog ist die Entstehung des scandischen Passiv. In den ältesten Quellen findet sich noch die Verbindung des Verbum mit dem Personalpronomen z. B. aus lét mik (ich ließ mich) wird durch Vermittlung eines Bindevocals létomk contrahiert, bald aber bekam das sik der dritten Person die Oberhand über alle Personen, was man villeicht ßlawischem Einfluß beschreiben kann. Aus lâta sik sich lassen wurde lâtask das sich in lâtast und lâtas abschleift und dann gelassen werden bedeutet, so daß bald léts nicht nur er ließ sich, sondern auch ich ließ mich, du ließest dich und dann ich wurde gelassen u. s. w. bedeutet. Aus dem activen telr erzählt wurde tels er wird gezählt mit Abwerfung des flexiven R wie im lateinischen amâmur des S. Auf diesem Wege kamen die Schweden und Dänen zu ihrem heutigen einfachen Passiv, das wie jene russischen Vocalfälle hier aber durchaus durch einfaches S gebildet wird. So heißt

schwedisch von dragèr ziehe, dragès werde gezogen, drògs wurde gezogen, hâva drâgits gezogen worden sein, also mit dem S im Particip wie im slawischen und ebenso das Deponens hoppas ich hoffe, hoppadès hoffte, hâr hoppats habe gehofft, hoppoms laßt uns hoffen, hoppas hoffe du und hoffen. Man möchte sagen, die scandische Sprache habe sich aus einer frühern Verirrung zum reinen lateinischen Reflexivpassiv zurückgewendet.

So viel über die beiden Passivformen. Daß der Gothe der Ableitungssilbe nô passive Kraft beischreibt und z. B. fullnan gefüllt werden, fullnôda ich wurde gefüllt, sagt, dieses und die Ersetzung der Passivform durch Hilfsverba kommt später zur Sprache. Die meisten Sprachen bedienen sich aber der Freiheit das Passiv durch das Pronomen zu umschreiben; die Stadt nennt sich, la ville se nomme, böhmisch mjésto ménuje-se. Merkwürdig ist noch, daß der Sslawe beim Impersonale das Personalpronomen mit dem Reflexiv verbindet; so sagt der Sserbe stúshi-mi-se es ekelt mir, wörtlich mir ekelt sich; vídi-mi-se mir scheint läßt sich vollkommen dem lateinischen videtur mihi vergleichen, wenn man dieses in seine Elemente videt se mihi auflöst. Das Passiv wird auch noch durch das unbestimmte man, französische õ (homo) ausgedrückt oder durch das englische ðê sê sie sagen, polnisch dâjõ sie geben (nämlich die Leute) für man sagt, giebt.

3. Modusbildung.

Ich ziehe vor den Modus vor dem Tempus abzuhandeln, obgleich wir in diesem Capitel hie und da eine Form der Temporalbildung anticipieren müssen. Die ursprüngliche Modalbildung ist sehr einfach und es handelt sich hier mehr um den Begriff der Sache als um die Form. Der Hauptgegensatz ist, daß der gewöhnlichen Sprachform welche die categorische ist und darum der Indicativ heißt sich eine bedingte, abhängige gegenüber stellt, welche Conjunctiv oder Subjunctiv genannt wird. Dazu kommt noch die Bitt- oder Befehlsform, der Modus Imperativ. Den gewöhnlich genannten vierten Modus Infinitiv müssen wir aber hier ausschließen, denn dieser ist eine Nominalform und muß in Gemeinschaft mit den Participien abgehandelt werden.

In Beziehung auf die modale Abhängigkeit des Verbum ist vor einer Verwechslung zu warnen. Es giebt eine temporale Abhängigkeit der Formen, die wir im Imperfectum, Plusquamperfect und Futurum exactum treffen, die sich immer auf ein zweites Verbum beziehen; diese Abhängigkeit ist aber keine modale. Sodann tritt hier seinerseits der modus optativus wieder als selbständige Form auf, weil der Wunschbegriff in der Seele des Sprechenden nur vorausgesetzt ist; logisch ist diß eine modale Abhängigkeit. Den Conjunctiv könnte man die Form der absoluten Abhängigkeit nennen in dem Sinne wie es der Genitiv im Nomen ist. Wir stellen den categorischen Formen überhaupt die hypothetischen gegenüber. Zu den ersten gehört die reine Aussage des Seins, der Indicativ, und das Verlangen eines Werdens, der Imperativ, der temporell ein Futurum heißen kann, und auch durchs Futurum zu umschreiben ist. Der Imperativ ist aber nicht nur, was sein Namen sagt Befehlform, sondern auch Bittform, Precativ, nur das Sanskrit hat dafür eine besondre Form. Anomal wird der Imperativ zuweilen durch den unorganisierten Infinitiv wie im italienischen nôn krêdêre glaube nicht ersetzt, wo aber ein „wolle nicht" suppliert werden muß, noch anomaler im deutschen durch ein passives Particip z. B. aufgeschaut, zu supplieren: Es soll aufgeschaut werden. Aehnlich befiehlt der Russe durch pashól gegangen! was doch in der erzählenden Phrase er ging bedeutet. Der Imperativ ist der Vocativ des Verbum, Anrede, ist also seiner Natur nach zweite Person; auf die dritte übertragen kann er als Auftrag einen Sinn haben; in der I pl. reduciert sich der Gebrauch auf die Anomalie, daß das wir überhaupt kein wahrer Plural des ich ist; es ist eine Höflichkeitsform; indem ich von den andern etwas verlange, zähl' ich mich zu den mir gehorchenden oder folgenden. Die chinesische Verkehrtheit des indischen Geistes zeigt sich in der ersten Person sg des Imperativ, die das Sanskrit aufstellt. So lautet nach Bopp von admi ich esse diese Form adâni (deren N jedenfalls aus dem M abgeschwächt wäre) was sich aber wohl in keine vernünftige Sprache der Welt übersetzen läßt. Es wäre der Gedanke ich will essen, den der Mensch zu sich selbst spricht; aber für bloße Monologe ist ja die Sprache nicht geschaffen und nicht geworden. Es ist also ein abstracter Formalismus

Categorisch kann man aber auch die Nominalformen des Verbum, Infinitiv, Supinum, Gerundium und Particip nennen. Was nun die hypothetischen oder Conjunctivformen betrifft, so wird ihre Modalität später immer mehr durch Partikeln ausgedrückt. Die Slawen haben nie einen Conjunctiv gehabt, formell aber fällt ihr Imperativ mit der Conjunctivbildung zusammen. Unsre neuern Sprachen haben die Modalbildung großentheils eingebüßt; unter den germanischen hat noch die deutsche die meisten Reste, die romanischen haben bessere Formen gerettet. Dabei ist noch zu merken, das die Modalbildung auch durch Temporalbildung unterstützt wird; was im Indicativ Präteritum ist, kann im Conjunctiv verschiedene Modalitäten bezeichnen. So ist unser ich wäre formell Präteritum und von ich war abgeleitet, der Bedeutung nach aber ist es ein Condizionale, das seiner Natur nach auf ein Zukünftiges gerichtet also begrifflich vielmehr eine Futurform ist. Auf dieselbe Weise leitet Kühner in der griechischen Grammatik den Optativ tioimi direct vom Imperfect etion, sowie tetlkoimi von etetlkein, ist aber nach seiner Ansicht genöthigt, das sogenannte Optativ Futur tisoimi, das er Conjunctiv nennt, nicht vom Futur tisô sondern von einem nicht bestehenden Aorist etison abzuleiten, wie im deutschen ich würde schätzen von einem Präteritum ich wurde schätzen abgeleitet ist, das doch als einfaches Präteritum ich schätzte gedacht nie bestanden hat, so wenig als ein Particip schätzen geworden; wir beziehen vielmehr das Condizionale ich würde schätzen unmittelbar auf unser Futur ich werde schätzen, wozu der Conjunctiv wie er werde schätzen allgemein üblich ist; aber ein Infinitiv schätzen werden oder gar ein Imperativ dieser Formazion ist nie lebendig gewesen, und wer passivisch ein geschätzt werdender sich nicht entblödet zu sagen, der kann auch noch einen Schritt weiter gehen und ein barbarisches geschätzt würdender producieren.

Wir müssen die Conjunctivformen überhaupt nach drei Grundbegriffen auseinander halten. Zuerst die Abhängigkeit des Urtheils von einem Denken oder Sagen; da das leztere vorschlägt, könnte man es die Form des Citats, den einfachen Conjunctiv oder das tempus relativum nennen; die zweite Abhängigkeit geht vom Optativ oder der Wunschform aus und daran

schließen sich die Begriffe des Precativ und Potenziale; die dritte Form ist die Bedingung, das Condizionale.

Die reine Conjunctivform beruht nicht wie die temporale Abhängigkeit auf einer correspondierenden Vorstellung, sondern es ist die absolute Abhängigkeit der Autorität. Die Vorstellung tritt nicht für sich zu Tage, sondern als eine Vorstellung, sie wird als solche prädiciert. Es liegt also die Einführung durch ein Denken oder Aeußern (Meinen und Sagen) zu Grund; unter diese Begriffe lassen sich unzählige Verba subsumieren. Das wesentliche dabei ist, daß die Meinung oder Aussage sich als ein bloß subjectives darstellt, es ist keine objective Wahrheit aufgestellt. Es ist gedacht oder gesagt, kann sich aber anders verhalten und die Wahrheit ist bloße Möglichkeit, denn wenn die Sprache ein wirkliches Wissen voraussetzt, darf sie sich keines Conjunctiv bedienen, wie man im Deutschen an folgenden Formeln darstellen kann: Ich meine oder sage du seist und weiß daß du bist. Im ersten Fall erlaubt man sich, wenigstens in der ersten Person, auch wohl den Indikativ, zumal im Gebrauch der norddeutschen Syntax, ich denke du bist, nicht wohl du sagst er ist. Unsre Provinzen haben hier verschiedene Gewöhnungen; mir scheint die Formel, er sagt er sei, die entschieden allein richtige, denn er sagt er wäre ist mir condizionell und damit wird die Form sei ganz beseitigt; das Unglück ist nur, daß viele Verba diese Form nicht genug ausscheiden; das Auxiliare haben hat zwar er habe, aber im Plural fällt sie haben mit dem Indicativ zusammen, und da es oft wichtig ist, diese Collision zu vermeiden, so hört man sehr gewöhnlich sie hätten dafür, das doch condizional sein sollte.

Ueberhaupt ist die Relazion in unsern Sprachen auf drei verschiedene Arten stylisiert. Eine schöne Mechanik zeigt sich erstens im lateinischen Accusativ cum Infinitiv. Der Lateiner läßt das von dem Hauptverbum Denken oder Sagen abhängige Subject als ein Object im Accusativ auftreten und das von ihm abhängige Verbum in der unorganisierten Form des Infinitiv, dicit se esse. Hier läßt sich der nominale Infinitiv als ein weiterer Accusativ auffassen. Diese bequeme Form hat keine neuere Sprache. Eine Art Nominativ cum Infinitiv haben dagegen nicht nur die Griechen, sondern auch die Spanier in Phrasen, wie sér jó

el buéno ich sei der Gute und sie führen im Glossar Verba mit der seltsamen Definizion auf; z. B. niðifikâr (nisten) wird erklärt azêr los páχaros a los nîðos (bauen die Vögel die Nester), welche Redeweise nur dadurch möglich wird, daß sie den obliquen Casus, hier den Accusativ, durch die Präposizion a vom Nominativ unterscheiden. Dieser Fall ist aber nicht conjunctivisch, sondern categorisch. Etwas der lateinischen Form entsprechendes findet sich zuweilen im Englischen, hi sês hîm tu bî er sagt er sei, wenigstens braucht Shakspere passivisch: ðou ārt sèd tū bî man sagt von dir du seist. Auch der Franzose sagt, il sö dit ätr' lö prömiê, er sagt er sei der erste.

Die zweite und die nach der lateinischen schönste Art, den relativen Satz einzuführen, ist nun die deutsche, welche den einfachen Conjunctiv setzt, er sagt er sei; im Spanischen kommt wohl auch vor díze, sêan inombrâbles, er sagt es seien ihrer unzählige; der Engländer würde sich im gleichen Fall des Indicativ bedienen, hi sês hi uill, er sagt er wolle. Eine Stufenfolge der Ausdrucksweise läßt sich so ausdrücken, wo der Deutsche sagt: er sagt er sei muß der Eslawe, dem der Conjunctiv fehlt, sagen: er sagt er ist; der Perser würde im gleichen Falle sagen: er sagt ich bin, d. h. die kindliche Syntax des Orientalen kennt überhaupt jene Verschiebung nicht, die unsre Sprachen unter der Form des indirecten Ausdrucks (oratio obliqua) befassen, er muß also das gehörte unvermittelt, gleichsam als Echo wiederholen.

Leider aber überwiegend ist in allen Sprachen die dritte Manier, den relativen Satz durch eine Partikel einzuleiten und zwar im besten Fall durch eine Präposizion. Diese Redeweise scheint sich zuerst im neuromanischen Sprachgebiet entwickelt zu haben und zwar durch die Präposizion de, italienisch krêde d' èssere er glaubt zu sein, englisch hi þiŋks tu bî. Diese Form ist im Deutschen von Anfang an bekannt und wird zuerst durch eine Dativform des Infinitiv ausgedrückt tsi gèbanne, tse ṣîne, tse ṣáganne (zu geben, zu sein, zu sagen). Eigentlich volksthümlich ist sie aber jezt kaum mehr, einzelne Phrasen abgerechnet. Der Scandier sagt han tèŋkèr at värа er denkt zu sein. Die Romaner lassen in gewissen Fällen selbst die Präposizion schwinden, wie etwa im Französischen il pãs múrir, er denkt zu sterben, und

in dieser bequemen Weise mit bloßem Infinitiv drücken sich die Sslawen überall aus.

Die häufigste Art aber ist der Gebrauch einer Conjunczion, die aus dem Pronomen hervorgeht, was wir die faule Art nennen können und worin uns schon das Altgriechische auf höchst naive Weise vorangeht. Der Grieche leitet den abhängigen Satz, selbst da, wo eine Rede direct und unverschoben angeführt wird, regelmäßig durch ein faules hoti ein, das also bei der directen Rede gewissermaßen den Dienst thut, den uns im Schreiben der Doppelpunkt leistet, und dieses hoti hat die schlechte Latinität des Mittelalters durch ein ebenso faules kvod wieder gegeben, und dieses kvod haben sodann die jungen germanischen Zungen durch ihr Demonstrativ þata, das übersetzt. Daher das romanische ke, kö, das zumal im Französischen auf widerliche Weise jeden relativen Satz einführen muß und das unsre elenden Fabriksübersetzer pflichtmäßig durch ein deutsches daß übertragen und unsern Styl aufs niederträchtigste verhunzen.

Hiezu bleibt noch allerlei zu erwähnen. Fürs erste, der lateinische Accusativ cum Infinitiv ist nicht bloß tempus relativum, er dient auch für die categorische Aussage eines Wissens, ṣkio tê eṣṣe oder fuiṣṣe, ich weiß daß du bist oder warst, wo von keinem bloßen Denken oder Sagen die Rede ist, sondern von einer objectiven Wahrheit. Hier setzt der Franzose sein kö mit dem Indicativ wie der Deutsche; im Fall des bloßen Meinens kann er aber nicht wie wir sein Präsens Conjunctiv gebrauchen, sondern entweder unverbunden ſhö króa tü è, niemals sóa, oder kö tü è. Eine andre große Fatalität, die uns die lateinische Grammatik eingetragen hat ist, daß man unsern Schülern von Jugend auf einbleut, ut regiere den Conjunctiv, und da sie eben so hartnäckig von Jugend auf lernen, ut heiße daß, so kommen viele auf die unselige Folgerung, das deutsche daß regiere den Conjunctiv, was die abscheulichste deutsche Syntax nach sich zöge. Fürs erste heißt das lateinische ut nicht wie das griechische hoti daß, sondern allezeit damit, wofür wir freilich leider auch auf daß und verkürzt daß sagen können; sodann heißt ich glaube daß ursprünglich nichts anderes als ich glaube das d. h. dieses (wie auch das griechische ho-ti eigentlich das etwas bezeichnet) es ist also pronomen demonstrativum, und so gedacht könnte

man allerdings fortfahren, ich glaube daß, du seist. So wäre freilich der Conjunctiv ganz an seinem Platz; dagegen läßt sich aber erinnern, daß dieses daß, (das griechische hoti) eben ganz überflüssig ist, und dann, daß die Sprache das daß nun einmal als Conjunczion ausgeprägt hat, wie das lateinische kvod und romanische ke und sich hiedurch der Sinn verändert. Ich behaupte aber, das deutsche daß mit dem Conjunctiv ist unter allen Umständen, wenn nicht ein wirklicher Sprachfehler, so doch eine nachläßige und inelegante Form. Ich sage du kommst ist eigentlich ein Imperativ, er sagt er komme ist der reine Conjunctiv; in beiden Fällen wäre daß falsch; ich weiß daß du kommst erfordert den Indicativ; ich glaube er kommt und ich glaube daß er kommt unterscheidet sich so, daß im ersten Fall das Glauben ein Vermuthen mit ungewissem Erfolg ist, wo eigentlich und in andern Personen, wie er glaubt er komme der Conjunctiv richtiger ist; im zweiten Fall hingegen steht das Glauben im Sinn einer Zuversicht; es wird also ein Wissen daraus und das daß zieht nothwendig den Indicativ nach sich; ich glaube daß er komme wäre absolut falsch. Der einzige Fall, wo ich einem deutschen daß mit dem Conjunctiv einigermaßen das Wort reden könnte, wäre der, wenn der abhängige Satz dem regierenden vorautritt. Daß es sein Werk sei glaubt jedermann statt direct zu sagen: Jedermann glaubt es sei sein Werk; hier ist das daß ein Nothhelfer der Deutlichkeit. In Phrasen aber, die einen Befehl ausdrücken, z. B. ich will daß das geschehe, ist der Conjunctiv ein bloßes Surrogat für einen gedachten Imperativ und von den vorigen Fällen zu trennen. Der Franzose macht zwischen dem Wissen und Meinen keinen Unterschied als etwa den, daß er das ungewissere durch das Futur ausdrückt; õ sä k'il è mór; õ króa k'il viẽdra.

Endlich die dritte Calamität in dieser Materie hat uns wieder die lateinische Syntax zugeführt und das ist die sogenannte consecutio temporum. Wir haben oben erinnert, daß manche Deutsche für er sagt er komme fälschlich sagen er sagt er käme oder noch schlechter er sagt daß er komme oder käme. Dagegen haben sich die Gelehrten der consecutio temporum erinnert, welche will, das abhängige und durch die

Relazion verschobene Tempus soll sich nur im Modus vom Hauptverbum unterscheiden, dagegen im Tempus mit demselben übereinstimmen; es müsse im Deutschen allerdings heißen er sagt er komme dagegen er sagte er käme; bei der Form er hat gesagt könnte man dann wieder streiten, ob man das zweite Verbum von dem Präsens hat abhängig denken will, also er komme oder vom Präteritum hat gesagt also er käme. Der Streit läßt sich aber gar nicht entscheiden, weil die ganze Regel nur auf der lateinischen Syntax fundiert. Die Provinzen, welche sagen er sagte er käme sagen auch im Präsens er sagt er käme, so wie wer gewohnt ist er sagt er komme zu sagen, gleich natürlich er sagte er komme brauchen wird, und ebenso er würde gesagt haben, er komme und so durchaus.

In diesem Fall spart man sich also die Form käme fürs Condizionale auf. Die historische Grammatik kann dagegen auch nicht Einsprache thun; ich weiß zwar wohl, daß schon im Ulfilas Fälle vorkommen, wo jene consecutio beachtet ist, aber Ulfilas kann uns keine Syntax lehren, da seine eigne in griechischen Banden geht; die Sprache des dreizehnten Jahrhundert dagegen kann uns deswegen keine Norm geben, weil sie eine consecutio temporum hat, die wir gar nicht mehr nachahmen können. Ein classisches Beispiel aus den Nibelungen: Sag ihm ihn schlügen Schächer da er führe giebt uns allerdings die Verschiebung des Modus dahin an, daß der einfache Satz ihn erschlugen Räuber als er reiste durch das Hauptverbum bloß in den Conjunctiv umgesetzt ist; aber diese Form wäre in der heutigen Sprache völlig unverständlich; wir würden unter schlügen und führe Condizionelle sehen, als wär' es eine Warnung für die Zukunft, nur müßte statt da wenn gesetzt werden. Das Präteritum können wir aber nicht anders ausdrücken als entweder direct: Sag ihm ihn erschlugen Räuber als er fuhr oder wenn der Modus durchaus angedeutet werden soll, so sind wir gezwungen, unser componiertes Präteritum zu Hilfe zu nehmen und zu sagen: Sag ihm, ihn haben Räuber erschlagen als er fuhr oder gefahren sei oder besser auf der Reise. Schlechte und gemeine Fassungen wären dagegen Sag ihm ihn hätten erschlagen oder daß ihn erschlagen haben oder hätten, da er gefahren wäre. Der Sprach-

gebrauch hat sich also jezt ganz entschieden dahin ausgesprochen, das Präteritum Conjunctiv kann in unsrer Sprache nicht mehr das tempus relativum ersetzen und die consecutio temporum findet auf die deutsche Syntax keine vernünftige Anwendung. Wir haben Grund, der Natur zu danken, daß sie uns ein wenn auch formenarmes tempus relativum erhalten hat, dessen so wenige Sprachen mehr froh werden.

Noch ein besonderer Vortheil dieses tempus relativum ist zu erwähnen, indem die bloße Flexion anzeigt, es handle sich um die Worte oder Gedanken eines andern. Johannes Müller hat von diesem Vortheil in seiner laconischen Manier sinnreichen Gebrauch gemacht, wenn er z. B. sagt: Er wurde von zweien unter ihnen (Gott wolle es!) ermordet. Hier ist die eingeschobne Parenthese nicht etwa ein Optativ, sondern sie drückt die Aeußerung der Mörder aus, so wie das Rufzeichen die Entrüstung des Autors über dieselbe.

Im Griechischen fehlt die Conjunctivform für einige Tempora weil sie im Aorist mit dem Futur zusammen fiele; auch der Lateiner muß ein futurum conjunctivi durch Umschreibung ausdrücken. Die Conjunctivform als die Form der Ungewißheit muß zuweilen das Futurum ersetzen, diß ist der Fall in der lateinischen starken (dritten) Conjugazion und syntactisch kommt der Fall bei Ulfilas vor.

Es ist schon erwähnt, daß die Wunschform die einzige ist, die grammatisch mit dem Anschein einer unabhängigen Aeußerung auftritt. Dafür hat nun die griechische Sprache den besondern modus optativus oder ènklisis èuktikê aufgestellt. Dieser Modus drückt übrigens nicht bloß die Wunschform aus und er entspricht in der Formazion dem Conjunctiv andrer Sprachen; der Grieche braucht ihn namentlich für das lateinische Imperfect und Plusquamperfect Conjunctiv, weil dafür keine besondern Conjunctive bestehen. Die neuromanischen Sprachen drücken den Wunschbegriff durch ihr Imperfect Conjunctiv aus, das aber aus dem lateinischen Plusquamperfect Conjunctiv entspringt, z. B. italienisch ke fossi wär' ich doch! ist das lateinische fuissē. Dem Wunschbegriffe zunächst steht die Bitte; sie wird gewöhnlich durch den Imperativ gegeben, höflicher aber ist es sie durch einen Conjunctiv zu umschreiben, wie das französische völjê, unser möchten

Sie wohl. Der Indier hat einen modus precativus. Wunsch und Bitte aber weisen zusammen auf ein drittes, das sich als ein Sollen, als ungewisses Geschehen fixieren läßt und das mehrere Sprachen als modus potentialis aufstellen. Hier wird der grammatischen Abhängigkeit des einfachen Conjunctiv die logische Abhängigkeit von der Ungewißheit des Erfolgs gegenübergestellt; es ist die Möglichkeit, die Partikel etwa die den Begriff erschöpft. (Das griechische ἄν oder bei den Epikern enclitisches κε.) Im Indischen hat das tempus potentiale dieselben Endungen wie der modus precativus, nur daß bei doppeltem Stamm des Verbum die verkürzte Form dem Precativ die verlängerte dem Potenzial zufällt (wie sich Aorist II und Imperfect gegenüber stehen). Ein Potenziale hat unter diesem Namen auch die castilische Grammatik ausgebildet; andre, namentlich Portugiesen, nennen es auch futurum conjunctivi. Dieses Tempus fehlt den andern romanischen Sprachen; nach Diez ist es formell vom lateinischen perfectum conjunctivi abzuleiten, also kantâre ich sollte etwa singen, das freilich an kantârĕ und kantâvero so gut erinnert als an kantâverĭ. Im Portugiesischen hängt damit formell noch der conjugierte Infinitiv zusammen, nämlich kantâr èu gleichsam das ich singen, in Verben mit ablautendem Präteritum von der ersten Form so verschieden, daß dem Infinitiv ëvêr (habêre) im Futur ouvêr (von habuerĭ) gegenübersteht.

Das spanische Potenziale tritt aber am liebsten in Verbindung mit dem Condizionalbegriff auf; se cantâre falls ich (etwa) singen sollte. Die drei Modi Optativ, Precativ und Potenzial haben das gemeinsame, daß unsre Sprache die Begriffe am liebsten durch das Auxiliar mögen bezeichnet; wir können auch sollen gebrauchen seit uns dieses Tempus nicht mehr das Futur ausdrückt. Die slawischen Sprachen drücken alle diese Begriffe durch ihre Partikel by (ich war = wäre) aus.

Der Bedingungssatz ist insofern überall scharf ausgeschieden, weil er durch bestimmte Conjunczionen eingeführt wird, die selten abfallen dürfen. Die Formel des Bedingungssatzes drückt im Ganzen kein Ungewisses aus; sie sagt: wenn A ist, so ist B; es ist also bloß der Vordersatz zweifelhaft, nicht das Ganze. Aber eine Differenz zeigt sich sogleich darin, daß entweder die Ungewißheit des Vordersatzes eine nur scheinbare, temporäre,

oder aber eine wirkliche, potenzielle ist. Wenn nämlich die Bedingung einen bloßen Termin stellt, der nach dem Lauf der Natur eintreten muß, so ist in der That von keiner bloßen Möglichkeit die Rede. Z. B. Morgen wenn der Tag graut ist eine Bedingung die eintreten muß, ein bloßer Zeitbegriff. So läßt sich auch die Phrase wenn du kommst als bloßer Zeitbegriff betrachten, da nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge das Zurückkommen von einem Geschäft und dergleichen als ein potenziell nicht zweifelhaftes, nur im Zeitmoment ungewisses angesehen werden kann. In der Phrase wenn es regnet liegt an sich auch nichts potenzielles, sondern bloß eine unbestimmte Zeit. Sagen wir aber: Morgen um zehn Uhr gehen wir; wenn es regnet, nehmen wir Schirme, so ist diß allerdings potenziell, weil der Regen zwar einmal kommen muß aber nicht gerade zur bestimmten Stunde. Wir müssen also ein terminatives und ein potenzielles Condizionale unterscheiden.

Außer dieser Differenz kommt aber noch eine zweite zur Sprache, die das potenzielle Condizionale betrifft und auf der Vorstellung des Redenden beruht, je nachdem derselbe die Bedingung als wahrscheinlich eintretend oder als unwahrscheinlich eintretend betrachtet. Wenn er will ist ein zweifelhafter Satz, der aber doch sein Wollen als ein leicht mögliches oder auch wahrscheinliches voraussetzt; wenn er wollte setzt dagegen bestimmt voraus er will aber nicht. Der erste Fall ist also disjunctiv, der zweite exclusiv gedacht.

Es ist überhaupt auffallend, daß die beiden classischen Sprachen für das wichtige Condizionalverhältniß nicht eigenthümliche Formen entwickelt haben, während doch das Sanskrit ein eignes übrigens nur selten gebrauchtes tempus conditionale ausgebildet hat. Der Grieche drückt den Satz der Bedingung sehr verschieden, indicativisch oder conjunctivisch aus, durch den Optativ aber da, wo das Verhältniß entschieden potenziell ist, was auch durch die Partikel an mit dem Conjunctiv erreicht wird. Kühner sagt in der griechischen Grammatik, die einfache Bedingung laute: ei touto legeiṣ hamartaneiṣ wenn du dieses sagst irrst du, die potenzielle ei touto legoiṣ hamartanoiṣ an, falls du dieses sagen würdest (was ich nicht glaube) irrtest du; dazu kommen noch die weitern Formen ean touto legêiṣ oder lekṣêiṣ hamartêṣêi

(Medium) oder einfach hamartaneis falls du etwa sagst, und die etwas seltsam durch das Präteritum Indicativ ausgedrückten ei touto eleges hamartanes an und ei touto eleksas hêmartes an welche weniger potenziell als exclusiv gedacht sind. Der Lateiner kann das Condizionalverhältniß durch alle Formen des Conjunctiv ausdrücken, doch sind die Formen des Imperfect und Plusquamperfect vorzugsweise dazu bestimmt (sî amâres, sî amâvissês). Zumpt sagt in der lateinischen Grammatik sî velit heiße falls er will (zweifelhaft, disjunctiv) dagegen sî vellet wenn er wollte (er will aber nicht, exclusiv). Hier wie im Griechischen folgt im Nachsatz in der Regel das gleiche Tempus wie im Vordersatz (z. B. dîkat sî velit aber sî vellet dîkeret) doch erlauben sich beide Sprachen manchfache Absprünge, die in die Specialgrammatik gehören.

Man möchte es einem Zuge der germanischen Syntax zuschreiben, daß erst die neuromanischen Zungen sich entschiedne Condizionalformen geschaffen haben. Nicht nur haben die Spanier eigenmächtig das lateinische Plusquamperfect Indicativ für diese Funczion angestellt (aus amâverã bilden sie amâra ich würde lieben; nur die Portugiesen brauchen es daneben auch noch als Plusquamperfect) sondern es haben alle romanischen Sprachen, ihrem componierten Futur gemäß, das aus amâre habeo componiert ist, nach weiter geführter Analogie ein Condizionale, bald aus amâre habêbã bald aus amâre habuî geschaffen, was zuerst von Raynouard nachgewiesen worden ist. Daraus folgt sodann auch ein conditionale praeteritum durch Vermittlung der Hilfsverba.

So heißt denn bei uns ich wäre so viel als: ich bin unter dieser oder jener Voraussetzung, nicht aber so viel als: man sagt, ich bin, was der einfache Conjunctiv sei ausdrückt. Wohl aber kann diß Tempus ich wäre den Precativ mit ausdrücken in Fällen, wo eine Bedingung bloß mental im Satz enthalten ist. Diß ist der Fall in den Höflichkeitsphrasen: Möchten Sie doch die Güte haben, oder Wären Sie wohl so gütig? weil bei diesen Sätzen das bedingende Wenn man bitten darf, wenn Sie erlauben vorausgesetzt ist. Dagegen den Wunschbegriff Käme er doch! wird man als reinen Optativ anerkennen müssen und diese Anwendung des Imperfect außer der Condizion

ist untadelhaft. Grimm behauptet in der Syntax, in der Wunschform könne das einfache Tempus käme er doch! nicht durch die Umschreibung würde er doch kommen! ersetzt werden. Dagegen ist zweierlei zu bemerken. Erstens, die Phrase er würde kommen ist überhaupt eine matte Phrase, weil sie im condizionellen Satz nie etwas anderes besagt als das einfache er käme. Zweitens, die Wunschformel käme er doch! läßt sich nicht in würde er doch kommen! auflösen, aber aus dem einfachen Grund, daß würde nicht das rechte Wort für den Wunschbegriff ist; es muß heißen möchte er doch kommen! Käme wäre freilich kürzer und besser; weil es aber zugleich Condizionale ist, so kann die Deutlichkeit zuweilen die Umschreibung empfehlen. Das componierte Condizionale ist bei uns nur da practisch, wo man eine Verwechslung mit dem gleichlautenden Präsens wie in gäbe und gebe oder beim schwachen Verbum (z. B. ich liebte) die Verwechslung mit dem einfachen Präteritum abschneiden will. Daher lernen unsre Schüler, debebam heiße ich hätte sollen. Johannes Müller sagt: die Geschäfte gingen nicht wie sie sollten, französisch komm il dövä. Aber ich sollte unterscheidet den Conjunctiv nicht (es heißt nicht söllte) und darum wird es zweifelhaft ob ein Präteritum oder ein Condizionale gemeint ist.

Wir müssen aber auf die Differenz des terminativen und potenzialen oder eventualen Condizionale zurückkommen. Unsre Sprache drückt beide Verhältnisse durch wenn aus; einige brauchen wohl ein terminatives wann, der Unterschied ist aber nie durchgedrungen. Sichrer ist, daß wir das potenzielle wenn durch falls oder im Fall daß umschreiben können. Bekanntlich unterscheidet der Lateiner genau zwischen kvando und si und ebenso die neuromanischen Sprachen; der Engländer stellt dem terminativen huènn ein potenzielles if entgegen, das formell unserm ob entspricht, das wir aber anders benützen. Der Engländer läßt hinter if allezeit das Verbum im Conjunctiv folgen oder wenn man will in der flexionslosen Infinitivform. Im Französischen folgt auf kã naturgemäß das Futurum, auf si aber sonderbar das Imperfect Indicativ.

Zu jedem Bedingungssatz gehören nothwendig zwei Verba, das eine bedingend, das andre bedingt. Die deutsche Syntax

hat hier die Eigenheit, daß, falls der bedingte Satz nachfolgt, er fast nothwendig durch die Partikel so eingeleitet werden muß, was den andern Sprachen eine unbekannte, müßige Form scheint; nicht aber, wenn der bedingte voraus geht. (Wenn du wolltest, so käme ich, aber: ich käme wenn du wolltest.) Dazu tritt die zweite Abnormität unsrer Syntax, daß die Partikel wenn unterdrückt werden darf, wenn man statt dessen den Satz der Bedingung in die Fragestellung umstellt. (Wolltest du, so käme ich.) Diese Freiheit hat uns die französische Grammatik für ganz kurze Sätze abgeborgt (nö viẽ tü pa, alôr), im Deutschen ist sie aber unter allen Umständen anwendbar. Obgleich demnach die deutschen Partikeln in gewissen Fällen beide (nur nicht beide zugleich) wegfallen können, so kann man doch zur Bequemlichkeit in deutscher Syntax von einem Wenn-Satz und einem So-Satz sprechen. Nun ist Regel: der einfache Condizionalsatz kann zwar wohl im Indicativ ausgedrückt werden (kommst du, so geh' ich; aß er, so trank ich), gewöhnlich aber stehen beide Sätze im tempus conditionale: wenn du riefest, so käme ich. Der Engländer würde sagen: if ðou kâl, ai këmm oder ai shäll këmm. Die romanischen Sprachen haben hier das Grundgesetz, daß nie wie bei uns dasselbe Tempus zweimal stehen soll. Es heißt mit kã: kã tü vûdra, ſhö viẽdrä, mit si dagegen: s'il vûlè, il viẽdrè d. h. weil das Condizionell unentbehrlich ist, um den bedingten Satz auszudrücken, wird es im bedingenden vermieden, und es tritt, wo man dann das lateinische Conjunctiv-Imperfect erwarten sollte, das aber dem Franzosen in populärem Styl unüblich ist, an dessen Stelle allerdings abnorm das Imperfect Indicativ, so daß also hier das ursprüngliche Präteritum vielmehr ein Futurum ausdrückt, ganz wie das deutsche Condizionale formell ein Präteritum Conjunctiv ist. Die spanische Syntax hat hier so viele Formen zur Verfügung, daß sie in einiger Verlegenheit über ihre Verwendung ist. Nie braucht sie, so wenig wie der Italiener, in solchem Fall das französische Imperfect Indicativ, allein im Spanischen besteht ein einfaches Condizionale (amâra), ein componiertes (amaria von amâre habêbã) und dazu noch das Imperfect Conjunctiv amáse (aus amâvissẽ), abgesehen vom potenzialen amâre (aus amâverĩ). Jene drei concurrieren für die reine Condizion. Hier ist Regel, daß im bedingenden Satz

das componierte Tempus steht; im bedingten können beide andern folgen; amarla se amåra oder amáse; doch kann auch amåra die Bedingung ausdrücken; dann heißt es amåra se amáse; niemals aber kann amáse, das als Imperfect nur ein Aushilfsmittel ist, wie das französische Imperfect Indicativ, den Satz der Bedingung einführen. Das ganze Gesetz beruht also auf der Eleganz, daß im Vor- und Nachsatz nicht das gleiche Tempus wiederholt werde. Dieser Grundsatz gilt auch im Italienischen. In den scandischen Sprachen ist das Verhältniß fast wie im Deutschen, nur wo ein decidiertes Imperfect Conjunctiv abgeht, sind sie mehr auf Umschreibung gewiesen. In den slawischen Sprachen werden die Sachen viel einfacher abgemacht. Wo das Präsens nicht reicht, hilft das Präterital-Particip, dem für alle Potenzialfälle die Partikel by beigegeben wird. Die serbische und russische Sprache haben sich in einer kindlichen (orientalischen) Naivität der Syntax erhalten, die von so complicierten Begriffen wie unsre Plusquamperfecte, Präteritalfuture und Präteritalcondizionelle sind, gar keine Notiz nimmt. Die westslawischen Sprachen dagegen, die früher in Conflict mit unsern europäischen Sprachen kamen, haben sich ihnen analoge Umschreibungen geschaffen. Schon im Altslawischen findet sich ein bŭilo bjéχŭ ich war gewesen und bŭilo bŭiχŭ ich möchte sein, im Böhmischen bil sem bil ich war gewesen, bil-biχ ich wäre, möchte sein, bil-biχ bil, ich wäre gewesen, im Polnischen bẹlem bẹl ich war gewesen, bẹlbẹm ich wäre, bẹlbẹm bẹl ich wäre gewesen u. s. w. Aehnlich hat sich der Perser einen Optativ vom Präteritum mit angehängter Partikel i geschaffen; pursîdem ich fragte, pursîdemî ich würde fragen.

Die Form der Modalbildung ist leichter zu erledigen. Bopp sagt, sie werde durch ein zwischen Wurzel und Flexion geschobenes i bewerkstelligt und er bringt hiezu eine Sanskritwurzel î wünschen in Vorschlag. Diese Erklärung ist aber selbst mehr ein Wunsch. Ich behaupte, die Modalbildung beruht erstens auf keinem î, und zweitens auch auf keinem i, sondern überhaupt auf einem Vocalelement, das man nothwendig in der Urgestalt als a ansetzen muß. Es sind aber in Wahrheit zwei ganz verschiedene Bildungen zu unterscheiden. Die erste fügt dem Bildungsvocal ein a bei, dadurch wird erreicht, daß der Vocal des Indicativ

im Conjunctiv lang erscheint; durch diese Schwerfälligkeit der Form wird ihre Abhängigkeit ausgedrückt. Die zweite Art beruht auf einer Ableitungssilbe ja, die Bopp nach dem Sanskrit jâ bezeichnet, die sich aber anderwärts auch in bloßes i zusammenzieht. Wir geben für beide Fälle die nöthigen Beispiele.

Erste Modalbildung.

Im Indischen ist eine Conjunctivform im Vedadialect, Let genannt, sie bildet aus patati (er fällt) durch einfache Vocaldehnung patâti er falle. Ganz so bildet sich der griechische Conjunctiv aus dem Indicativ. Nur die I sg kann den Bildungsvocal nicht weiter dehnen und die III pl. löst ōti in ōsi auf.

Indicativ.	Conjunctiv.	Indicativ.	Conjunctiv.	Indicativ.	Conjunctiv.
legô	legô	legomen	legômen	—	—
legeiṣ	legêiṣ	legete	legête	legeton	legêton
legei	legêi	legouṣi	legôṣi	legeton	legêton
legomai	legômai	legomeþa	legômeþa	legomeþon	legômeþon
legei	legêi	legeṣþe	legêṣþe	legeṣþon	legêṣþon
legetai	legêtai	legontai	legôntai	legeṣþon	legêṣþon

Nach demselben Princip ist der lateinische Conjunctiv gebildet. Aus legami wird lego; im Conjunctiv der zugleich Futur ist aber bleibt der Nasal legã, in der II schwächt sich legaṣi in legiṣ, durch das eingeschobene a aber wird aus legaṣi im Conjunctiv legâṣ und im Futur durch Umlaut legêṣ, neben legit erhält sich das schwerere legat und umgelautete leget, obgleich das T die Vocale schärft; so in legimuṣ, legâmuṣ, legêmuṣ; legitis, legâtiṣ, legêtiṣ und aus leganti wird einmal legunt das zweitemal legant, das drittemal legent.

Ebenso im Passiv: legor und legar; legeriṣ, legâriṣ und legêriṣ; legitur, legâtur und legêtur; legimur, legâmur und legêmur; leguntur, legantur und legentur und die Participialform legimini bildet nach derselben Analogie, ohne den Vocal zu dehnen, legimini, legamini und legemini.

In der schwachen Conjugazion wird audio und statuo völlig wie lego behandelt, und moneo desgleichen, nur daß hier eine abgeleitete Futurform besteht, ebenso bei der a-Conjugazion, amo; diese zeigt aber merkwürdige Contraczionen; während aus amâmi amo wird, wird der Conjunctiv mit Nasal und Umlaut amẽ; während

ama-iṣ sich in amâṣ contrahiert, wird im Conjunctiv ama-a-iṣ in den Umlaut amêṣ contrahiert; so amat und amet, amâmuṣ und amêmuṣ, amâtiṣ und amêtiṣ, amaut und ament. Im Passiv amor und amer, amâriṣ und amêriṣ, amâtur und amêtur, amâmur und amêmur, amantur und amentur und im Particip amamini und amemini. Der Umlaut zeigt also größere Dehnung an; man braucht den Boppischen Satz, daß der Diphthong ai = ê sei nicht zu Hilfe zu nehmen.

Dieser Gegensatz der starken gegen die schwache a Conjugazion bleibt im Wesentlichen auch, in den neuromanischen Sprachen; der Indicativ áma steht dem Conjunctiv ámi oder áme gegenüber wie der Indicativ krêde dem Conjunctiv krêda.

Nach demselben Princip ist auch der gothische Conjunctiv gebildet; von χätan heißen lauten die Präsensformen:

Indicativ.	Conjunctiv.	Indicativ	Conjunctiv.	Indicativ.	Conjunctiv.
χäta	χätå	χätam	χätäma	χätôṣ	χätäva
χätiṣ	χätäṣ	χätiþ	χätäþ	χätatṣ	χätätṣ
χätiþ	χätä	χätand	χätäna	—	—

Im Passiv steht dem Indicativ χätaṣa du wirst geheißen mit merkwürdigem doppeltem und gleichsam überflüssigem Umlaut χätäṣå, dem χätada χätädå, dem χätanda χätändå gegenüber. Dieser Umlaut der Schlußsilbe ist mißverständlich aus dem activen Imperativ übertragen, was ich in der Morphologie des gothischen Verbum zur Evidenz nachweisen werde.

Ebenso stehen sich in der schwachen Conjugazion lagja ich lege und lagjä, χaba ich habe und χabä gegenüber, nur ṣalbô ich salbe läßt in beiden Fällen die Form im langen O verharren, so daß der Modusvocal nicht ausgeschieden bleibt.

Dieser Gegensatz der vocalbeschwerten Form des Conjunctiv dem Indicativ gegenüber bleibt nun durch alle germanischen Sprachen und wir haben heute noch neben du sagst, er sagt, ihr sagt, die noch gerne gedehnten Conjunctivformen du sagest, er sage, ihr saget, obgleich nur die zweite Form sich entschieden auszeichnet; andre Dialecte lassen dafür im Conjunctiv die Flexionen ganz abfallen.

Aus den andern östlichen Sprachen sind mir keine Conjunctive dieser Construczion bekannt. Die Form scheint also auf das Sanskrit, Griechische, Lateinische und Germanische eingeschränkt.

Zweite Modalbildung.

Sie wird durch die Silbe ja oder bloßes i gebildet. Im Sanskrit ist der Potenzial mit jâ gebildet. Von da geben anstatt dadâjâmi: dadjâm, dadjâs, dadjât; dadjâma, dadjâta, dadjus; dadjâva, dadjâtam, dadjâtâm. In den Medialformen wird jâ in î contrahiert, in III sg. dadîta pl. dadîran. Von bhar tragen, bharêjam. bharês u. s. w. Dagegen der Precativus heißt dêjâm, dêjâs, dêjât.

Dieser Formazion entspricht im Griechischen der Optativ. Die Bildung ist gedoppelt; entweder tritt das ja mit Umlaut als jê auf wie aus didoiêmi, didoiên, didoiês u. s. w. oder der Bildungsvocal verbindet sich mit dem hier bloß als i auftretenden Moduscharacter zum Diphthong und so entsteht aus legomi:

legoimi	legoimen	—	legoimê(n)	legoimeþa
legois	legoite	legoiton	legoio	legoisþe
legoi	legoien	legoitên	legoito	legointo

Das N in legoimên ist bloß ephelcystisch angewachsen. Nach demselben Princip werden alle Optative gebildet.

Im Lateinischen will Bopp einen Rest dieser Bildung in den obsoleten Conjunctiven auf i finden, dem dadjâm und didoiên entspräche das altlateinische duĭ ich gebe, wo das a der Wurzel in u geschwächt erscheint, duis. duit, duimus. duitis, duint, ebenso edĭ ich esse und ähnliche.

Im Gothischen entspricht dieser Form das Präteritum Conjunctiv, welches die Silbe ja in der ersten Person vollständig zeigt, indem dem indischen adjâm ich äße die Auflösung êtjâ entspricht. In den übrigen Personen wird aber das ja in bloßes î contrahiert, êtîs, êti; êtîma, êtîþ, êtîna; êtîva, êtîts. Im ältesten Deutsch steht durchaus î das im Auslaut kurz i wird, âsi, âsîs, âsi, âsîmês, âsît, âsîn und aus dieser Form haben wir unser äße, äßest u. s. w. Aehnliches in andern germanischen Dialecten.

Hier müssen wir nun den slawischen Imperativ einschieben, der vollständig nach dieser Norm gebildet ist. Es tritt an die Wurzel immer ein i. Von vesõ ich fahre heißt der Imperativ sg. für die II und III vesi pl. vesjem, vesjete, Dual vesjevje, vesjeta. Von da geben dai, daite also mit Diphthongierung der

Wurzel wie im griechischen didoiên. Aus schwachen Verben wird gebildet, von voliti wählen voli mit einfachem i aber von snati wissen diphthongisch snai und ebenso von umjéti wissen umjéi.

Hier haben wir nur noch aus dem Imperativ diejenigen Endungen anzuführen, die sich nicht aus der Personalbildung erklärt haben. Diese Formen sind bis jezt unerklärt; angehängte Interjeczionen und Partikeln mögen im Spiele sein. So hat der Imperativ im Sanskrit, welcher von der zweiten Person Plural und Dual auch auf die dritte übertragen wird, eine noch unerklärte M-Ableitung z. B. bharatam traget und bharatâm ihr beiden traget; im Griechischen ferelon traget beide, aber feretôn beide mögen tragen und dasselbe angehängte N im Plural ferontôn sie mögen tragen. Die Passivformen sind ganz analog. Im Latein steht dem legontôn legunto gegenüber.

In den ältesten Wedaformen findet sich eine Art Verdopplung der Flexion tâ in tât, welchem ein oscisches estud, likitud für das lateinische esto entspricht, und diese selbe Verdopplung zeigt nun der Lateiner im Plural estôte, legitôte. Eine andre noch unerklärte Imperativableitung findet sich im Littauischen, wo von der Wurzel da der Imperativ mit einer K-Ableitung dûki gieb, Plural dûkime und dûkite, Dual dûkiva und dûkita lautet.

4. Tempusbildung.

Wir kommen jezt an das Hauptcapitel des Verbalorganismus. Vorerst eine kleine Vorbetrachtung über Formen und Begriffe.

Hegel spricht irgendwo von den drei Dimensionen der Zeit, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er macht aber oft genug darauf aufmerksam, daß was wir Gegenwart oder das jezt nennen, eigentlich ein nicht fixierbarer, verschwindender, mathematischer Punkt, nur der Indifferenzpunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft ist. Die Grammatik scheint es nun nicht so genau zu nehmen, wenn sie von einem tempus praesens spricht, allein wahrscheinlich bleibt es doch, daß die Sprache zuerst keineswegs das Präsens fixierte. Auch die Sprache sieht in ihrer Zeit zwei sich entgegengesezte Pole, des Vorwerts und des Rückwerts. Einerseits könnte man glauben, das erste Bedürfniß der

Mittheilung sei der Bericht eines Geschehenen, also Erzählung in objectiver Fassung, das heißt in der Form der sogenannten dritten Person, die aber auch als unpersönlich gedacht werden kann. Dem Hebräer ist die Erzählform, die dritte Person des Präteritum die Grundform des Worts, z. B. katal er hat getödtet. Diß nimmt er als die Wortwurzel; zum Behuf der Flexion werden nun an der Wurzel, die wesentlich nur aus den Consonanten besteht, die Grundvocale anders gefärbt, einzelne ausgeworfen, die Consonanten zusammengeschoben, endlich noch Pronomenformen angehängt. Die reine Präsensform hat sich hier gar nicht entwickelt, sondern wird durch Participien ausgedrückt. Im Ungrischen drückt die Verbalwurzel ebenfalls die dritte Person aber das Präsens aus. Wenn aber im Gothischen ein Präteritum gab oder gaf die Wurzel vorstellt, so ist dieser Fall von jenen Sprachen ganz verschieden, denn hier ist die frühere Flexion bloß weggefallen. Am meisten Licht in diese Materie scheint uns aus der Geschichte des griechischen Verbum zu fallen. Bei den ältesten starken griechischen Verben, zumal denen mit Liquidalcharacter, hat es wenigstens für diejenige Theorie, welche in der Sprache vom Einfachen auszugehen liebt, sehr viel einleuchtendes, daß aus Wurzeln wie *βαλ*, *ταμ* zunächst die Futura *βαλω*, *ταμω* und die Aoriste *'εβαλον*, *'εταμον* sich bildeten, und daß die verschiedenen Verstärkungen der Grundform zur Bildung des Präsens, wie die Geminazion im Präsens *βαλλω*, das eingeschobene *N* in *τεμνω*, das eingeschobene *T* in *τυπτω* oder die Erschwerung durch den Diphthong wie in *κτεινω* theils als Derivazion theils als Ablaut auftreten, immer aber als jüngere Formen denn jene Grundform angesehen werden können. Die Sprache fixiert also in diesen Fällen das Präsens zulezt.

Etwas ähnliches findet sich in den slawischen Sprachen. In ihnen scheint die einfachste Form des Verbum ursprünglich das Futurum auszudrücken. Und das ist die zweite Seite, den Grundbegriff des Verbum aufzufassen. Denn seine Willensmeinung kund zu thun, die auf ein Geschehensollen hinausläuft, gehört sicher zu den anfänglichsten Funczionen der Sprache. Die Sprache ging im vorigen Fall von der Sensazion, hier von der Irritazion aus. Vielmehr aber ist beides zugleich das natürliche

und es ist eben aus den griechischen Beispielen klar geworden, daß die Futur- und Aoristformen als die einfachsten in einander verschlungen sind; nur das Präsens ist jünger. Im Sslawischen ist nun die eine Hälfte der Verba im Futurum stecken geblieben, so daß sie wirklich kein Präsens haben; die Sprache ist mit dem Futurbegriff entschieden präoccupiert, vernachläßigt anderseits die Präteritalformen, so daß sie sich zulezt auf Participien beschränkt. Man könnte darum die Sslawen das Volk der ewigen Zukunft nennen. Wie aber aus ursprünglichem Futur und Aorist ein Präsens abgeleitet wird, so werden aus dem Präsens wieder durch Derivazionsmittel die secundären Futur- und Präteritalformen abgeleitet, d. h. das griechische Futurum I und Aorist I.

Diese ganze Ansicht der Sache führt aber auf ein unseliges Dilemma. Ist die einfache Form die älteste, so kommen wir mit Bopp auf die Agglutinazion hinaus, und gehen wir mit Grimm's Satz, im Verlauf der Zeit kann die Sprache nur verlieren, nichts gewinnen, vom ursprünglichen vollen Organismus aus, so müßten wir Formen wie das griechische λαμβανω für ursprünglicher halten, als die einfachen λαβω, 'ελαβον. Will man einmal die wesentlichsten Buchstaben eines Worts seine Wurzel nennen, so wäre sie in diesem Falle λαβ, denn wäre das *M* ein wesentlicher Theil, so könnte es in "ελάβον nicht fehlen, es ist also ein eingeschobener Nasal. Endlich müßten wir aber auch complicierte Formen wie τυφθησομαι für älter halten als die Wurzel τυπ.

Die Sprache hat zwei Perioden gelebt, in der ersten schafft sie träumend mit der Phantasie, ohne die Begriffe klar zu fixieren, in der zweiten sucht der Verstand die Ueberfülle der Formen nutzbar zu machen, schafft aber keine neuen Formen mehr, läßt vielmehr vieles von dem vorräthigen Material fallen, und zwar die eine mehr die andre weniger. Die vollkommenste ist die, welche den größten Vortheil aus dem überkommenen Material zu ziehen wußte und das ist in unsrem Sprachkreiße ohne Widerrede die griechische Sprache.

Aus dem Zwiespalt der Einfachheit und Fülle des Sprachanfangs können wir nur durch folgende Methode herauskommen. Der Grundbegriff ist die Flexionsbewegung, die Subjectform, diese kann sich aber nicht äußern ohne Prädicat, ohne specifischen

Wurzelbegriff. Die ältesten Wortformen müssen uns also als die Einigung der Wurzeln mit den Flexionszeichen erscheinen; dieser Dualismus ist unvermeidlich, denn von einer einfachen Aczion geht nur das abstracte Denken aus, nicht der erst werdende Geist. Die Wurzel selbst aber, die wir jezt abstrahieren, erscheint uns in einem neuen Dualismus, in einer verstärkten und erleichterten Gestalt; diese Differenz können wir nicht mehr auflösen, wir müssen in τυπτω, 'ετυπτον die stärkere, in 'ετυπον, τυπω die leichtere Wurzelform anerkennen, in τυπτεις und τυπεις haben wir also dasselbe Flexionselement, nur verschiedene Wurzelqualität. In λαμβανω erscheint uns eine doppelt verstärkte, in 'ελαβον also eine doppelt erleichterte Wurzel. In 'ετυψα aber nennen wir das ableitende S eine secundäre oder schwache Form, ohne darum darin eine Composizion zu sehen. Wir nennen es die secundäre Organisazionsthätigkeit der Grundform. Ueber das Augment muß besonders gesprochen werden. Futur- und Präteritalformen gehen sowohl in der primären als in der secundären Form Hand in Hand, die Sprache betrachtet darin nur das Nichtgegenwärtige. Erst wenn auch die secundäre Flexionsthätigkeit erlischt, greift die Sprache zu dem mechanischen Proceß der Hilfsverba, die sodann scheinbar mit dem Verbum zusammenwachsen können, wie das neuromanische Futurum oder das westslawische Präteritum.

Die deutsche Sprache hat nie ein Futurum gehabt; Ulfilas ersetzt es zuweilen durch den Conjunctiv. Beide haben das gemeinsam, daß sie ein ungewisses bezeichnen. Auch drücken wir den Futurbegriff durch Verbalwurzeln aus, wie kommen von sein, bekommen von haben. Daher heißt das Futurum das künftige, was von kommen abgeleitet ist. Der Sslawe dagegen hat nie einen Conjunctiv gehabt, er hat die Form im Imperativ absorbiert, muß also den Conjunctiv durch eine Partikel andeuten wie der Germane das Futur durchs Präsens oder ein Hilfsverbum.

Hat sich in einer Sprache einmal eine Präsensform fixiert, so gilt sie gewöhnlich als die Hauptform des Wortes und vertritt syntactisch die andern Zeiten. Denn der lebhafte Erzähler und Darsteller übersezt die Vergangenheit in gegenwärtige Anschauung; dieses geschieht auch, freilich abnorm, durch den gleichsam

unorganisierten lateinischen historischen Infinitiv; die Zukunft aber wird in den Sprachen meist aus Mangel durch die Präsensform ersetzt. Dabei ist auch noch der wichtige Fall zu erwähnen, daß alle unsre Sprachen gelegentlich durch die Futurformen keineswegs ein künftiges, sondern eine unsichre Vermuthung ausdrücken, wo das Futur also gewissermaßen modal verwendet wird. So sagen wir von einem Abwesenden: Er wird jezt da oder da angekommen sein (eigentlich Präsens) oder gar im Präteritum: Es wird (oder mag) vorgestern gewesen sein; spanisch serian las onze es mag elf Uhr gewesen sein. Die ursprünglichen Bildungsmittel waren in unsern sämmtlichen Sprachen dieselben; nur die griechische hat sie geistig am weitesten entwickelt; im indischen haben alle Präterita dieselbe syntactische Bedeutung, im lateinischen wird nur das Imperfect vom Perfect nicht aber vom Aorist ausgeschieden, auch im slawischen geben die Präterita, wo sie noch leben, meistens promiscue dieselbe Vergangenheitsform. Die neuromanischen Sprachen haben mehr auf Schleichwegen und durch Hilfsverba eine reiche Conjugazion bekommen. Am ärmsten an Präteritalformen scheinen die mittlern Sprachen unsres Kreißes, die persische, armenische, lettische, slawische. Ihnen zunächst steht Gothisch, dann Sanskrit und Latein, zulezt Griechisch.

Die griechisch nazionale Grammatik, wie sie unsre Philologie bis in unsre Tage fortführte, stand aber auf keinem sprachvergleichenden, für uns wissenschaftlichen Boden. Die Alten stellten in ihren Paradigmen immer die Formen voran, welche auf die größte Zahl von Verben paßten; diese schienen ihnen die Hauptregel zu bieten; dadurch geschah, daß sie immer die schwächere und spätere Form, die sich mechanischer und darum quantitätisch überwiegend entwickelte, der ältern reinern und seltenern voranstellten. So verfuhr man auch noch im vorigen Jahrhundert in der deutschen Grammatik, wo Gottsched die noch zuweilen unregelmäßig genannten Verba unsrer Sprache unrichtige betitelte. So sind in der griechischen Grammatik die ältern einfachern tempora zu secundis degradiert worden. In erste Reihe gehören aber futurum secundum, aoristus secundus, perfectum secundum. Dann folgt das Präsens und ihm zunächst das imperfectum und plusquamperfectum secundum. Entschieden secundäre Formen sind aoristus primus, futurum primum activi und medii und

futurum tertium passivi, sämmtlich mit der Ableitung S; sodann perfectum und plusquamperfectum primum activi mit der Ableitung K; sodann aoristus primus passivi mit der Ableitung T, und endlich futurum primum passivi als doppelte Ableitung mit T und S.

Hier ist nun als Hauptgrundsatz anzuführen, daß die tempora, die sich nur durch Zahlen unterscheiden, nur in der Formazion, nicht aber syntactisch verschieden sind; der aoristus primus drückt nichts anderes aus als der aoristus secundus, futurum I und II sagen ganz das gleiche u. s. w. (Von Ausnahmen bei einzelnen Verben ist nicht die Rede.) Es geht also durch alle nur ein Gegensatz der starken Form II gegen die schwache I; dazu kommt noch im Passiv ein Futurum III, das aus dem Perfect erwachsen ist und ein futurum exactum erwarten ließe; es ist aber von seltenem und ungleichem Gebrauch. Präsens und Imperfect sind den abgeleiteten gegenüber einfache Formen, den starken gegenüber könnte man sie schwach nennen; das Perfectum Passiv hat nur Eine und zwar starke Form. Der Grieche hat für die Zukunft nur Ein Futur; das bestimmte futurum exactum des Römers fehlt ihm; für die Vergangenheit hingegen hat er vier Zeiten, Imperfect, Aorist, Perfect, Plusquamperfect; das letztre ist das Analogon des futurum exactum, welches wir ein Präteritalfutur nennen können. Dieses setzt die Vergangenheit in der Zukunft, jenes die Vergangenheit in der Vergangenheit. Es bleiben also drei einfache Präterita, Imperfect, Aorist und Perfect, deren Differenz wir betrachten müssen. Rask macht die sinnreiche Eintheilung, daß er Präsens und Perfect zusammenstellt als die tempora der Jezt-Zeit, nämlich die Gegenwart als etwas fertiges, für sich geschlossenes oder absolutes betrachtend (er ist; er ist gewesen); dem gegenüber stellt er eine Da-Zeit, Zeit der Beziehung auf eine andre, also abhängige Zeitbestimmung, und rechnet dahin Imperfect und Plusquamperfect (da er war — da er gewesen war — erfolgte dieses oder jenes). Das wären also absolute und relative Verbalformen. Dann bliebe noch der Aorist übrig, das tempus historicum, die reine Erzählung, welche in einem Fluß von Begebenheiten gedacht ist, die sich während der Darstellung nicht für sich abschließen, sondern als Kette aneinander reihen sollen. Man giebt gewöhnlich die

Regel, der Aorist werde gesetzt für das, was mit Einem Mal vorübergeht ohne Rücksicht auf die Dauer der Handlung; in diesem Sinn kann also auch ein einzelner Aorist vorkommen, im Vor- und Nachsatz kann er sich selbst gegenüberstehen. Doch tritt in griechischen Verben, die keinen Aorist haben, auch das Imperfect an seine Stelle, obgleich dieses eigentlich ein Tempus der Beziehung und kein absolutes ist. Ueberhaupt aber ist der Gebrauch sehr schwer auf feste Regeln zu bringen.

Unrichtig und pedantisch scheinen mir die Regeln zu sein, die man häufig in französischen Grammatiken über den Unterschied des parfait défini (Historicum) und indéfini (Perfect) liest. Dort heißt es, das défini dürfe nicht gebraucht werden von Dingen, die am selbigen Tage geschehen seien; es müssen wenigstens 24 Stunden verflossen sein u. s. w. Solche mechanische Gesetze erinnern an die pedantischen Regeln des französischen Drama. An solchen Razionalismus kehrt sich aber der Sprachgeist nicht. Wer eine complicierte, am Vormittag geschehene Begebenheit des Nachmittags entwickelt, hat sicher ebensoviel Recht, sie in gutem historischem Styl vorzutragen als am nächsten Vormittag. Der Unterschied der Anschauungsweise beruht auf ideellen Bestimmungen, nicht auf Zahlen.

Das Imperfect drückt griechisch, lateinisch und romanisch wie sein Namen sagt das unvollendete, d. h. das nicht als geschlossen gedachte aus, also am liebsten die Dauer, das öftere Geschehen, das Pflegen zu geschehen. Dafür haben aber viele Sprachen besondere Derivativbildungen, woran besonders die Sslawen reich sind. Das lateinische Perfect hat die doppelte Funczion des griechischen Aorist (Historicum) und Perfect, falls nicht im ersten Fall, bei der Kettenfolge von Verben, der infinitivus historicus oder das Präsens substituiert werden. Im Französischen wird wie gesagt das Historicum durch's défini d. h. durch die Form des lateinischen Perfect gegeben, das aber in dieser Sprache die eigentliche Form der Bildung ist; man kann sagen, das Volk spricht niemals im défini; es hat folglich nur zwei Präterita wie das Hochdeutsche, nämlich das Imperfect und die Composizion seines indéfini. Die Südsprachen, namentlich die Spanier sind hierin weniger genau; die Grammatik der Academie stellt als Paradigma das einfache und zusammengesetzte

Präteritum unter Eine Nummer und will sie nicht nach bestimmten Regeln geschieden wissen; es wird auch hier das einfache Historicum das gelehrte Tempus der Gebildeten sein. Im Deutschen fallen Imperfect und Aorist in eine Form zusammen und man kann beide in der Erzählung, sowohl das dauernde als das plötzliche, durch das Präsens ersetzen; das französische indéfini ist uns aber das componierte Perfect; daraus folgt, daß das lateinische Perfect, das zugleich Historicum ist, im Deutschen bald durch einfaches, bald durch zusammengesetztes Präteritum ausgedrückt werden muß. Aber im historischen Styl wird wie im Spanischen auch bei uns nicht selten selbst die abgeschlossene Handlung durchs einfache Präteritum ausgedrückt, aus keinem andern Grund, als daß das componierte zu schleppend und lästig wäre; man vergleiche Johannes Müller und noch mehr unsre Dichter, denen oft so viel am kürzesten Ausdruck liegt; sie haben diese Freiheit schon den Engländern zumal Shakspere nachgemacht.

Dazu kommt, daß unsrer süddeutschen Volkssprache das einfache Präteritum ganz aus dem Bewußtsein gekommen ist; dieser unersetzliche Verlust muß in der Sprachverwirrung und Verwilderung am Schlusse des Mittelalters d. h. beim Uebergang aus der mittelalterlichen in die neudeutsche Sprache sich ereignet haben. Im Mittelalter war unsre Volkspoesie noch der norddeutschen identisch; jezt ist sie von ihr abgeschnitten; das Volk versteht keine Lieder mehr, die es nicht in seinen Dialect übersetzen kann. Bei uns lernt man also das einfache Präteritum in der Schule; es ist das gelehrte Tempus der Gebildeten, wie beim Franzosen das défini; eine große Armuth, da man so nur im Präsens oder im componierten Perfect erzählen kann; hat auch die reagierende schlimme Wirkung, daß die halbe Bildung nun das wahre Perfect ganz vermeidet und alles, auch die abgemachtesten Dinge im Historicum erzählt, wie alle süddeutschen Zeitungen täglich beweisen.

Die Unbeholfenheit der modernen Passivformen theilen romanische und germanische Sprachen; die lezten haben vor jenen den Vortheil, daß sie wie das Sanskrit und Sslawische die Hilfszeitwörter, besonders sein, häufig weglassen können und so das Particip allein bleibt. Der Deutsche kann auch im Activ in vielen Fällen sowohl sein als haben wegwerfen, wovon die

Poeten oft zu weit getriebnen Gebrauch machen; der Engländer nicht so; mit besonderer Keckheit aber die Scandier. Im Schwedischen ist die Form ja (hår) vårit (ich bin gewesen) mit Auswerfung des Auxiliare durch langen Gebrauch beinahe in den Rang eines einfachen Perfectum übergetreten, und dieses ist sogar stehende Regel im Conjunctiv ja skülle (håva) drågit (ich hätte gezogen).

Wenn aber die deutsche Verbalflexion arm erscheint und die süddeutsche bettelhaft, so kommen sie doch noch zu einiger Ehre neben der slawischen. Die altslawische Grammatik hatte zwar ein Präteritum, das dem griechischen Aorist I entspricht, und dazu ein sogenanntes Imperfect, das aber der Frequentativform des Verbum angehört; beide besitzen noch die südslawischen Dialecte, das Lausitzische, auch die altrussische und altböhmische Poesie, nicht mehr aber die neunordischen gebildeten Sslawensprachen, Böhmisch, Polnisch und Russisch. Diese haben alle conjugierten Präteritalformen fallen lassen; es besteht außer dem Präsens gar keine durchconjugierte Form. Dieser Mangel wird freilich von andrer Seite ersetzt durch die reiche Entwicklung der nominalen oder Participformen des Verbum; denn die slawische Sprache hat ein eigenthümliches participium praeteriti activi, von dem weder die römische noch die gothische Stammsprache je die mindeste Ahnung hatte; dieses mit einem, oft entbehrlichen Auxiliare bildet nun ihr Präteritum, das freilich jezt durch seine sexuell flectierte Form ohne wirkliche Personalflexion für uns ein ganz fremdartiges Ansehen gewinnt, denn ein Präteritum Feminin oder Neutrum ist unsrer Grammatik ein ganz unbekannter Begriff. So wird der verbale Organismus beim Sslawen in den nominalen zurückgeworfen, die vegetative Entwicklung hat die zoophyte überwuchert oder der pflanzenlebige Organismus den thierlebigen. Desto reicher haben wir den Futurbegriff bedacht gesehen; bald ist die Präsensform Futur geblieben, bald wird die Silbe nu, die im Gothischen Passivkraft hat, als Futurbildung benützt, bald wird jedes Verbum durch eine vorgeschobene Partikel Futurum, welche Bildung mit der Augmentbildung andrer Sprachen eine Analogie bietet. Ueberhaupt scheiden sich hier zwei Classen von Verben, imperfecta die eine nicht geschlossene Handlung bezeichnen, welche ein Präsens und Imperfect, und perfecta mit geschlossener Handlung, welche

nur ein Futurum und Perfect besitzen. Es müssen also in der Regel von einer Wurzel verschiedene Verba gebildet werden, um eine vollständige Conjugazion zu gewinnen.

A. Das primäre und das secundäre Verbum.

Wir stehen jezt vor dem wichtigsten Gegensatz, der sich innerhalb des Verbalorganismus aufstellen läßt. Was uns als Wortwurzel erscheint, treffen wir nicht nackt, sondern in organischer Bekleidung, und zwar in doppelter Form, entweder mit Personalflexion verbunden als Verbum oder mit Casusflexionen als Nomen. Die Verbalform giebt einerseits ursprüngliche primäre Verba, welche Grimm mit dem bequemen Namen der starken ausgezeichnet hat, dagegen aus den damit ebenbürtigen Nominalformen entwickelt sich durch Vermittlung eines Ableitungsvocals oder einer Ableitungssilbe die secundäre Verbalform, welche bei Grimm die schwache heißt. Beide Arten von Verben flectierten nun mit denselben Personalzeichen, die schwache Form aber ist ursprünglich um eine, die Ableitungssilbe reicher, welche zwischen Wurzel und Flexion inne steckt. Die Sprache hat aber überhaupt dreierlei Mittel, um die Temporalbildung auszudrücken. Das erste Mittel ist die Reduplicazion und wo dieselbe abstirbt, als subsidiäre Bildungsform der Ablaut; diß ist die wesentliche Bildung der primären Flexion. Dazu muß noch die Nasalisierung der Wurzel als ein Verhärtungsmittel angeführt werden. Zwischen primärer und secundärer Flexion in der Mitte steht das Augment. Entschieden der secundären Bildung angehörig ist die Temporalbildung durch Ableitungsconsonanten, die man darum Derivativsuffixe nennen kann. Diese Bildungsmittel müssen wir jezt einzeln characterisieren.

B. Reduplicazion.

Man könnte die Vermuthung aufstellen, unser indischer Sprachstamm als der vollkommenste vereinige alle Sprachmittel der übrigen Stämme, es müsse ihm folglich auch der Mechanismus der Suffixsprachen zu Gebot stehen. Es ist in der That wahrscheinlich, daß unsre Sprache in erster Instanz von einem Princip des Mechanismus für die Präteritalbildung ausgegangen ist. Wenn der Mensch anfängt zu articulieren, d. h. Silben zu

sprechen, die er in Verbindung mit gewissen Vorstellungen fixiert, so ist sehr plausibel, daß er nicht bei dem einmaligen schnellen Verhallen dieses symbolischen Zeichens stehen bleibt, sondern weil er Mittheilung und Verständniß von Seiten seines Nebenmenschen bezweckt, so wird er seine Silbe ihm so lang und so oft wiederholen, bis der Zweck erreicht, d. h. er verstanden ist. Man kann also sagen, die Sprache wird vom Stammeln oder Stottern ausgehen, von Wiederholung derselben Articulazion. So stammelt das Kind die Silben ma-ma, pa-pa, um Mutter, Vater auszudrücken; diese Reduplicazionen finden sich als wahrhafte Naturlaute in allen Sprachstämmen; sie erhalten sich in unsern Sprachen der sogenannten Lautverschiebung zum Troz. Man hüte sich nur, in redupliciierten Formen gleich einen bestimmten Accent zu suchen, wodurch sich der Irrthum einschleicht, die erste Silbe als eine tonlose Vorschlagsilbe zu behandeln, was gänzlich verkehrt ist. Die Betonung γέγραφα ist naturgemäß, darum müßte es mit Accent im Gothischen auch háihait (χèχät) heißen, was schon aus dem angelsächsischen χèχt folgt. Allein von slêpan, sèslêp muß allerdings die erste Silbe abfallen, um slaf schlief zu zeugen. Wenn ich nun behaupte, das erste Sprechen des Menschen scheint ein oftmaliges Wiederholen derselben Silbe zu sein, so läßt sich zweierlei daraus ableiten. Einmal ist der Ausdruck Reduplicazion der Silbe insofern ungenau, als das einmalige Producieren derselben vielmehr die spätere Abkürzung der Sprache, nicht die Verdopplung eines früher einfachen ist; zweitens aber ist die fragliche Wiederholung überhaupt nicht Verdopplung der Grundsilbe, sondern Vervielfältigung. Diß ist so wahr, daß wir es an der starken Conjugazion vollkommen deutlich machen können, wie der Ablaut des Präteritum häufig nur durch eine Verdreifachung der Wurzelsilbe zu begreifen ist. Wir müßten also der Wahrheit gemäß hier von einer Retriplicazion sprechen; da wir, gewiß sichrer, von einer unbestimmten Vielheit der Wiederholung ausgegangen sind, so wird der richtige Kunstausdruck Iterazion sein müssen; nur im praktischen Sinn bleiben wir, wie überall, bei dem hergebrachten Ausdruck Reduplicazion. Wenn nun aber die sich bildende Sprache anfängt, neben den vervielfältigten oder iterierten Silben auch einfache zu fixieren, so fragt sich, wird sie alsdann mit der Iterazion nicht eine eigenthümliche Funczion

und Bedeutung zu bezwecken suchen? Es wäre seltsam, wenn sie sich ein so wirksames Mittel nicht zu Nutzen machte. Das natürlichste scheint nun hier, wenn die Sprache anfängt, Objecte d. h. Nomina zu fixieren, daß sie dann mit der einfachen Form das einfache Ding, durch die Wiederholung aber den Plural bezeichnete; unter den Wilden giebt es villeicht solche Sprachen; etwas analoges aber nur auf dem Gebiete der Schrift ist, wenn der Chinese sein Zeichen Baum mehrmals schreibt, um den Begriff Wald auszudrücken. In unsrem Sprachkreiß läßt sich auch etwa vergleichen, daß die naive Sprache sich die Wiederholung der Beiwörter gestattet in „viele viele Menschen, große große Bäume, ein kleines kleines Männchen, ein reicher reicher Mann" und dergleichen, um das quantitativ gesteigerte dadurch auszudrücken, nicht aber einen eigentlichen Plural. Auf ähnliche Weise wäre es nun im Verbalbegriff denkbar, daß man die Iterazion der Grundsilbe beibehielt, um die mehrmalige Wiederholung der Handlung auszudrücken; dieses ließe sich wieder als Zukunft und als Vergangenheit auffassen; im ersten Fall könnte man darin einen energischen Imperativ vermuthen; im zweiten Fall würde man das Pflegen der Handlung darin sehen, die das antike Imperfectum bezeichnet. Gerade hier trifft aber die Reduplicazion nicht zu. Wir werden also dem historischen Boden näher treten, wenn wir uns so ausdrücken: Die Iterazion der Grundsilbe war die älteste Form des Verbalbegriffs; weil nun aber, wie früher erinnert ward, die Erzählung der Anfang des Sprechens zu sein scheint, so behielt sich die Sprache die Form der Iterazion für das ursprünglichste Präteritum bevor, so daß sie aber späterhin wenigstens in der feinern Organisazion der griechischen Sprache nicht dem eigentlich historischen sondern dem Tempus Perfectum eigen blieb. Hingegen im Indischen, Lateinischen und Gothischen dürfen wir unbedenklich die sogenannte Reduplicazionsform als das ursprünglichste tempus historicum prädicieren. In der slawischen, lettischen und persischen Sprache sind äußerst schwache Spuren der alten Reduplicazion mehr zu erkennen; diese Sprachen bilden somit einen besondern Kreiß. Da aber die Griechen allein dem reduplicierten Präteritum eine syntactisch eigne Funczion beigelegt haben, so folgt natürlich, daß die Reduplicazion auch nur im Griechischen sich vollständig entwickelt hat; in dieser

Sprache muß darum ihr Mechanismus vorzüglich studiert werden. Man muß aber im Griechischen eine doppelte Reduplicazion unterscheiden; einmal die regulär am Perfect hervortretende; die erste Silbe, der man eigentlich mit Unrecht den Namen der Reduplicazionssilbe giebt, wird hier mit dem abgeschwächten Vocal e versehen, wie grasô, gegrafa als Erleichterung für gragrafa; diese Form hat der Indier häufig, behält aber für die erste Silbe den Grundvocal bei; von der Wurzel mard oder mrid ist das Präteritum mamarda, Plural mamridima; ebenso im Lateinischen, wo eine Anzahl Verba diese Form bewahrt hat, und zwar jenem indischen Wort entsprechend, mordeo, momordi; dazu kann ein Umlaut kommen, wie kano, kekini; auch der Gothe hat solche Präterita und geht darin mit dem Griechen, daß er der ersten Silbe kurzes è zutheilt, χäta ich heiße, χèχät. Die zweite Art der Reduplicazion tritt in der Wortbildung, d. h. schon im Präsens auf und hat im Griechischen statt des e den energischeren Vocal i. Von der Wurzel sta stehen, wird aus stastâmi abgeschwächt histêmi. Hier hat der Indier tishtâmi, der Lateiner von sta sowohl das Perfect steti als das Factitiv sisto, beide aus der Reduplicazion stasta abgeleitet. So heißt von der Wurzel pat die griechische Form aus papat piptô, von gan die lateinische für gagano gigno, von man mamân memini. An dieser zweiten Art der Reduplicazion nehmen aber auch die andern Sprachen Theil. Die Wurzeln ga gehen und sta stehen lauten gothisch, wie es scheint redupliciert und mit einem eingeschobnen Nasal ga-η-gan und (für sta-n-stan) standan. Ein redupliciertes kva oder kvi giebt lateinisch vivo, viksi für kvikvo, womit das gothische kvius lebendig, unser keck und erquicken zusammenhängen. Diese Wurzel heißt im Indischen dshiv, im Slawischen shiv. Die Wurzel da geben, giebt indisch dadâmi, griechisch didômi, lateinisch einfach da, do; dagegen im Persischen aus dedem desem abgeschwächt dehem, im slawischen Plural noch dadim. Dem Deutschen fehlt die Wurzel, wenn nicht die Partikel tô zu daraus abgeleitet werden kann. Im Lateinischen sind einige Reduplicazionen villeicht Kinderwörter, wie bibo von der Wurzel pa, pi, kako von kat, vielleicht titubo, susurro, ululo, aber auch in der Nomenbildung upupa, kukulus, kikada u. a.

So weit wir aber die Reduplicazion verfolgen können, ist Regel,

daß die erste Stammel-Silbe vocalisch auslautet, was eigentlich der Begriff des Stammelns mit sich bringt, und gerade darin unterscheidet sich jede wahrhafte Reduplicazion von der viel spätern Verdopplung der fertigen Wurzel. Jenes ist nur Verdopplung des Anlauts. Darum sind Formen wie mur-mur, tur-tur, tintinno oder die deutschen Wauwau, Wirrwarr, Mischmasch, Zickzack durchaus nicht mit der Reduplicazion zu vergleichen. Wahr ist aber, daß die Reduplicazion in diesen Character einzugreifen scheint, wenn sich ein uns dunkler Nasal zwischeneinschiebt, wie die schon erwähnten Formen gangan, standan zeigen, oder wenn im Griechischen nach Bopp die Verba pleô, praô eine Reduplicazion piplêmi, piprêmi bilden und dieses durch pliplêmi, pilplêmi hindurch in nasales pimplêmi, pimprêmi verändern.

C. Ablaut.

So nennen wir mit Grimm die Vocalschwächung, welche als Subsidiarmittel der absterbenden Reduplicazion auftritt. Grimm stellte den Ablaut im Rang über die Reduplicazion, weil diese nicht auf die Wortbildung übergehe. Im Griechischen sind Fälle wie agôgê von agô nicht selten; das deutsche Hieb von hauen nennt Grimm unorganisch, aber die That ist doch Reduplicazion und höchst wahrscheinlich Gang und Stand. Durch Bopp's Entdeckungen sind wir jedoch auf den höhern Standpunkt gestellt, daß der Ablaut selbst aus der Reduplicazion hervorgegangen, also ein entschieden jüngeres Element ist. Sprachen ohne Reduplicazion haben auch keinen Ablaut, daher im Persischen, Slawischen und Lettischen nur schwache Spuren von beidem. Im Gothischen und Griechischen dagegen bestehen Reduplicazion und Ablaut neben einander. Der eigentliche Proceß ist dieser: die Sprache zieht ihre iterierten Silben in einfache zusammen; um aber die Contraczion noch sichtbar zu erhalten, muß sie die Vocale umschlagen lassen, d. h. abschwächen, die verlorne Quantität muß sich als Qualität manifestieren, also eine Consonantgeltung (was die Reduplicazion immer ist, auch wenn der Vocalanlaut den Spiritus lenis erfordert, woraus freilich leicht Contraczionen entstehen) schlägt hier in eine Vocalgeltung um. Man kann sagen, der Mechanismus schlägt in Chemismus um, wie man diese Vocalfärbung nennen könnte, oder anders ausgedrückt, während

unser indischer Sprachkörper den Mechanismus der Reduplicazion mit dem Chinesen und Mongolen gemein hatte, tritt er hier auf das chemische Gebiet der semitischen Vocalisazion. Die Flexion durch Vocalwechsel andeuten ist semitisch. Die Sprache bekommt also hier verschiedene schwächere und stärkere Wurzelformen, wobei man zwei Hauptbildungen unterscheiden kann.

Das erste ist reiner Vocalwechsel ohne Differenz in der Quantität. Die indische Wurzel bandh, welche binden bedeutet, bildet das reduplicierte Präteritum babandha. Daß der Gothe auch einmal im Präteritum bèband gesagt habe, ist zwar nicht mehr nachzuweisen, aber durch Analogie wahrscheinlich; er hat aber die erste Silbe später abgeworfen und so blieb nur die Wurzel band übrig. Wollte man nun an dieser Differenzen ausbilden, so war das einfachste Mittel die Vocalschwächung in die drei Grundvocale, die sich im Gothischen am reinsten ausspricht in den Verben, die mit doppelter Consonanz im Auslaut versehen sind, d. h. denjenigen, bei welchen eine Vocal-Dehnung Schwierigkeit gehabt hätte. Also band, bund, bind. So einfach kommt der Ablaut weder beim Indier noch beim Lateiner vor und auch der Grieche hat in diesem Sinn nur vereinzelte Spuren, wie estalên, stoleis, stellô; edramon, dedroma; gegona, egenomên; ektanon, ektona; epaþon, peponþa, penþos; edrakon, dedorka, derkomai; etrafon, tetrofa, trefô und etrapon, tetrofa, trepô u. s. w.

Die gewöhnlichere Art des Ablautes, und wo der Auslaut nicht beschwert ist, ist, daß der Vocal sich dehnt, dann auch seine Qualität verändert oder in Diphthonge umschlägt. Hier ist nicht wie dort die eine Silbe abgeworfen und sodann durch ein neues Princip die Flexion ergänzt, sondern die Reduplicazion fließt selbst zunächst mechanisch zusammen, um einen neuen Laut zu bilden; da aber diese Erscheinung oft mit der wirklichen Reduplicazion vereinigt auftritt, so bleibt nichts übrig, als zur Retriplicazion der Wurzel seine Zuflucht zu nehmen. Bopp hat unwidersprechlich nachgewiesen, daß von der indischen Wurzel tan (dehnen) das reduplicierte Präteritum tatana und sodann von der zweiten Person tatanitha (du dehntest) zweierlei Formen üblich sind, wovon die eine durch bloße Zusammenziehung tatantha lautet, die zweite aber durch folgende Operazion zu Stande

kommt: das zweite T wird ausgeworfen, dadurch rücken zwei kurze a zusammen; diese müssen nothwendig langes â geben, da die Sprache aber statt dessen den Umlaut ê liebt, so heißt nun die zweite übliche Form tênitha. Auf diesem Proceß beruht die Mehrzahl der gothischen Ablaute und er kommt auch im Latein vor. Vom lateinischen video kann man eine Reduplicazion vividi vermuthen, um das Perfect vîdi zu zeugen; fugio, fufugi giebt fûgi. Das gothische Wort für nehmen hat aus der reduplicierten Form nanam zuerst nach dem ersten Proceß durch Abwerfung einer Silbe das Präteritum nam ich nahm gebildet, zweitens hat es durch Vocalschwächung jener Form die Formen numans und niman gezeugt, drittens aber hat es aus der Würzelform nanam den Präteritalplural nanamum gebildet, von diesem das erste N ausgeworfen, aus naamum entstände nâmum, da aber der Gothe gar kein langes a kennt, so ist er gezwungen, dafür den Umlaut zu setzen, folglich die geltende Form nêmum. Von der indischen Wurzel bhid spalten, die unserm beißen entspricht und gothisch bitan heißt, kann im Indischen ein dreifaches bhibhibhid vorausgesetzt werden; zwei kurze i, die im indischen Werth wahrscheinlich e sind, geben langes ê und so entsteht das Präteritum bibhêda. Im Gothischen heißt die einfache Form bit, wovon bitum und bitans; was das Präteritum betrifft, so sollte es dem Indischen gemäß bêbêt lauten, lautet aber mit abgeworfener Reduplicazion und allerdings etwas abnormer Contraczion der beiden i oder e in langes ä bät; unser biß ist aus dem Plural gebildet. Nun fragt sich, ob das gothische Präsens bita ebenfalls auf einer Reduplicazion bhibhid beruhe? Man könnte villeicht hier wieder eine doppelte Wurzelgestalt annehmen. Im Griechischen stehen sich die Diphthonge leipô, elipon, leloipa gegenüber; feugô (fliehen, das ist umbiegen) setzt eine Wurzel pug voraus, wie das lateinische fugio, slawische bjégon und deutsche biuga; nun könnte man feugô, bjégon und biuga aus pupug erklären und peseuga aus dem dreifachen pupupug. Der Indier entstellt die Wurzel in bhudsh Präteritum bhubhôdsha, dem entspricht wieder etwas abnorm mit â das gothische bâg, altdeutsch boug, ich bog. Es fragt sich, ob man biuga nicht durch die Mittelglieder bubug, bôg, bêg, biug erklären soll, da der Diphthong iu aus ê naturgemäß ist. So sind auch die Fälle,

wo der Gothe Reduplicazion und Ablaut verbindet, was früher wahrscheinlich auch bei der Wurzel vid der Fall war, obgleich der Indier jetzt nur vêda, der Grieche nur veveved vevoida endlich oida, der Gothe vät und im Infinitiv vitan sagt. Diese Wurzel hat auch der Sslawe, sie bedeutet einfach als vidjéti sehen wahrscheinlich aber redupliciert aus veved als vjédjéti wissen. Etwas zweifelhaft ist ein griechisches krag krächzen, das im Präsens kradsô, im Präteritum ekragon und kekrâga hat, etwa aus krakrakrag? Ebenso von eklagon keklêga, von edakon dedêχa u. s. w. Die Vocaldehnung könnte hier später und unorganisch sein. Retriplicazion der Wurzel ist villeicht auch in egrêgora von egeirô und ähnlichen abnormen Bildungen zu vermuthen.

D. Nasalverhärtung.

Denselben Dienst wie der Ablaut, d. h. eine stärkere und schwächere Wurzelform zu gewähren, leistet ein bald fehlender bald vorhandener Nasallaut, wie im Griechischen paþ und panþ. lab und lamb. laχ und laŋχ, maþ und manþ. So stehen sich im Latein puŋgo, pupugi; tundo, tutudi; taŋgo, tetigi, dann wieder mit doppelter Länge fraŋgo, frêgi; viŋko. vîki, liŋkvo, lîkvi, fundo fûdi, dagegen findo fidi gegenüber. Die gothischen seltenen Formen briŋgan braχta, þaŋkjan þaχta, lassen sich nicht recht vergleichen, da es secundäre Präterita sind. Der altslawische Nasal in boŋdoŋ ich werde sein, geht im Polnischen in den Umlaut bêndē über, in den andern Dialecten aber ins reine u, búdu. Wie sehr aber diese Nasale willkürlich sind, stellt sich erst in der Etymologie heraus, wenn die Stammsprachen zusammengestellt werden. Da zeigt sich ein indisches panthas Weg, dem aber selbst ein path gehen zur Seite steht; davon stammt nun griechisch patos, lateinisch pons, pontis, slawisch zuerst poŋtĭ später putj, sächsisch päþ (päþþ) fränkisch pfat (der Pfad). Ein anderes pant giebt lateinisches fundus deutsch Boden, villeicht auch fundo und baden, ein drittes das indische bandh (für bhandh), persisch bendem ich binde, aber bestem ich band, deutsch binden, band, lateinisch ist davon das kurze fides und das lange fîdus. Ein viertes pant giebt das indische bhid spalten bhinadmi ich spalte, lateinische findo, gothische bita. Unzählige Beispiele ähnlicher Art wird die Etymologie nachweisen

können. Aber eine eigentliche Erklärung des Phänomens ist bis jezt nicht gelungen.

E. Augment.

Reduplicazion und Ablaut sind innere Qualificazionen der Wurzel, daher die eigentlich primäre Flexion. Alles andere erscheint der Wurzel angewachsen und zwar in der Regel als Suffix; als Präfix dient in diesem Sinne nur das sogenannte Augment. Ueber seinen Ursprung ist das verschiedenste aufgestellt worden. Buttmann hielt es für eine abgeschliffene Reduplicazion; etupton stehe für tetupton oder tutupton wie tetufa für tutufa. Anders stellten sich die Sachen, seit Bopp das Augment im Sanskrit nachgewiesen hat; hier lautet jenes Perfect tutôpa, der Aorist hingegen atôpam. Daß beide Sprachen unabhängig auf dieselbe Verstümmlung der Präteritalformen sollten gelangt sein, ist höchst unwahrscheinlich; es sind also zwei ursprünglich verschiedene Flexionen. Wenn aber nun Bopp das Augment A aus dem alpha privativum erklären will, als Verneinung der Gegenwart, so bedarf das wohl keiner Widerlegung. Aus dem von ihm beigebrachten Beispiel anuttamas, der keinen höchsten über sich hat, der allerhöchste, sehen wir wenigstens so viel, daß das a privativum im Sanskrit wie im Griechischen vielmehr ein an privativum ist, mit anèu ohne verwandt, und das mit dem lateinischen in, deutschen un, im slawischen mit der allgemeinen Negativpartikel ne, ni zusammenfällt. Eine dritte von Bopp citierte Ansicht hat Höfer aufgestellt und diese wird der Wahrheit näher kommen. Das Augment ist eine verstümmelte Partikel; als die passendste bietet sich die Partikel ka oder kam an, die im Sanskrit als sa und sam, im Latein als kon, im Griechischen aus ksun verstümmelt als sun, im Sslawischen zuweilen noch als sn und sö gewöhnlich sü oder bloß s und im Deutschen als ga, gi, ge sich darstellt.

Es wäre in der That höchst auffallend, wenn die Indier und Griechen in dem Augment ein Bildungsmittel besäßen, wovon bei allen andern Völkern gar keine Spur nachweisbar wäre, während sie doch sonst alle grammatischen Funczionen in der ersten Anlage gemeinschaftlich zeigen.

Die genannten Partikelformen sehen freilich nicht regulär

lautverschoben aus; das darf man aber auf dem Gutturalgebiet auch gar nicht erwarten. Als plausibel läßt sich aufstellen, daß das Augment zuerst der kürzern Partikelform ka identisch gewesen; diese Form konnte sich indischerseits (statt in ṣa) in sa, griechischerseits in χa abschwächen und diese beide Formen weiterhin in ha, wo sofort auch das H verloren ging und das indische a und umgelautete griechische e als Augmentbuchstab übrig blieb. Es sind aber zwei Analogien, die hier besonders von Gewicht sind.

Grimm hat nachgewiesen, daß die germanische Partikel ga unzähligemal willkürlich den Verben vorgeschoben wird, zuweilen aber Dauer ausdrückt, zumal im Präteritum; so viṣan (esse) und gaviṣan (manere) später ligen und geligen und namentlich im Präteritum lag und gelag, letzteres von einem längern Liegen gebraucht. Endlich blieb die Partikel an unserm Particip gelegen hängen, ohne ein wesentlicher Theil der Flexion zu sein, da wir es neben einer andern Partikel, wie verlegen ohne Schaden weglassen. Es ist also, als Flexionsmittel betrachtet, nur eine halbe Maßregel.

Die zweite Analogie giebt das slawische. Aus dem Präsens nesu ich trage, wird durch Vorsetzung einer beliebigen Partikel, also auch jenes s, am liebsten aber po, das die Bedeutung nur wenig schwächt (etwa wie das lateinische sub) also ponesu für das Futur ich werde tragen gebildet; ebenso ist das Präteritum nesl Imperfect, ponesl Perfect.

Obgleich im Latein das kon keinen Einfluß auf die Flexion hat, so kann doch nach den genannten beiden Analogien für wahrscheinlich gelten, daß im Indischen und Griechischen sich die Augmentpartikel auf ähnliche Art aber weiter und consequenter entwickelt hat, indem sie im Griechischen für Imperfect, Plusquamperfect und alle Indicativformen des Aorist sich festsetzte. Da sie im Plusquamperfect der Reduplicazion voran geht, so spricht auch dieses gegen die Buttmannische Ansicht.

Ich bemerke noch, daß ich dieses als Partikel präfigierte ka des Augment in keiner Verbindung mit dem griechischen Perfectsuffix ka mir vorstelle, das seinen Consonant gewahrt hat.

F. Derivativ-Suffixe.

Wir kommen jezt erst auf die frühere Frage zurück, wie sich primäre und secundäre Verba zu einander verhalten. Die leztern

sind im einfachsten Fall mit einem Vocalelement abgeleitet. Hievon ist aber wesentlich verschieden der schon früher genannte Bildungs- oder Bindevocal. Dieser hat mit der Derivazionsoperazion nichts zu schaffen, er ist nur das euphonische Medium, das ursprünglich die Consonantenreihe vermittelt; er für sich zeigt also kein secundäres Verbum an. Vielmehr zeigt die primäre Flexion in allen unsern Sprachen an sich selbst den Gegensatz, daß bald mehr bald weniger Verba, die aber zu den ursprünglichsten gehören, die Flexion ohne Vermittlung des Bindevocals durchführen, d. h. das Flexionszeichen tritt hart an die Wurzel an. Bei der Mehrzahl der primären Verba aber stellt sich zwischen Wurzel und Flexion jenes Vocalelement ein, das wir zuerst als a präsumieren müssen, das sich sofort in â und ô dehnen und die Flexion mi abwerfen oder aus a auch in andre kurze Vocale abschwächen kann. Bopp sagt in diesem Fall, das Verbalthema nehme ein a an die Wurzel. Theoretisch aber zweifle ich, daß wir jemals das Räthsel des Bindevocals anders werden lösen können als durch den Satz: der Bindevocal ist ein ursprünglicher Theil der Flexion, der in den ältesten Verbalwurzeln ausgestößen worden. Einige dieser Verba gehen durch alle Sprachen, doch geht bald die eine bald die andre Sprache hierin über die andre hinaus. Wir nehmen also das früher berührte Schema der Flexionssilben zu Hilfe, ama, asta u. s. w. während durch Abkürzung bloßes ma, sta hervorgeht. Das ama aber wird indisch zu âmi, lezteres zu mi, beides giebt starke Verba.

Diese Differenz der primären Verba vorausgesetzt, können wir jezt erst die Elemente betrachten, welche die secundäre Flexion producieren. Es sind Vocale oder Consonanten oder ganze Silben. Ist es ein bloßer Vocal, so muß er vom Bindevocal wohl unterschieden werden. Die Erscheinung wird uns historisch deutlich gemacht durch das Indische, das uns unleugbar die älteste Gestalt dieser Wortform bewahrt hat. Der Indier nämlich leitet die meisten dieser vocalischen Bildungen durch die volle Diphthongsilbe ai ab, was in Verbindung mit dem noch dazu tretenden Bindevocal ein aja und mit der ganzen Flexion und Dehnung des Bindevocals ajâmi lautet. Hier ist also eine Verwechslung mit der starken Form nicht zu fürchten. Im Uebergang aus dem

östlichen Asien nach Europa sind unsre Sprachen gleichsam über den Semitismus hinüber gestiegen und haben auch hier, wie schon einmal bemerkt worden, das chemische Auseinandertreten der Vocalfärbung bewirkt; statt des einfärbigen ajâmi zeigt der Grieche drei verschiedene Abweichungen aô, eô und oô, so daß das mi fehlt und beide Vocale sich weiterhin contrahieren können. Ebenso leitet der Römer seine schwachen Verba mit den Vocalen a, e und i ab, der Gothe mit verdichtetem j, â und ô, der Sslawe mit je, i und a, der Perser mit î, â (und û). Eine zweite Classe schwacher Verba hat im Indischen die Derivazion u, woraus griechische Verba auf uo, ûmi, lateinische auf uo, ßlawische auf u und persische auf û sich erklären. Als consonantische Ableitungen sind die Laute N und T am wichtigsten, die den Stamm erhärten, wie tuptô, daknô u. s. w. Vocal mit Consonant verbunden weist die indische Silbe nu, im Griechischen nuô und nûmi; im Gothischen nimmt die Silbe nô passive, im ßlawischen das nasale noŋ futurische Kraft an sich. Sodann einer indischen Silbe na oder nâ entsprechen griechische Verba auf nêmi, villeicht auch durch Umstellung die in anô gebildeten. Diese nu und na-Ableitung kann aber auch im verstärkten Stamme stehen und in Formen die die leichte Wurzel verlangen wieder ausfallen, wie das griechische elabon neben lambanô zeigt oder das indische bhinadmi lateinisch findo im Perfect bibhêda lateinisch fidi. Weitre griechische Ableitungen sind das vocalische euô, dem im ßlawischen die Ableitung ov entspricht, dann die consonantischen auf adsô, idsô, ainô, unô und andre, die in die Specialgrammatik gehören.

Ein wesentliches von Buttmann erkanntes Gesetz ist aber: das schwache Verbum setzt immer ein Nomen voraus, aus dem es deriviert ist. Grimm möchte in der deutschen Grammatik unmittelbar schwache Verba aus starken leiten. Er sagt, von siŋkan komme das Präteritum saŋk und von diesem durch die Ableitung i oder j das schwache Verb saŋkjan (senken). Nach Bopp, und dem Indischen gemäß, ist aber saŋk die Wurzel; der Infinitiv siŋkan hat sein a in i geschwächt; von der als Präteritum festgehaltnen Grundform saŋk kann aber die Sprache nicht ohne Vermittlung in den Begriff des schwachen Verb überspringen, denn der Begriff saŋkjan ist ein Factitiv, dem ein Nomenbegriff zu

Grunde liegt. Die Wurzel saṅk als Nominalbegriff kann aber nichts andres als unter oder niedrig bedeuten. (Diese hier nur theoretisch geforderte Form findet sich noch im Schwedischen). Als Verbum kann also siṅkan nur eine Bewegung nach unten bezeichnen, und das Neutrum ins Activ oder Factitiv übersetzt wird also ein Bewegen nach unten, ein sinken machen bezeichnen. Wenn aber Buttmann diesen Bildungsgang als den im Griechischen historisch erkennbaren behauptet, so wird er ein Grundgesetz für den ganzen Sprachstamm abgeben müssen.

G. Flexionsverba.

Vom Bildungsvocal und vom schwachen Verbalsuffix aber völlig verschieden ist eine dritte Classe von Derivativsilben, welche die schwache Temporalbildung bewerkstelligen. Wie das starke Verbum seine Präterita durch Reduplicazion und Ablaut bildet, so bilden die secundären Verba ihre das Präsens negierenden Tempora durch besondre Derivativsilben, die zum Theil auch wieder auf die ursprünglich starken Verba übertragen werden können. Diese Silben nun erscheinen uns wie gesagt als Derivazionen, d. h. als Elemente, die wir nicht wie etwa die Flexionssilben unmittelbar aus der Bewegung der Subjectivität des Verbalbegriffs erklären können. Es kommt aber ein höchst wichtiges Moment hinzu. Jeder dieser Silben scheint in unsern Sprachen eines der ältesten Verba zu entsprechen, und zwar Verba, welche immer sehr abstracte Begriffe wie sein, thun, gehen u. s. w. ausdrücken. Hier ist nun der Punct, wo die theoretische Ansicht der Sache in die reinen Extreme auseinanderführt. Bopp oder die Agglutinazionstheorie sagt hier, das Verbum sein in der Wurzel as oder pa wird an die Verba gehängt, um die schwachen Tempora zu bezeichnen. Dagegen streubt sich aber schon sein eigner Satz, daß die Verba welche den Begriff sein ausdrücken, immer aus concreteren Begriffen in diese Allgemeinheit abgeschwächt worden sind. Ebenso verbindet er Wurzeln mit der Verbalwurzel ta, unsrem thun, wobei sogleich auffällt, daß die gothische Sprache das einfache Verbum noch gar nicht, wohl aber die Flexion hat. Gleichwie Bopp die Flexion aus einer angehängten Pronominalwurzel erklärt, muß er also hier Verbum mit Verbum verbinden. Jedenfalls aber, wie man die Sache ansehe,

verdienen es diese Lautelemente, daß man sie fest ins Auge fasse und sie unter Einen Hut zu bringen suche. Ich habe sie darum durch den Kunstausdruck Flexionsverba zu characterisieren gesucht.

Meine theoretische Hypothese über diesen Punct lautet so: Aus einer secundären Flexionsthätigkeit des Verbum sind den Verbalwurzeln diese Derivazionselemente angewachsen, die als einzelne Wörter vorher in der Sprache nicht vorhanden waren, so wenig als die Pronomina, denn die älteste Sprache nahm die Nomina selbst statt der Pronomen und bedurfte keiner abstracten Verbalformen um die an sich schon fertige Flexionsform zu ergänzen. Was aber die starke Flexion durch Reduplicazion nicht mehr erreichen konnte, suchte die secundäre Bildungskraft in diesen Suffixen zu fixieren. Wie aber die Flexionsendungen sich später als Pronomina von dem Mutterboden abgelöst haben und selbständige Wörter wurden, so sind diese abstracten Verba sein, thun, gehen aus diesen abgerißnen Suffixen erst hervorgegangen. Diese theoretische Ansicht suchen wir nun durch die Darstellung des Phänomens im einzelnen plausibel zu machen.

1) Vocal-Element i.

Unzählige Flexionen bedienen sich eines kurzen i als Bindevocals oder Ableitungslauts, wie wir schon erwähnt haben. In gewissen Fällen aber tritt ein ableitendes i mit mehr Gewicht hervor, z. B. im Latein, das alle seine verschieden gebildeten Perfecte darin vereinigt, daß sie in î auslauten; nicht nur aus lelegî lêgî sondern auch amâvî, und dem indischen adiksham und griechischen edeiksa gegenüber dikṣî. Dieses i kann nicht die gewöhnliche Abschwächung des a sein, die nur in tonschwachen Silben vorkommt, hier wird sie gedehnter Auslaut. Die besondre Energie des Vocals zeigt sich auch in den vollwichtigen Flexionen vîdistî, vîdistis, die das Perfect auszeichnen, also durch die vollste Form, wo der Gothe umgekehrt die schwächste braucht. Ob sich noch andre i unsrer Flexionen hiemit vergleichen lassen, mag auf sich beruhen.

Möglich aber wäre es, daß dieses Element i sich durch Ablösung von der Wortwurzel als selbständiges Verbum gerierte. Daß das Präteritum einen Begriff der Bewegung in sich schließe und davon der Uebergang auf den Begriff gehen möglich sei,

wollen wir nicht weiter untersuchen. Wir halten uns jezt an das Factum, daß unsre Sprachen eine Wurzel i kennen, welche gehen bedeutet. Von dieser Wurzel stammt, ohne Bildungsvocal, das indische êmi ich gehe, griechisch eimi, lateinisch mit Bildungsvocal und Schwächung des i eo und das littauische eimi, deren Identität in die Augen fällt. In der deutschen Sprache scheint das Wort zu fehlen und doch hat Ulfilas noch das Präteritum iddja ich ging, das im Angelsächsischen èode und noch im Altenglischen jòde und jède lautet, womit aber die Wurzel ausstirbt. Die Form iddja erscheint anomal mit der Ableitung T verwickelt, so daß die Wurzel als id erscheint. Dasselbe findet sich im Sslawischen, wo zwar der Infinitiv einfach iti (Suffix ti), das Präsens aber idoŋ lautet, wo also der Wurzel sich ebenfalls ein Dental angeschoben hat, den man aber auf das vierte Element T beziehen kann.

2) Consonant-Element S.

Eines der wichtigsten Elemente dieser Art ist das S. Wie im Griechischen Futurum II und Aorist II aus Einer Grundform hervorgehen, so auch Futurum I und Aorist I. Im Indischen hat das Futurum die Endung sjâmi; Bopp sagt, diß sei das einfache Futurum des Verbum sein, das aber in dieser Form nirgends vorkommt; er sagt sogar, das S sei bloß Wortwurzel und die Silbe ja der Exponent des Futurum. Hier trifft er auf halbem Wege mit der Theorie Buttmanns überein, der das griechische Futurum II durch Auswerfung des S vom ersten erklären will. So viel ist aber sicher, alle unsre Sprachen, die diese Bildung kennen, behandeln das S als den Tempusexponenten, nicht den Vocal, der sich aus ja vielfältig abschwächt und abfällt. Dem indischen dâsjâmi ich werde geben entspricht das griechische dôsô, das littauische dûsu; im Lateinischen haben sich einige obsolete Future dieser Bildung erhalten, wie von fakio faksọ, dann das Futur ero ich werde sein aus eṣo, wie das griechische eṣomai zeigt. Das Präteritum dagegen lautet im Indischen von der Wurzel nî führen, mit Augment, Diphthongierung der Wurzel, euphonischem sh für S und Abfall des Schluß-i: anaisham, oder von kship werfen mit reinem S akshaipsam. Diesem Präteritum entspricht der griechische Aorist I edeikṣa und die sämmtlichen

lateinischen Perfecte, welche mit S̹ gebildet sind, wie s̹kripst, diks̹i. Aber auch die starken Formen lêgerī, lêgero, lêgerā und lêgis̹s̹ē sind von diesem S̹ abgeleitet, das einmal sich in R geschwächt, das andremal sich erhalten hat und hier später geminiert wurde. Das indische adiksham ich zeigte ist das griechische edeiks̹a und lateinische diks̹i; dem griechischen Medium edeiks̹amên (dessen Schluß-N unorganisch) entspricht verkürztes indisches adikshi. Das indische Präteritum auf S ist aber auf eine kleine Zahl von Verben beschränkt und scheidet sich im Begriff nicht von andern Bildungen, so wenig als die lateinischen. Im Griechischen ist tups̹ô zugleich Futur und Conjunctiv des Aorist; weitere Ableitungen sind tups̹omai, etups̹amên, tupês̹omai, tetups̹omai, das auf Reduplicazion beruht und tuſhês̹omai, wo dem Element S das Element T vorgesetzt ist. Im Latein tritt hier die Ableitung S redupliciert auf, denn wenn in lêgerī das R aus S entstanden ist, so steht doppeltes S in s̹kripserā, skrips̹ero, skrips̹erī und skrips̹is̹s̹ē, aber keine Passivform. Die germanische und persische Sprache kennen dieses Element überhaupt nicht (ein persisches bâshem ich bin abgerechnet, das aber Präsens geworden). Während hingegen im Lettischen sich einseitig bloß das Futurum auf S erhalten, hat der Eslawe anderseits bloß das Präteritum bewahrt. Die ursprüngliche Form dasŭ wird aber in gutturales daχŭ verwandelt, später in daχ, die zweite Person dase geht später in da über, bloß die II. pl. behält reines daste, während die III. dashen̨ das S in sh wandelt. Dieses Präteritum haben nur die Südslawen und in doppelter Form erhalten, indem sie eine schwache Iterativform des Verbum mit dieser Endung als Imperfect aufstellen. Die Syntax verwechselt aber die Präteritalformen wie im Sanskrit.

Nun ist keinem Zweifel unterworfen, daß diß Element S, vocalisiert in die Silbe as, identisch ist mit dem vornehmsten Substanzialverb unsrer Sprachen. Im Indischen heißt das Verbum ohne Bindevocal asmi ich bin, griechisch mit Umlaut und Auflösung des S in Vocal eimi, lettisch esmi, slawisch jesmĭ. Das S wird ferner ausgestoßen im armenischen jem, im persischen em, im gothischen im, angelsächsischen èom und englischen äm. Dagegen abweichend von allen diesen Formen und einen Bildungsvocal bewahrend, der indischem asâmi entspräche, ist gebildet

die lateinische Form, die aus şumi, şum sich in şun, endlich şü abschliff, das der Italiener, um den alten Nasal zu retten, unorganisch in şóno erweiterte. Auf dieselbe Art verfahren einige neuslawische Dialecte, welche im Widerspruch mit dem alten jesmĭ die Formen sam und sem mit Bildungsvocal zeigen.

3) Consonant-Element P.

Es ist als Ableitungselement ausschließlich dem Latein eigen, hier aber von großer Bedeutung. Die Sache, wie sie Bopp darstellt, hat aber ihre Schwierigkeiten. Dieses Element tritt vocalisiert in den Formen pa, pu, pi auf. Davon hat nun der Lateiner einmal ein ba für das Imperfect, aus legebâmi wird legêbä, ferner aber in der schwachen ersten und zweiten (lateinischen) Conjugazion im Futur auch bo amâbo, dokêbo. Die Passiva legêbar, amâbor. Nun tritt aber diese Wurzel in isolierter Gestalt in der aspirierten Form fu auf und Bopp leitet die schwache Perfectform, die mit u und v gebildet wird, von dieser Gestalt der Wurzel, wobei es aber zweifelhaft bleiben könnte, ob das u oder v aus dem Element F oder seinem Vocal u entspringt. Der Consonant steht in amâ-v-ï, audï-v-ï, wogegen monevï sich contrahirt in mon-u-ï und audïvï nebenher in audiï. Diese große Differenz derselben Ableitung zwischen bo und vi sucht Bopp aus der Wortbildung zu erläutern, wo şaluber aus şaluş und der Wurzel par lateinisch fero, mulkiber angeblich aus kvï mulket ferrü entspringe. Zweifel bleiben in der Sache und wahrscheinlicher, daß das u von fu dem v in amâvï entspricht. Bopp will diß Ableitungselement auch im Keltischen gefunden haben.

Die Wurzel pa, pu, pi ist nun die zweite, welche in unsern Sprachen das Verbum sein vertritt. Im Sanskrit wird bhu durch Diphthong in bhav verwandelt, woher bhavâmi ich bin, persisch buvem. Im Griechischen fuó werden und futoş gewachsen, lateinisch fuo, fuï, futûruş, fore und forë, so wie fio ich werde (aus der Form pi, wogegen Bopp eine Contraczion aus fuio will). Was die germanischen Sprachen betrifft, so findet sich im Gothischen, auch in den scandischen Sprachen, keine Spur dieser Wurzel, wohl aber im Altsächsischen bïum (indisch bhavâmi), Angelsächsischen bèom, das hier den Futurbegriff ausdrückt und in den englischen Formen bï, bïst, binn und biŋ. Im

Altfränkischen heißt es bim, bist und im Plural kommen die Formen birumês wir sind, birut ihr seid vor (die Bopp aus bhavâmas u. s. w. erklärt) das holländische ben und unser bin, bist. Im Lettischen ist bûti sein; im Sslawischen erscheint die Wurzel in dreifacher Gestalt, einmal nasal als bon, im Futur bondon, das mit T abgeleitet ist, dann mit Diphthong bjé, wovon das Präteritum bjéχŭ, dann noch in der Diphthongform bŭi, Infinitiv bŭitĭ, Präteritum bŭiχŭ, Particip bŭitŭ, bŭivŭshi. Mit dieser Wurzel ist auch noch das lateinische fakio und das deutsche aus bagvan stammende bauen verwandt.

4) Consonant-Element T.

Die zweitwichtigste wo nicht die wichtigste dieser Ableitungen ist das Element T. Sie kommt zwar am frühsten als Bildungselement der nominalen Verbalformen vor, nämlich des Infinitiv und Particip, und dringt erst später in die verbale Flexion ein. Der Indier bildet seinen Infinitiv und einen Theil seiner Participien mit T, der Grieche das Verbaladjektiv und einige Participien, außerdem aber den Aorist (etiphên) und mit dem S-Element verbunden das Futur (tiphêsomai); im Latein sind beinahe alle Participialformen aus dem Element T gebildet; im Sslawischen wird wieder der Infinitiv und ein Theil der Participien mit T gebildet und außerdem ist es wahrscheinlich, daß eine Erweichung dieses T sein Präterital-Particip auf l geliefert hat; der lettische Infinitiv mit T und der armenische mit L mögen sich ebenso verhalten. Dagegen viel wichtiger ist dieses Element für die germanische Sprache. Hier tritt die ältere starke Verbalform gänzlich ohne T-Bildung auf, dagegen die secundäre, ohne die wir den Organismus nicht denken können, ist ganz und gar auf dieses Element gebaut. Sie bildet also nicht nur ihr schwaches Particip durchaus auf T, wie es anderwerts zumal im Latein gebräuchlich ist, sondern dieses selbe Element tritt auch als flectierte Form in das Präteritum. Diese Operazion müssen wir im Gothischen verfolgen. Von mag ich kann heißt es maχta ich konnte, von sôkjan suchen (das für sôk-i-an steht), sôkida ich suchte, die zweite Person aber heißt sôkidês du suchtest; dieses lange ê deutet auf eine Reduplicazion der Ableitungssilbe sôkidadas, ja der Plural, der sôkidêdum wir suchten lautet, führt auf die Versuchung,

an ein retriplicieries ṣôkidadadum zu glauben. Es verdient bemerkt zu werden, daß ein süddeutscher Dialect die Verdopplung bewahrt hat; der Elsäßer sagt (nach dem Pfingstmontag von Arnold) i diëntiti ich diente und mör diëntitjë wir dienten. Aus Formen wie ṣôkidêdum, was ins Fränkische übersetzt suoχitâtum lauten würde, ist jedenfalls unser Wort ich that, wir thaten gebildet; wenn aber Bopp sagt, ṣôkidêdum sei aus unsrem wir suchen thaten zusammengesetzt, so vergißt er einmal, daß ṣôki auf keine Weise einen Infinitiv vorstellen kann, und zweitens, daß der gothische wie der scandische Sprachstamm das einfache Verbum thun gar nicht kennen, obwohl sie aus der Suffixform tât allerdings schon einige Nomina wie dêdṣ die That (scand. dåd) und dêdja der Thäter sich abstrahiert haben. Alle germanischen Sprachen vom Gothischen abwärts behalten aber das einfache Element ta, ohne seine gothische Reduplicazion, als Ableitungssilbe für das secundäre Präteritum, so daß dieses also mit seinem Particip wesentlich identisch ist, wogegen sich Bopp fruchtlos verwahrt. Die beste Bestätigung dieser Erscheinung bietet uns die persische Sprache. Das älteste Persisch oder Zend ist in seinen Verbalflexionen noch ganz identisch mit dem Sanskrit, es kennt also Participien, die mit T gebildet sind, aber kein solches Präteritum, sowenig als der Indier, Grieche und Römer. Die Bildung des Neupersischen aus dem Zend wird nun durch die zwischenliegenden Dialecte Pehlewi und Parsi vermittelt, die wir leider aber nicht hinlänglich kennen, um ein bestimmtes Resultat daraus zu ziehen; soviel aber ist ausgemacht, da die Sprachbildung doch auf dem Boden des alten Organismus sich weiter bewegen muß, so stand ihr aus der Stammsprache kein andres T-Element zu Gebot, als dasjenige, was von je her im Particip vorhanden war. Dieses hat sie in die flectierte Form des Präteritum vorrücken lassen. Die persische Sprache ging aber in dieser Operazion einen bedeutenden Schritt weiter als die germanische. Während nämlich die leztere einen guten Theil der ursprünglichen Präteritalflexion aus der Reduplicazion nach und nach in Ablaut umsezte und sich hiedurch bewahrte, so daß nur die hier übergangnen Verba sich an die secundäre T-Bildung halten mußten, ließ der Perser alle Erinnerung an den alten Organismus der Reduplicazion fallen (einige Anomala abgerechnet),

nahm sofort, ohne alle Ausnahme, das Element T als Bildungsmittel des Präteritum, und theilte nun, während die starke und schwache Form sich noch durch Bildungsvocale unterscheiden, beiden gleichmäßig das T-Präteritum zu. Z. B. der Gothe bildet von der Wurzel par oder bhar tragen das aus der Reduplicazion bèbara stammende Präteritum bar ich trug neben bèra ich trage; der Perser dagegen bildete neben berem ich trage das Präteritum berdem ich trug, das also in der Bildung mit seinem Infinitiv berden tragen und berdeh getragen zusammenstimmt. In der secundären Bildung aber, wo der Gothe von sôkja ich suche sôkida ich suchte sagt, bildet der Perser das Präsens der starken gleich, wie pursem ich frage, das Präteritum aber mit gedehntem Ableitungsvocal pursîdem ich fragte, den Infinitiv pursîden und das Particip pursîdeh. Man kann also im germanischen Sinne sagen, im Persischen flectieren alle Präsenzia stark, alle Präterita schwach, obwohl sich die persischen Präterita durch ihren Vocal als starke und schwache Verba unterscheiden. Etwas dem persischen System analoges hat sich aber doch im germanischen Verbum geoffenbart und diese Erscheinung findet sich in unsrem bairischen Dialect. Während die Schriftsprache am starken Präteritum festhält und das schwache nur als Aushilfsmittel verwendet, hat jener Dialect, der wie alle süddeutschen das einfache Präteritum fallen ließ, dessen starke Form auch in ihrer Ableitung als Conjunctiv oder Condizional fallen lassen und hält die wahrhafte starke Formazion nur im Particip fest. Dagegen wird das Condizionale auch der starken Verba durchaus schwach gebildet. Es heißt also nicht nur i suëχët (suchte), lèbët (lebte) u. s. w., sondern auch i lòssët (ließe), låsët (liese), graifët (griffe), blaibët (bliebe), lèsët (läse), brèxxët (bräche), sitsët (säße), siηηët (sänge), fliëgët (flöge), fèxtët (föchte) und so durch die ganze Sprache.

Wir müssen jezt untersuchen, wie sich das Element T in unsern Sprachen als einfache Wurzel geriert. Der ursprüngliche Begriff scheint die abstracte Form, die unsre Volkssprache durch etwas wohin thun, der Franzose durch mettre, der Engländer durch to put ausdrückt. Dem Hochdeutschen fehlt diß abstracte Wort, wir müssen es specificieren durch die Begriffe setzen, stellen, legen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß das Element

ta sich in mehrere Grundformen in den ältesten Zeiten gespalten hat; der Indier hat neben dhâ, wovon dadhâmi und tiþêmi stammt, ein weicheres dâ das dadâmi didômi liefert; diese Wurzel ist die Erweichung der andern, der Begriff geben fliesst leicht aus der Grundbedeutung und die Formen fliessen früh zusammen; schon im Zend sind unter dâ beide Begriffe vereinigt, das persische und Latein hat bloss da und in Composizionen schlägt oft die Bedeutung des wohin thun über die gewöhnliche des geben vor. Der Germane hat nur die erste Form und das geben fällt einer andern Wurzel zu; der Sslawe und Lette behalten beide. Zweifelhafte Ableitungen dieses Elementes sind, wenn Mikloschitz von einem indischen tû machen das slawische tvoriti machen leitet oder wenn man das gothische tâjan entstanden aus tavjan, tavida angelsächsisch tàvjàn machen, englisch tå gerben, deutsch tsavjan, tsouen eifen und bereiten, holländisch folltöijen vollenden und touven gerben dahin zieht (umgekehrt ist unser gerben aus gar, garavan, das im scandischen göra thun bedeutet). Villeicht weniger zweifelhaft ist aber eine vierte Form, nämlich sta, indisch sthâ stehen, dessen Factitiv stellen schon im Grundbegriff enthalten war. Es wäre immerhin denkbar, dass die Wurzel sta in vorhistorischer Zeit sich aus einer Reduplicazion des ta entwickelt hätte, so dass das erste T sich aspirierte. Diese Wurzel haben alle unsre Sprachen ohne Ausnahme. Von dhâ aber stammt unser dôan thun mit dem reduplicierten Präteritum tata, tèta, dide that und das lettisch-slawische djêti.

5) Consonant-Element K.

Nur als Vermuthung stellen wir diese Ableitung auf, die sich im griechischen Perfect ka vorfindet und auf andrem Wege noch nicht erklärt ist. Durch Vermischung der Präteritalformen haben sich auch einige Aoriste wie edôka gebildet, welches Bopp vergeblich aus edôsa abzuleiten versucht. Dass der abstracte Begriff gehen aus dem Präteritum kommen kann, haben wir bei i gesehen; obgleich es also nicht ganz zur Lautverschiebung stimmt, so können wir doch erinnern, dass die Gutturalsilbe gâ im Indischen und Germanischen den Begriff gehen ausdrückt; Bopp will damit das griechische bibêmi und lateinische Bildungen

wie navi-gâre, sati-gâre verbinden. Auch lettisch ist die Wurzel, zweifelhaft aber ob man das slawische χoditi gehen hieher ziehen kann und etwa ans gothische gatvô Gasse erinnern; andre leiten es vom indischen sad gehen; stände dieses für sad, so würde es dem k unsrer griechischen Flexion antworten. Das Ganze bleibt dunkel.

6) Nasal-Consonant-Element.

Villeicht das dunkelste Gebiet in der ganzen Grammatik betreten wir aber jezt. Wir haben unter den Bildungen der secundären Verba die indische Silbe nu angetroffen, die sich im Griechischen wiederfand. Da dieselbe aber im slawischen Futura und im Gothischen als nô Passiva bildet, so erweist sie sich als eine Zwittergestalt, welche auch unter den Flexionssuffixen aufgezählt werden muß. Hiezu kommt noch eine weitre Verwicklung; in den ältesten slawischen Formen heißt diese Bildungssilbe nicht nu, sondern mu, was man physiologisch für die ältere Form halten müßte. Es bleibt also nichts übrig als ein Nasalelement anzunehmen, das zwischen M und N schwankt. Spuren dieser Bildung gehen aber durch unsern ganzen Sprachkreiß, und es sind besonders zwei Verba, kommen und nehmen, welche wohl die schwierigste Aufgabe für jede Etymologie aufstellen mögen. Ich nehme für die erste Wurzel die Form kva an, welche mit dem M abgeleitet ist im Gothischen kvam, kvima; im Latein dagegen, wo das k abfällt, ist sie mit N und dazu der schwachen i-Form abgeleitet, also venio; läßt man auch noch das V fallen, so hätten wir mit der i-Ableitung das persische Präsens âjem ich komme; im Präteritum verbindet sich die M-Ableitung mit dem T, also âmedem ich kam. Im Armenischen lautet die Wurzel ka, der Infinitiv kal kommen. Für die zweite Wurzel nehme ich na an, woraus mit M das gothische nam, nima folgt; der Lateiner wirft den Anlaut ab, behält aber das M und bildet emo ich kaufe d. i. nehme, denn in der Composizion halten sûmo (subimo) prômo und dêmo den Begriff nehmen fest. Im Lettischen schwankt die Form zwischen imti und nèmt, also mit und ohne N, aber beides mit M. Im Sslawischen heißt die Präsensform imon̨, der Infinitiv jen̨ti, der Nasalanlaut tritt aber in der Composizion wieder vor z. B. vünen̨ti ist mit vü (in)

componiert und süïumü (die Versammlung) hat ein N, das hier freilich der Partikel kon angehören könnte; aber der Russe sagt neben jatj nehmen noch heute prinätj (mit pri componiert) prinätoï entspricht wurzelhaft unsrem angenehm (lat. acceptus, was das russische Wort bedeutet). Es ist gewiß bemerkenswerth, daß der heutige Schweizerdialect die beiden fraglichen Verba in der Infinitivform nê und χô braucht, ohne die M-Ableitung, obgleich das Präsens χümë und nïmë lautet. Auch im Kölner Dialect findet sich kütt für kommt ohne M, schweizerisch mit N χunt. Zu bemerken ist noch, daß das indische bandhana das Binden, der griechische Infinitiv tiein, und der deutsche binden und viele Participien mit M und N abgeleitet sind, von denen es aber dunkel bleibt, wie sie mit der obigen Nasalbildung zusammenhängen. Von ihnen sogleich.

Nominalformen des Verbum.

Infinitiv, Supinum, Gerundium und Particip gehören dem Nominalorganismus an, sofern sie sich sexuell und numerisch und in der Casusbildung entwickeln; ihre Grundform muß aber vom Verbum abgeleitet werden und in dieser Hinsicht sind sie schon beim Verbum zu besprechen. Sie sind ebenfalls durch Prä- und Suffixion gebildet, können auch an der Reduplicazion und dem Ablaut Theil nehmen. Die Formen gehören großentheils zu den dunkelsten Problemen der Grammatik. Wir stellen die Hauptformazionen zusammen:

1) Ganz isoliert steht der lateinische Infinitiv in R; legere als eine Entstellung von legene, zu betrachten geht nicht, weil das Präteritum lêgiṣṣe die ältre Form bewahrt hat. Dieses festgehaltne und geminierte ṣ beweist nur, daß im ersten Fall ebendasselbe zu R degeneriert ist, die Grundform ist also ṣe, wozu mit dem Präsensthema legeṣe, mit dem Perfectthema lêgîṣe sich von selbst bilden; ebenso in der schwachen Form amâṣe und amâvîṣe. Was ist aber dieses ṣ? ist es das S der Passivbildung ṣva, also Reflexivum, dessen Begriff in der Activbildung nicht paßt, oder ist es das S des Aoristus I, das für das Präsens nicht paßt? Beides bleibt gleich schwierig. Sicher ist, daß amâre und amârî nur zwei verschiedne Casusbildungen eines Nomen Neutrum sind, so daß also Activ und Passiv hier

zusammenfallen, und ebenso stand dem legere ein legeri gegenüber, das aber wie es scheint in legier umgesetzt und dieses endlich in legi abgekürzt wurde. Der armenische Infinitiv in L kann nicht mit diesem R aus S zusammenhängen.

2) Ebenso isoliert steht im Sslawischen das M im Particip des Präsens Passiv, nesomŭ der getragen wird.

3) Die erste Hauptbildung aber bietet N. Im Indischen giebt die Form bandhana den abstracten Begriff „das Binden", womit der griechische Infinitiv tiein und einai und der gothische giban zusammenhängt. Als Participbildung entspricht indisch einmal pûrnas der gefüllte und mit Ablaut pêtshânas der gekochte, slawisch nesenŭ getragen und nesenoï, der getragene, im Deutschen gibans gegebener und gibana (der) gegebene. Lateinisch steht dônŭ einem Particip von dâ gleich; entspricht aber griechischem dôron; der Sslawe hat danĭ und darŭ. Dem indischen Abstractum am nächsten steht das slawische nesenije das Tragen.

4) Die Combinazion von M und N oder eine dunkle Silbe man legt Buttmann dem griechischen Infinitiv zu Grund, der ursprünglich legemenai gelautet habe, abgekürzt in legemen, legên und legen, tiþemenai, tiþenai; in leksai fehlt die Nasalableitung ganz, ebenso im passivischen legeşþai, dessen Passivcharakter sþ noch ebenso unerklärt ist. Identisch mit jener Grundform des Infinitiv ist das Particip legomenoş, dem das lateinische legimini und indische patshamânas zur Seite steht. Ebenso das griechische Perfect tetimenoş. Die combinierte Endung M+N kann sich aber vorwerts noch mit dem S-Element verbinden, woher indisch von der Wurzel tan (dehnen) tanishjamânas, das dem Griechischen tisomenoş entspricht.

5) Die zweite Hauptbildung ist das T. Einen casuellen Neutral-Charakter hat wieder der Infinitiv, der im Indischen von par tragen bhartum lautet, persisch geschwächt in berden oder burden. Andre Casus derselben Nomenform liegen im indischen Gerundium gati (das Gehen) und gatvâ oder gatja (durch Gehen) vor. Zu den leztern Formen stimmt der slawische Infinitiv brati nehmen, das lettisch barti lautet. Villeicht hat das griechische legeşþai dieselbe Endung, nur soll das eingeschobne S das Passiv ausdrücken. Participien auf T gebildet sind im

Indischen von dîp (erleichtern) dîptas (erleichtert) und tshittavjas (noscendus), wo tavjas ein Futurparticip ausdrückt, das persische berdeh getragen, das nur berdê lauten kann und dessen H ein aufgelöstes Nominativzeichen S ist, das griechische Verbaladjectiv lektos und lekteos, das lateinische Particip lektus mit dem Supinum lektû in passivem und lektû in activem Sinn (Dativ und Accusativ Neutrum?), wovon mit dem Futur-S abgeleitet lektûrus entspringt. Im Indischen entspricht ein dâtâ, Plural dâtâras sowohl dem griechischen dotêr oder dôtêr und lateinischen dator, datôrês als dem lateinischen datûrus, wodurch (wie oben bei dônû) die ursprüngliche Entstehung der Derivazionssilben aus Flexionen sich anzudeuten scheint. Wir haben jezt noch zu nennen das slawische Supinum pitŭ zu trinken, Particip pitŭ getrunken, pitŭji der getrunkene und das Verbale pitije das Trinken; endlich die gothische schwache Form sôkiþs (gesuchter) mit der abhängigen Flexion sôkida (der) gesuchte. Eine Auflösung des T in d, und endlich l weist das slawische Particip neslŭ getragen habender, dann ich trug, wovon das Gerundium mit Auflösung des L in u nesŭ Feminin nesŭshi wenn man getragen hat. Damit hängt wohl der armenische Infinitiv in L, wie sirjel leben zusammen.

6) Die reichsten Participformen dagegen bietet die unmittelbare Combinazion des N und T-Elements als nt. Im Indischen steht für bharants abgekürzt bharan der tragende mit dem Feminin bharantî, welche in der Flexion in die Form bharat erleichtert werden. Griechisch für legonts legôn, im Genitiv noch legontos und im Feminin aufgelöst legousa. Ebenso aufgelöst ist tisas, tisantos und tiþeis, tiþentos. Lateinisch statt legents legens, legentis das für alle Geschlechter gilt und davon mit Erweichung abgeleitet das passive legendus mit den Gerundialcasus legendî, legendô, legendû. Gothisch gibands gebender, gibanda (der) gebende mit dem Feminin gibandi. Sslawisch geht die Grundform antas in die Abkürzungen eɳ (voljeɳ wollend) und ŭi (nesŭi tragend) über, während sie im Feminin und den andern Flexionen vollständig bleibt, sogar die Endung anta nach slawischer Euphonie mit Zischlauten unterstützt, nesoɳshtshi und voljeɳshtshi. Die persische Endung ist berendeh Tragender, wo wieder das nominative S in H aufgelöst und endlich verstummt

ist; daneben gilt aber das verkürzte berân, auch berâ und in Composizionen bleibt die nackte Wurzel ber übrig.

Eine bloße Abschwächung aus der nt-Form scheint auch das Perfectparticip, das im Indischen pêtshivas, Feminin pêtshjusht lautet, im Griechischen hestôs Genitiv hestôtos, im Feminin hestôsa oder mit der K-Ableitung tetikos, tetikotos, das im Feminin die Auflösung tetikuia weist.

Auxiliärverba.

Sind die starken und schwachen Flexionsmittel der Verbalform erschöpft, so müssen die genannten Nominalformen zu Hilfe genommen werden; um aber die Verbalbewegung flüssig zu erhalten sind Auxiliaria nöthig d. h. Verba, die sich zu diesem rein formellen Geschäft in den Dienst der übrigen begeben. Es geschieht diß in der Regel für Präteritum und Futurum. Schon die classischen Sprachen haben einige Formen dieser Art; wegen Formerschwerung gilt das griechische tetummenoï eisi und êsan; (auch sagt Euripides: ἔχομεν ὡς θροεις, wir haben gethan wie du rufst, wo man sehr nahe ans Auxiliare erinnert wird); im lateinischen legiminî bleibt zwar das Hilfsverb weg, nicht aber im Präteritum lektus sû, erã u. s. w. Ueber den Ursprung der Auxiliare im Mittelalter hat man sich viel Gedanken gemacht; man hat aus lateinischen Classikern Stellen angeführt, wo dieser Gebrauch schon erkennbar sein soll; aber ein lateinisches visû habeo heißt eben immer „ich habe ihn, den Gesehenen" woraus allerdings später das abstracte vîdî ich habe gesehen geworden ist. Der Franzose denkt bei sh'ä vü an keinen Accusativ, wohl aber in shö lä vû, shö lês ä vü, weil dort vue hier vus geschrieben wird. Wichtig ist aber, daß die Gothen diese Umschreibung noch nicht kannten, sie folglich nicht aus den nordischen in die südlichen Sprachen eingewandert sein kann. Denn die ersten Spuren finden sich im Süden, in lateinischen Urkunden. Es fragt sich nun, welche Verba geben sich zu dem Gebrauche her und welche Verbalformen werden ihnen beigegeben? Das Auxiliare ist im romanischen Gebiet habeo, im ältesten Deutsch ägan, sodann χabên. Bei beiden folgt das Particip des Präteritum, das doch eigentlich Passivparticip ist und mit dem Auxiliare sein verbunden auch das Passiv ausdrückt. So geht das lateinische Perfect amâtus sû allmälig in den

Begriff des verlornen Präsens amor über, während amâtus fut als Präteritum nachrückt; weitre Combinazionen ergeben sich dann von selbst. Neutralverba dagegen brauchen statt habêre gern das Auxiliar esse. Wir sagen im Deutschen ich bin gegangen, während wir bei andern Neutralverben wie ich habe geschlafen das erste Auxiliar beibehalten. In manchen schwankt der Gebrauch, z. B. das ältre und noch süddeutsche ich bin gestanden, gesessen, gelegen wird jezt norddeutsch mit haben flectiert. Im componierten Verbum tritt aber sein wieder ein. Man sagt: ich bin aufgestanden, hingelegen, niedergesessen, niemals ich habe. Ebenso er hat gekniet oder er ist hingekniet. Sonst scheiden sich Activ und Neutrum gern durchs Auxiliare; er hat ihn gestürzt d. i. niedergeworfen, er ist gestürzt d. i. gefallen. So im Französischen il a pâsé, er ist durchgereist, il è pâsé, es ist vorüber. Die romanische Syntax hat auch die seltsame Regel, daß im verbum activum, wenn es reflexiv oder reciprok gebraucht wird, statt ávoar ätr' gilt; ſhä tüé ich habe getödtet, aber ſhö mö svi tüé, niemals ſhö mä. Nu nu somm tu di wir haben uns alles gesagt, nicht nu nuſ ávö. So geht auch der Gebrauch der Auxiliare bei den verschiednen Sprachen auseinander. Der Deutsche sagt ich bin gewesen wie der Italiener sôno stâto; dagegen der Franzose ſhä été, der Spanier é sîdo, der Engländer ai hävv binn, der Schwede ja hår vârit. Man sieht, die Sprache nimmt beide Verba, sein und haben als ganz identisch, als ganz abstracte Formwörter; es ist nur um ihre Flexionsthätigkeit, gar nicht um ihren Wurzelbegriff zu thun. Hegel äußert einmal, das haben drücke hier die aufgehobene Anschauung als einen Besitz der Vorstellung aus und sei darin wesentlich modern; aber die Sprachgeschichte legt auf diesen Proceß keinen specifischen Werth, beide Verba sind hier dem Sprachgeist völlig synonym. Die spanischen Sprachen halten hartnäckig an habêre selbst für die Neutralverba fest, nur das wirkliche Passiv wird mit esse gebildet. Die Portugiesen brauchen sogar statt des abstracten esse und habêre lieber die concreteren Verba stâre und tenêre (stâr und têr) als förmliche Auxiliare; ténju ēmâdu ich habe geliebt. Das wesentliche ist aber, daß alle unsre Sprachen, romanische wie germanische, für Activ und Passiv dasselbe

Particip verwenden; nur die schwedische Sprache hat sich in später Zeit einen unorganischen Unterschied zwischen activem und passivem Particip geschaffen, indem sie von drågen gezogen, das Neutrum drågèt in seiner ältern Form drågit als actives sogenanntes Supinum aufstellt und ja hår drågit ich habe getragen von ja är drågen ich bin getragen unterscheidet. Das reine Passiv aber drückt sie entweder durch ihre einfache Passivform oder durch das Verbum bleiben aus, ja blivèr drågen, ich werde getragen. Unser deutsches werden ist ebenso später dem sein substituiert worden. Ulfilas drückt datur durch die einfache Passivform aus, datus est aber componiert durch is, vas und varþ gibans, die ältesten deutschen Quellen jenes durch vird gèben dieses durch ist gèben, das erstere wird gegeben ist uns verblieben, im Präteritum wurde später ist gegeben worden umschrieben; Norddeutsche bedienen sich hier noch des kürzern ist gegeben; mir scheint aber dieses eine dritte Form, nämlich ein reines Perfect, das andre ein Aorist zu sein. Ich werde geschlagen werden kann ein Fèldherr vor der Schlacht sagen, und ich werde geschlagen unmittelbar vor ihr, noch als Futurum mit Uebergang ins Präsens. Ich bin geschlagen sagt er, im Moment wo die Sache entschieden ist, ich bin geschlagen worden ist die Meldung darüber und ich wurde geschlagen die rein historische Erzählung. Auch der Perser giebt sein Passiv durch ein Auxiliar, das einzeln werden bedeutet. Eigenthümlich ist ferner, daß die Neugriechen uns zwar kein Präteritum mit dem passiven Particip nachgemacht haben, wohl aber ein ähnliches Plusquamperfect. Sie gebrauchen dazu ịχa (das alte eiχon ich hatte) wozu sie das Verb z. B. in der Form grápși setzen, was eigentlich der alte Infinitiv des Aorist I grapșai ist, wodurch freilich abnorm die Phrase ich hatte geschrieben ausgedrückt wird. Veranlaßt ist diese Form durch das Futur þälo grápși ich will d. i. werde schreiben (aus þelô grapșai) wofür auch þa grápșo (angeblich aus θελω ινα oder þänâ contrahiert) gesagt wird. Bemerkenswerth ist sodann der Gebrauch der persischen Sprache. Von berem ich trage ist das Particip berdeh getragen, componiert mit em ich bin; berdeh em heißt aber keineswegs ich bin getragen sondern activ ich habe getragen. Dieses leitet uns auf den analogen slawischen Gebrauch.

Der Sslawe kann sein Verbum haben, das mjéti lautet (für imjéti, von imoŋ gothisch nima abgeleitet) als Auxiliar nur mit dem Infinitiv verbinden, drückt aber damit ein Futur aus; mam dati heißt ich habe zu geben; es entspricht also dem spanischen é de amâr oder dem englischen ai äm tu lëvv. Dagegen wird das componierte Präteritum im ßlawischen beständig mit sein verbunden, doch so daß das Auxiliare auch fehlen kann, böhmisch dal sem heißt ich habe gegeben, was der Pole in Ein Wort dalem contrahiert, der Russe setzt das Pronomen ich bei ja dal. In der dritten Person steht einfach das Particip dal, Plural dali für er hat, sie haben gegeben. Dieses L-Particip ist aber niemals passiv, wofür besondre Participien bestehen. Das ßlawische Futur kann auch durch boŋdoŋ ich werde sein ausgedrückt werden, dem gewöhnlich das L-Particip, doch auch der Infinitiv beigegeben wird. Ebenso findet sich ein umschreibendes Futur im Sanskrit, es ist sogar das gebräuchlichste. Ich werde geben heißt dâtâsmi, nach Bopp für dâtâras asmi, was vollständig dem periphrastischen Futur des lateinischen datûrus sũ, ich bin im Begriff zu geben entspricht. Ulfilas umschreibt einigemal das Futur durch χaban mit dem Infinitiv; visan χabäþ für das griechische estai er wird sein (hat zu sein). Altdeutsch wird die Partikel tsi (zu) eingeschoben, gleich dem spanischen de und der Infinitiv in den Dativ flectiert; vir eigan tsi sorganne wir haben zu sorgen. Das griechische mellein das ein Potenziale bezeichnet, drückt Ulfilas durch das verwandte schwache Verbum munan, munäda (putâre) aus, dem der Infinitiv folgt. Ebenso dient im Altscandischen das Verbum man, muna als Futur und mundi als Condizional, von dem sich im Neuscandischen die Partikel môn für etwa, ich sollte denken, niederdeutsch mân erhalten hat. Das reine Futur drückt Ulfilas durch skal, ich soll aus, dabei bleiben die meisten germanischen Dialecte; der Engländer braucht es nur für die erste Person, sonst aber uill (wollen) und diese Form ist dem Neugriechischen, Persischen, auch südßlawischen die gemäßeste. Sslawen und Perser aber haben eine ihnen eigenthümliche Wurzel für wollen, welche man kvat ansetzen kann; sie lautet ßlawisch χotjéti dessen Präsens χoshtshu sich in tsu verkürzt, persisch aber mit Auflösung des T χvâsten wollen χvâhem ich will. Das Neudeutsche hat dem alten Futur soll das Verbum

ich werde substituiert, was in sofern eine unglückliche Verbesserung war, als es nun mit unsrem Passiv collidiert und ein häßliches werde werden zuwege bringt. Durch dieses werde erreichen wir aber im Deutschen auch ein wirkliches Conjunctiv-Futur (z. B. er sagt, er werde kommen) das nicht mit der Potenzialform andrer Sprachen zu verwechseln, sondern eine wirkliche Relativform ist, welche uns kaum eine andre Sprache nachzumachen vermag. Potenzialbegriffe werden in unsern Sprachen durch mögen, sollen, können, wollen, dürfen umschrieben, für das Condizionale sagt der Deutsche würde. Der Sslawe drückt alles hypothetische durch seine Partikel by aus (aus büi er war, das in wäre umgedacht ist). Der Neugrieche sagt θela gráfi oder grápsi ich würde schreiben. Die neuromanischen Sprachen waren besonders glücklich in der Futurbildung; zwar ging die alte Form verloren, aber eine neue aus dem mit den Infinitiven zusammenwachsenden habêre gebildet und dem Futur analog ergab sich dann die Präteritalform als Condizionell; aus amâre habeo wurde italienisch amerò, spanisch amarê, französisch khäm'ré, aus amâre habêbã spanisch amaría und französisch khäm'rè, aus amâre hâbui das italienische amerli, amerèsti, amerèbbe. Umschreibung des Präsens ist seltner; unsre Volkssprache sagt wohl aus Faulheit ich thue schlafen u. s. w. stehend aber der Engländer in der Frage du ju þiŋk? denkst du? Unser schwerfälliges ich bin im Schreiben begriffen drückt er gern durch ai äm raitiŋ aus; dadurch kommt er in den Vortheil, durch das Imperfect ai uàs raitiŋ eine Dauer der Handlung auszudrücken, die dem lateinischen Imperfect entspricht, was unsre Sprache nicht ausdrücken kann.

Die verba semiauxiliaria mag, kann, will, muß, soll, darf haben wie die auxiliaria sein und thun gewöhnlich das Vorrecht, sich mit andern Verben ohne vermittelnde Partikel zu verbinden, was aus ihrer formellen Bedeutung hervorgeht. Diese Verba geben für sich keinen vollständigen Satz: ich will, kann, soll setzt ein zweites Verbum voraus; sie sind keine wirkliche Active und regieren regulär keinen Accusativ. Wir sagen zwar: er will das, er will das Rechte, das kann man nicht, darf man nicht, er soll aber u. s. w. allein hier ist überall das Verbum thun oder ein ähnliches subintelligiert; allein ich will, heißt

es im Faust; das ist die philosophische Abstraczion der Willenskraft, die in der gemeinen Sprache nicht gedacht wird ohne Inhalt; ich will dich, sagt wohl ein Liebhaber; er subintelligiert haben; ebenso er will nach Paris, nämlich reisen u. s. w. Ebenso sagt man aber auch er soll nach Paris, und er sei nach Paris scil.-gegangen. Als Ausnahmen, wo Verba dieser Art mit Partikeln verbunden werden, könnte man anführen das spanische dêbe de sêr, das eine Vermuthung, es mag wohl so sein, ausdrückt, und das englische it ât tu bî es sollte so sein, eigentlich hat zu sein. Aus andern Gründen verbindet der Neugrieche diese Verba mit Partikeln, nämlich weil seine Syntax merkwürdiger Weise keinen Infinitiv mehr anerkennt; er sagt also, dem Gebrauch aller europäischen Grammatik zuwider imporô na lô ich kann leben (aus hina dsâô) thäli na filîsi er will küssen. Bei uns haben auch einige andere Verba das Recht, das zweite Verb ohne Partikel zu regieren, namentlich die Verba sehen und hören; hier steht das zweite Verb eigentlich statt des Particip, das bald activ bald passiv gedacht werden muß, wie eine Uebertragung ins Latein sogleich zeigt. An dieser Freiheit nehmen auch die neuromanischen Sprachen Theil. Ich sehe ihn schlagen kann sowohl heißen video castigantem als castigatum ganz wie das französische lhö lö vóa battr'. Ich habe es sagen hören, französisch lhö lä ûi dir. Ebenso die deutschen Verba gehen, lassen, bleiben in spazieren gehen, bleiben lassen, stecken bleiben und andre. Kommen nimmt im Particip das Präteritum zu sich, er kommt gegangen anstatt gehend; ähnlich ist gefangen nehmen für als Gefangnen. So setzen wir den Accusativ zu haben, wenn ein Infinitiv subintelligiert ist; er hat es am Rock, nämlich hängen, er hat die Feder hinter dem Ohr, nämlich stecken, wo andre Sprachen Participien bedürfen.

Präteritalverba.

Jezt müssen wir noch einer speciellen Anomalie gedenken, die nur einzelne Verba trifft, aber durch unsern ganzen Sprachkreiß geht, indem dieselben ihre Temporalbildungen syntactisch verwechseln und die Begriffe einander substituieren. Wir haben der slawischen Eigenthümlichkeit gedacht, daß die Präsensform zuerst ein Futurum ist. Aehnliche Spuren finden sich anderwerts.

Schon dem Begriff nach ist soll, will ein Futurum; unser Verbum ich werde ist im Grunde nichts als das Futurum des Verbum sein, denn ich werde schließt das ich werde sein in sich, wie das slawische boʒdoʒ zeigt oder wie ich werde Soldat auf französisch heißt shö sërê sólda. So ist unser Verbum bekommen (im Dialect kriegen) ein Futurum von haben; wir bekommen gut Wetter französisch nus órö. So ist im Griechischen melló ein Auxiliare, um das im Sinne haben auszudrücken. Das griechische eimi von i gehen ist in der Regel Futurum ich werde gehen. Das angelsächsische bèom (unser bin) steht als Futur neben èom ich bin wie das slawische derivierte boʒdoʒ. Während also einzelne Präsensformen am Futur festhalten oder nach slawischer Ansicht nicht ins Präsens fortgeschritten sind, giebt es in allen unsern Sprachen einzelne Verba, deren Präteritalform sich in einen neuen Präsensbegriff fixiert d. h. das Resultat der vollendeten Handlung wieder als ein unmittelbar gegenwärtiges anschaut und darum als Präsens verwendet. Diese Anomalie hat zuerst Grimm gründlich unter dem Namen der verba praeterito-praesentia aufgestellt. Wir nennen sie jenen Futurverben gegenüber Präteritalverba. Sie sind im Griechischen und Gothischen am reichsten entwickelt; einzelne Spuren finden sich in allen Mundarten.

Die bekannteste Wurzel dieser Art ist vit das sehen bedeutet. Im Präteritum wird der Begriff ich habe gesehen als eine geistige Errungenschaft betrachtet, ich habe geistig in mich aufgenommen, habe gelernt, folglich ich weiß, ich kenne. Nur im Latein bleibt das im Präsens schwache Verbum video auch in seinem Perfect vīdi in den Begriff ich habe gesehen eingeschlossen. Im Indischen ist das Präsens vêdmi ich sehe, Plural vidmas, das Präteritum vêda ich weiß, Plural vidma; im Griechischen heißt es zuerst mit Digamma veidó, dann eidó ich sehe, Plural eidomen; Präteritum oida ich weiß, Plural ismen; Gothisch vita ich sehe, Präteritum vät ich weiß, Plural vitum. Nur die Bedeutung wissen, die sich eine neue Conjugazion vitan geschaffen hat, geht durch alle germanischen Sprachen, nicht mehr die von sehen. Im Sslawischen ist vidjéti sehen und vjédjéti wissen; beide Verba bleiben in allen Dialecten.

Der Lateiner hat die Anomalie an einer andern Wurzel

geübt. Sie lautet kna, und wird ursprünglich ebenfalls in Erfahrung bringen bedeutet haben. Der Römer braucht das Perfect nôvi für den Präsensbegriff ich weiß; als Präsens dazu braucht er das abgeleitete nosko, ich lerne kennen, erfahre. Das Particip nôtus ist vom reduplicierten nôvi geleitet; von der einfachen Wurzel stammen nota, notâre. Doch ist die Wurzel kna in andern Formen vollständiger erhalten; gnârus und ignârus (für in-gnârus) ignôro, ignosko; das Substantiv nômen für gnômen wovon ignôminia, ebenso nôbilis für gnôbilis. Im Griechischen gignôsko abgekürzt gnôskô und noch mehr verstümmelt noos, nous Geist, noeô sehen, gewahren. Angelsächsisch knâvàn, englisch nô, isländisch knega, im ältesten Deutsch kχnâχan wissen, was später ausstirbt. Im Indischen ist das k in Zischer aufgelöst, dshnâmi ich weiß, im Sslawischen snati wissen in allen Dialecten. Im Sanskrit besteht aber neben dshnâmi eine Intensivform dshânâmi, zu welcher das persische shinâχten wissen und shinâsem ich weiß, so wie das lettische sinnât wissen stimmt. Von hier aus läßt sich auch der Zusammenhang mit der Wurzel kan wissen oder das gothische kunnan begreifen, das aus dem Begriff des Wissens in den des Könnens übergeht und die Ableitungen Kunst, kundig und kennen aus kannjan bildet. Im Englischen, das auch ein obsoletes kèn hat, bleiben die Formen kän kann und nô weiß jezt geschiedne Formen. Der Begriffsübergang von wissen auf können ist merkwürdig, sofern das geistige Verstehen die physische Möglichkeit bedingt. Wir sagen noch: er kann eine Sprache, was der Franzose durch sâvoar oder kónnätr' übersetzt. Können Sie mir sagen, sáve-vu mö dir? púve-vu ist ein Germanismus; es hieße: Seid ihr nicht stumm? oder ist es euch verboten?

Eine andere wichtige Wurzel ist man, indisch denken, griechisch mnaô, mnêskô, mimnêskô und das Perfect memnêmai, das aus dem Begriff ich habe früher gedacht oder gewußt in das gegenwärtige ich erinnere mich übergeht. So ist im Latein von dem fehlenden Präsens mano das Präteritum memini ich erinnere mich übrig geblieben; auch die Form memor wird am natürlichsten aus memon gedeutet. Aus derselben Wurzel stammen mens, mentiri. Das gothische Präteritum man hat sich einen Infinitiv munan geschaffen, das im Scandischen man, muna

Futur-Auxiliar ist. Dahin gehören unsre Wörter Minne für Liebe, und das dänische minne, Erinnerung, das englische maind Gemüth. Von derselben Wurzel stammen die schwachen Verba indisch mânajâmi, lateinisch monêre, altfränkisch manôn mahnen, villeicht auch meinan meinen, angelsächsisch mànjàn oder mänan, englisch mîn, in den slawischen Sprachen mĭnjéti meinen und pominati sich erinnern. Auch das indische manusha Mensch, lateinische mas, maris, slawische mo͡zhĭ, gothische man werden dazu gezogen.

Weitere griechische Präteritalverba sind:

Von ktaomai ich erwerbe das Präteritum kektêmai ich habe erworben, fixiert als der Begriff ich besitze; von kaleô nennen keklêmai eigentlich ich habe den Namen erhalten, folglich ich heiße; von rôô ich stärke errômai ich bin gestärkt oder stark geworden, folglich ich bin gesund, von fuô und gi͡gnomai, die beide werden bedeuten, die Perfecte pefûka und gegona ich bin geworden, folglich ich bin; von egeirô wecken hat das Perfect egrêgora die mediale Bedeutung ich habe mich aufgeweckt, folglich ich wache. Nach Buttmann wird von þnêskô sterben auch eþnêke er ist gestorben = er ist todt gebraucht; für melei es kümmert wird das Perfect memêle im selben Sinne gebraucht, also etwa, ich habe dafür Interesse gefaßt; ebenso für peiþô ich vertraue pepoiþa gleichsam ich habe ein Vertrauen gefaßt; für kradzô ich schreie soll auch kekrâga, also ich habe angefangen zu schreien gebraucht werden; von menô, das man ich bleibe bei etwas erklären kann, heißt das Präteritum memona ich bin bei einer Ueberzeugung stehen geblieben, folglich ich bin gesinnt; von einem proô theilen leitet man das passive Perfect peprômai ich bin zu Theil geworden, bin vom Schicksal bestimmt; amfibebêka heißt ich bin herumgegangen = ich vertheidige. Zu dem Perfectum anôga ich befehle, das etwa den Begriff ich bringe unter meine Gewalt voraussetzt, ist die Präsens- und Wurzelform gar nicht mehr bekannt.

Von lateinischen Präteritalverben sind noch zu merken:

Koipî (coepi) ist der Form nach ein Perfect und hat kein Präsens, es behält aber die Perfectbedeutung ich habe angefangen. Daß das Wort mit kapio verwandt ist, sieht man am gleichbedeutenden i͡nkipio, i͡nkêpî. Das Perfect ôdî hat die Präsensbedeutung ich hasse d. h. ich habe einen Zorn gefaßt; die

Perfectform beruht auf Reduplicazion, weil das Nomen odiü kurzes o hat. Dem Wort ist ein K abgefallen (griechisch kotos oder ekhos) und es ist das gothische χatis Zorn, χatan und χatjan, unser Haß und hassen.

Der gothischen Sprache kommen noch folgende Präteritalverba zu. Das Präteritum mag ich kann, wahrscheinlich ich habe Kraft gewonnen, wozu das Altfränkische den Infinitiv magan zeigt, später schwankt das Wort zwischen megen und mugen, mügen, mögen. Sehr auffallend ist der Begriffsübergang des Können in das neudeutsche Mögen, das eine schwächliche Willensmeinung ausdrückt; ich habe Lust und bin mir darüber nicht klar; ein rechtes Wort für Kinder und moderne Sentimentalität. Das scandische mô vermischt die Begriffe mögen, können, dürfen und müssen, das englische mê, mait schwankt zwischen können und mögen. Ueberall drückt aber das Verbum zugleich den Potenzialbegriff möglich sein aus. Alterthümlich sagt Johannes Müller er mochte für potuit; so haben vermögen und Macht den Grundbegriff festgehalten. Die Wurzel ist auch slawisch, mogą ich kann, moshtshĭ die Macht. — Das gothische môtan hat den Begriff capere in sich fassen, Platz haben und dann können, dann altsächsisch muotan, altfränkisch muosan, woraus müesen müssen und das englische mëst, das Präsens und Präteritum ist. Diese Wörter haben sich durch die Begriffe sollen, mögen in die von genöthigt, gezwungen sein hinübergespielt. Der Uebergang ist nirgends so schwer einzusehen. Die Westslawen haben musili entlehnt. — Villeicht von einem gothischen igan, das gewinnen bedeuten mochte, aber zum griechischen ἔχειν stimmt, kommt äχ ich habe, villeicht ich habe bekommen, Plural ägum, Infinitiv ägan, altfränkisch eigan, woher unser Adjectiv eigen, englisch ôn. Dunkel ist der Begriffsübergang des angelsächsischen ägan haben ins englische ô, ât, das neben habêre auch debêre bedeutet. — Das Präteritum ôg ich fürchte, eigentlich habe Schrecken gefaßt, gehört zu einem Verb agan, wovon agis Furcht übrig ist, altfränkisch egisôn, später eisen Schauder empfinden. — Das Präteritum skal villeicht ich habe die Pflicht übernommen, bin schuldig, muß, dann abstractes Zeichen des Futurum, hat bei uns den Begriff eines schwächeren oder bloß moralischen Zwangs dem physischen müssen gegenüber

angenommen. Es bildet sich schon gothisch einen Infinitiv skulan. Der Hochdeutsche und Holländer hat das Wort durch Ausfall des K in soll, sal entstellt, während Schuld rein bleibt wie das plattdeutsche shöölen. — Das Präteritum dar ich wage, d. h. ich habe mir den Muth gefaßt, hat sich den Infinitiv dòran gebildet. Das Wort stimmt zum griechischen þarreô, þarseô und zum altslawischen dersati wagen; fränkisch giturran, dann türren, schwedisch tòras, englisch där. Mit dieser Form hat sich vielfältig eine andre vermengt, gothisch þarf, Plural þòrbum ich bedarf, habe nöthig, brauche, villeicht ursprünglich ich habe verloren. Bei uns hat sich der alte Begriff in die Composizion bedürfen und das von derselben Wurzel stammende darben (früher bedérben gebrauchen) zurückgezogen, während unser (und das holländische) dürfen jezt der verlornen Form turran succediert hat, doch mit dem Unterschied, daß statt des Heroismus des Wagens der Begriff des rechtlich Erlaubtseins sich unterschiebt. Unsre Volkssprache sagt noch: man darf das nicht für es ist nicht gerathen, das zu thun.

Indem nun manche der gothischen Präteritalverba in den spätern Mundarten verloren gehen, den Begriff verändern oder eine regelmäßige Flexion einführen, so weist doch das Altfränkische einige Verba dieser Art, die der Gothe nicht kennt. Diese sind:

Das Präteritum toug, Plural tugum, unser Präsens ich tauge, villeicht ich habe Kraft gewonnen, bin in Stand gesetzt; angelsächsisch dèaχ, dugan, noch schottisch duχt taugte und englisch douti tüchtig. Taugen ist uns gut sein, dienen, holländisch döjen, schwedisch düüga; unser Tugend. — Ein zweites Verb ist das frankische an ich gönne, villeicht ich habe Neigung gefaßt, wovon schon gothisch ansts die Gunst; aus unnan mit der Vorsilbe ge verbunden wurde günnen und unser Präsens ich gönne. Von derselben Wurzel scheint ein altes Compositum erban (er-be-an?) ich mißgönne.

Eine besondre Beachtung müssen wir schließlich dem Verbum wollen schenken. Eine Wurzel val liegt zu Grund, die im Sanskrit in var oder vri entstellt ist und sich auch im griechischen boulomai zu verstecken scheint. Lateinisches volere zieht sich im römischen Dialect in velle zusammen, tritt aber neuromanisch wieder als volère, französisch vúloar auf, der Spanier

hat es verloren. Der Gothe faßt die Wurzel als vil so, daß die Präsensform formell nicht nur Präteritum (ich habe mich entschlossen oder gewählt) sondern Präteritum Conjunctiv ist, das Wollen immer als ein zukünftiges, also ungewisses auffassend. Es heißt also viljä ich will, wozu ein neues schwaches Präteritum gebildet wird; Infinitiv viljan. Von der ältern Wurzelform val stammt aber das schwache Verbum valjan wählen; vielleicht ist väla wohl auch verwandt. Die Form vil bleibt im scandischen Dialect die herschende für wollen; im Deutschen tritt die Doppelform will und wollen, wollte, englisch uíl und vudd ein; daher unser Schwanken von wohl, willkommen, Wahl. Der Engländer braucht zuweilen ein schwaches uíll und Shakspere sagt uílls er will und dē uílld sie wollten. Im Slawischen ist voliti und veljéti mehr lieber wollen und wählen, aber volja der Willen, das wahrscheinlich ins Italienische gedrungen ist. Wir bilden für will jezt einen neuen Conjunctiv wolle; dem gothischen Conjunctiv viljä läßt sich etwa die französische Höflichkeitsform völjē vergleichen.

Von slawischen Wurzeln nimmt also nur vidjéti und vjédjéti an der Präteritalverrückung Theil; in den neuern Dialecten wird ohnehin das Präteritum durch ein Particip vertreten.

Das Verbum sein.

Was die Verbal-Paradigmen betrifft, so müssen wir auf eine besondre historische Ausführung verweisen; eine Ausnahme läßt sich nur etwa mit dem uns interessantesten verbum substantiale machen, das, soweit es aus den Wurzeln as und pa gezogen ist, keiner indisch-europäischen Sprache fehlen kann, und welches wir hier nach unsern sechs Hauptstammsprachen zusammenstellen wollen, und zwar in der Ordnung, wie sie chronologisch uns überliefert sind; das wäre also Sanskrit, dann Hellenisch, Latein, Gothisch, Altslawisch und Neupersisch. Dazu führen wir noch die lettischen, armenischen und arnautischen Hauptformen an:

1) Indisch.

a) Wurzel as.

Präsens.

sg.	asmi	asi	asti
pl.	smas	stha	santi
d.	svas	sthas	stas

Potenzial.

sg.	sjâm	sjâs	sjât
pl.	sjâma	sjâta	sjus
d.	sjâva	sjâtam	sjâtâm

Imperativ.

sg.	asâni	êdhi	astu
pl.	asâma	sta	santu
d.	asâva	stam	stâm

Augment-Präteritum.

sg.	âsam	âsîs	âsît
pl.	âsma	âsta	âsan
d.	âsva	âstam	âstâm

Reduplicierte Präteritum.

sg.	âsa	âsitha	âsa
pl.	âsima	âsa	âsus
d.	âsiva	âsathus	âsatus

Aus den Medialformen nur das Imperfectum.

sg.	âsi	âsthâs	âsta
pl.	âsmahi	âddhvam	âsata
d.	âsvahi	âsâthâm	âsâtâm

Präsensparticip san seiend, Accusativ santam, Feminin satî.

b) Wurzel pa, hier bhu und diphthongiert bhav.

Präsens.

sg.	bhavâmi	bhavasi	bhavati
pl.	bhavâmas	bhavatha	bhavanti
d.	bhavâvas	bhavathas	bhavatas

Imperfect.

sg.	abhavam	abhavas	abhavat
pl.	abhavâma	abhavata	abhavan
d.	abhavâva	abhavatam	abhavatâm

Eine Aoristform lautet: abhûvam, abhûs, abhût.

Perfect.

sg.	babhûva	babhûvitha	babhûva
pl.	babhûvima	babhûva	babhûvus
d.	babhûviva	babhûvathus	babhûvatus

Futurum.

sg.	bhavishjâmi	bhavishjasî	bhavishjati
pl.	bhavishjâmas	bhavishjata	bhavishjanti
d.	bhavishjâvas	bhavishjathas	bhavishjatas

Imperativ.

sg.	bhavâni	bhava	bhavatû
pl.	bhavâma	bhavata	bhavantu
d.	bhavâva	bhavatam	bhavatâm

Particip: bhavan seiend, bhûtas der Gewesene. Periphrastisches Futur: bhavitâras (futûri sunt). Futurparticip: bhavishjan, bavishjanti. Präteritalparticip: babhûvushî gewesen seiend.

Diese Formen werden uns zur Vergleichung genügen.

2) Griechisch.

a) Wurzel as, hier aș.

Präsens.

sg.	eimi	eiș, ei	ești
pl.	eșmen	ește	eiși
d.	—	eșton	eșton

Conjunctiv.

sg.	ô	êiș	êi
pl.	ômen	ête	ôși
d.	—	êton	êton

Optativ.

sg.	eiên	eiêș	eiê
pl.	eiêmen, eimen	eiête, eite	eiêșán, eien
d.	—	eiêton	eiêtên

Imperativ.

sg.	—	ișþi	eștô
pl.	—	ește	eștôșan, eștôn

Infinitiv: einai. Particip: ôn, oușa, on. Genitiv: ontoș.

Imperfect.

sg.	ên	êș, êșþa	ên
pl.	êmen	ête, êște	êșan
d.	—	êton, êșton	êtên, êștên

Medialfutur.

sg.	eșomai	eșêi, eșei	eșetai, eștai
pl.	eșomeþa	eșeșþe	eșontai
d.	eșomeþon	eșeșþon	eșeșþon

Dazu der Infinitiv: eșeșþai. Particip: eșomenoș. Verbal-Adjectiv: eșteon. Ein mediales Imperfect ist êmên und ein medialer Imperativ II sg. eșo.

b) Wurzel pa, hier fu.

Sie bedeutet im Präsens erzeugen und geht regelmäßig; Präsens fuô, Imperfect efuon. Dagegen der Aorist efûn, Infinitiv fûnai, Particip fûs bedeutet entstehen, ebenso das Medium fuomai; das Perfect pefûka drückt den einfachen Begriff ich bin aus und das Adjectiv futoș gewachsen.

3) Römisch.

a) Wurzel as, hier aș.

Präsens.

sg.	șũ	eș	eșt
pl.	șumus	eștiș	șunt

Conjunctiv.

sg.	şĩ (şiẽ)	şĩş (şiêş)	şit (şiet)
pl.	şîmuş	şitiş	şint

Imperfect.

sg.	erã	erâş	erat
pl.	erâmuş	erâtiş	erant

Conjunctiv.

sg.	eşşẽ	eşşêş	eşşet
pl.	eşşêmuş	eşşêtiş	eşşent

Futur.

sg.	ero	eriş	erit
pl.	erimuş	eritiş	erunt

Imperativ.

sg.	—	eş, eşto	eşto
pl.	—	eşte, eştôte	şunto

Infinitiv: eşşe. Particip: enş, entiş; in der Composizion aber şenş, şentiş für alle Geschlechter. Leztere Form ist die echte, naturwüchsige; die erste haben erst die Philosophen dem griechischen ôn, ontos analog gebildet, weil das einfache şenş nicht volksüblich war.

b) Wurzel pa, hier fu.

Das Präsens fuo ist ungebräuchlich, im Conjunctiv selten fuã, fuãş, fuat und fuant. Perfect: fûvî oder gewöhnlich:

Perfect.

sg.	fuî	fuiştî	fuit
pl.	fuimuş	fuiştiş	fuêrunt, fuêre

Conjunctiv.

sg.	fuerĩ	fuerîş	fuerit
pl.	fuerimuş	fueritiş	fuerint

Plusquamperfect.

sg.	fuerã	fuerâş	fuerât
pl.	fuerâmuş	fuerâtiş	fuerant

Conjunctiv.

sg.	fuişşẽ	fuişşêş	fuişşet
pl.	fuişşêmuş	fuişşêtiş	fuişşent

Futur. exact.

sg.	fuero	fuerîş	fuerit
pl.	fuerimuş	fueritiş	fuerint

Infinitiv Präteritum: fuişşe. Vom verlornen Particip futuş abgeleitet das Particip Futur futûruş.

Von einem Nebenstamm so besteht ein Imperfect Conjunctiv forẽ, foreş, foret und forent und ein Infinitiv Futur fore. Aus dem umgelauteten Stamm fi stammt das Verbum fio, fierî werden.

4) Gothisch.

a) Wurzel as, hier aş.

Präsens.

sg.	im	iş	işt
pl.	şijum	şijuþ	şind
d.	şijû	şijutş	—

Conjunctiv.

sg.	şijå	şijäş	şijä
pl.	şijäma	şijäþ	şijäna
d.	şijäva	şijätş	—

Das übrige fehlt. Für die II sg. ist die scandische Entstellung èrt, für III èr und Plural èru zu merken, woraus das englische årt und år stammt. In den fränkischen Dialecten kommt später ein Infinitiv şîn und das Particip geşîn vor, jünger aber ist das Particip seiend und der aus dem Conjunctiv genommene Imperativ sei.

b) Wurzel pa, hier bi.

Sie kommt im gothischen und im scandischen Stamme nicht vor, wohl aber im sächsischen und fränkischen. Altsächsisch blum und altfränkisch bim, später bin ich bin, bişt du bist, auch birumêş wir sind und birut ihr seid. Im Angelsächsischen drückt die Form bèo, biþ, Plural bèoþ häufig das Futurum aus, Conjunctiv bèo, Plural bèon, Imperativ bèo, Plural bèoþ, Infinitiv to bèonne (zu sein) und Particip bèonde. Aus diesen Formen hat der Engländer seinen Conjunctiv bî, bîst, bî, Imperativ bî, Infinitiv bî und die Participien bîiŋ und binn.

Alles Fehlende wird aus der Wurzel vaş, vişan genommen.

5) Slawisch.

a) Wurzel as.

Präsens.

sg.	jesmĭ	jesi	jestĭ
pl.	jesmŭ, jèsmŭi	jeste	soŋtĭ
d.	jesvjé	jesta	jesta

Particip.

sg. m. süi	f. soŋshtshi	n. süi
pl. soŋshtshe für alle Geschlechter.		
d. soŋshtsha	f. soŋshtshi	n. soŋshtshi

b) Wurzel pa, hier in drei Gestalten.

1) Nasal boŋ, mit T abgeleitet:

Futur.

sg.	boŋdoŋ	boŋdeshi	boŋdetĭ
pl.	boŋdemŭ	boŋdete	boŋdoŋtŭ
d.	boŋdejé	boŋdeta	boŋdeta

Imperativ.

sg.	—	boŋdi	boŋdi
pl.	boŋdjémŭ	boŋdjéte	boŋdjéte
d.	boŋdjévjé	boŋdjéta	boŋdjéta

Futurparticip.

sg. m. boŋdoŋshtshĭ	f. boŋdoŋshtshi	n. wie masc.
pl. boŋdoŋshtshe für alle Geschlechter.		
d. boŋdoŋshtsha	f. boŋdoŋshtsh	n. ebenso.

2) Diphthongform bŭi.

Präteritum.

sg.	bŭiχŭ	bŭi	bŭi
pl.	bŭiχomŭ	bŭiste	bŭisheŋ
d.	bŭiχovjé	bŭista	bŭista

Particip Activ Präteritum.

sg. m. bŭilŭ	f. bŭila	n. bŭilo
pl. bŭili	bŭilŭi	bŭila
d. bŭila	bŭiljé	bŭiljé

Präterital-Gerundium.

sg. m. bŭivŭ	f. bŭivŭshi	n. bŭivŭ
pl. bŭivŭshe für alle Geschlechter.		
d. bŭivŭsha	f. bŭivŭshi	n. ebenso.

Passiv-Particip.

sg. m. bŭvenŭ	f. bŭvena	n. bŭveno
pl. bŭveni	bŭvenŭi	bŭvena
d. bŭvena	bŭvenjé	bŭvenjé

3) Diphthongform bjé.

Präteritum.

sg.	bjéχŭ	bjé	bjé
pl.	bjéχomŭ	bjéste	bjéχoŋ, bjésheŋ
d.	bjéχovjé, bjésvjé	bjéχota, bjésta	ebenso.

Dazu kommt noch das Iterativ-Präteritum bjéjaχŭ oder contrahiert bjaχŭ, bjéjashe oder bjashe u. s. w.

Wir schalten hier die lettischen Hauptformen ein.

Die III sg. vertritt zugleich pl. und dual.

1) Wurzel as.

Präsens.

sg.	esmi	essi	esti
pl.	esme	este	(esti)
d.	esva	esta	(esti)

Particip: esas, esanti, seiend.

b) Wurzel pa, hier bu.

Präteritum.

sg.	buvau	buvai	buvo
pl.	buvome	buvote	(buvo)
d.	buvova	buvota	(buvo)

Entspricht dem griechischen Imperfect oder Aoristus II.

Futurum.

sg.	busu	busi	bus
pl.	busime	busite	(bus)
d.	busiva	busita	(bus)

Entspricht dem griechischen Futur.

Infinitiv: buti. Particip: busęs, busenti (futurus, futura), buvusi gewesen seiend.

6) Persisch.

a) Wurzel as.

Präsens.

sg.	em	î	est
pl.	îm	îd	end

b) Wurzel pa, hier bu.

Präsens.

sg.	buvem	buvî	buved
pl.	buvîm	buvîd	buvend

Ein zweites Präsens ist aus dem indischen Futur bhavishjâmi contrahiert und lautet:

sg.	bâshem	bâshî	bâshed
pl.	bâshîm	bâshîd	bâshend

Imperativ sg. II bû und bâsh, III buvâd und bâd.

Präsensparticip: buvendeh, bâshendeh und bâshâ.

Präteritum.

sg.	bûdem	bûdî	bûd
pl.	bûdîm	bûdîd	bûdend

Optativ.

sg.	bûdemî	bûdî	bûdî
pl.	bûdîmî	bûdîdî	bûdendî

Infinitiv: bûden, auch buden und bûd.

Präteritalparticip: bûdeh.

Im Armenischen lautet die Wurzel as:

Präsens.

sg.	jem	jes	ê
pl.	jemχ	êχ	jen

Imperfect.

sg.	êi	êir	êr
pl.	êaχ	êiχ	êin

Imperativ II sg. jer, pl. êχ und jerûχ.

Infinitiv: jel und jeloh.

Präsensparticip sg. jeal und jeloh, pl. jealχ und jelòz.

Futurparticip: jeloz.

Die Wurzel pa in einem zweiten Verb, Infinitiv kol, zu suchen scheint mir zu gewagt.

Im Arnautischen lautet die Wurzel as folgendermaßen:

Präsens.

sg.	jam	jé	është
pl.	jémi	jíni	jíane

Eine Conjunctiv- oder Futurform wird so angegeben:

sg.	jém	jéts, jéshë	jétë, jéshë
pl.	jémi, jéshem	jéni, jéshetë	jénë

Ein zweifelhaftes Imperfect:

sg.	íshna	ísbnë	íshtë, ish
pl.	íshnimë	íshnitë	íshninë

Eine Form jénë wird sowohl als Infinitiv wie als Präteritalparticip angegeben.

Einige andre mit K anlautende Formen wage ich so wenig hier als im Armenischen mit der Wurzel pa zu identificieren.

Dritter Abschnitt.

Der Nominalorganismus.

Daß dieselbe Wurzel Verbal- und Nominalformen aus sich hervortreibt ist bekannt; wir erkennen ihre zweiartige Flexionsrührigkeit; zwischen der zoophyten Bildung treiben sich vegetative Keime hervor, die einen schwächern gebundnern Organismus verrathen. Die Verbalformen hat der Begriff der Subjectivität hervorgetrieben, nur die Verbalform kann jede Sprachäußerung beleben, eine einzige Verbalform kann einen vollständigen Satz ausdrücken, dagegen ohne Verbalbegriff ist kein Sprachsatz geschlossen, selbst die einfachste Nominalverbindung „der schöne Tag" wird ein vollkommenes Urtheil nur durch die darin liegende Copula „der Tag ist schön," also durch das Substanzialverbum. Wir haben gesehen, daß das Verbum aus dem ich und du das objective es ausscheidet oder vielmehr das geschlechtlose ungrische ő, dieses ist der Anfang der Nominalbildung, es ist das Object, mit dem die Sprache operiert. Das grammatische Subject ist also immer ein Object. Die organischen Funczionen, die sich am Object herausstellen und den Nominalorganismus ausmachen, sind nun folgende: 1) Mit dem Verbum gemein behält das Nomen den Numerus, Singular, Plural und Dual. 2) In unsrem Sprachkreiß hat das Nomen vor dem Verbum voraus den Proceß der Sexualität. Beim Semiten ist schon das Verbum sexuell gebildet, beim Mongolen ist es nicht einmal das Nomen. Unrichtig nennt die Grammatik diesen Proceß das Genus. 3) Genus nenne ich vielmehr die Differenz, welche die logische Funczion des Nomen zu Tage bringt; das Nomen ist entweder Prädicat und sexuell gespalten, weil es für alle Subjecte gerecht sein muß;

und zerfällt hier wieder in zwei Classen, Quantitätswörter und Qualitätswörter; oder es ist grammatisches Subject, Substantiv oder Hauptwort genannt und alsdann eingeschlechtig oder vielmehr sexuell fixiert; oder es ist Stellvertreter des Nomen, steht pro nomine, ist Pronomen und zwar ist es sexuell beweglich, so weit es nicht dem verbalen ich und du, sondern der objectiven dritten Person entspricht. 4) Der vierte Proceß, in dem sich die Nominalbildung ausspricht, ist die Determinazion des Nomen, was wir weiter unten erörtern; daran schließt sich 5) die Casusbildung oder das System der Verhältnißbegriffe des Objects und daran wieder 6) die Differenz der Declinazionen, d. h. die Modificazionen, welche die Casusbildung erfährt durch die Wortbildung der Nomenwurzel, je nachdem die Nomenbildung eine primäre ist und sich die Wurzel einfach mit den Flexionszeichen verbindet, oder ob sie durch eine Vocalableitung also auf secundäre Weise mit denselben vereinigt wird. Nach diesem müssen 7) die Vergleichungsgrade des Adjectiv und 8) die Empfindungsformen des Nomen besprochen werden. Das Pronomen aber bleibt einem besondern Abschnitt vorbehalten.

1. Numeralbildung.

Unsre ältesten Dialecte zeigen hier, wie im Verbum, drei Numeri, Singular, Plural und Dual; der leztre wird meistens später aufgegeben als eine überflüssige nähere Bestimmung des Plural, zuweilen mischen sich auch seine Formen mit dem Plural und verdrängen diesen. Die gothische Sprache hat zwar im Verbum einen Dual; im Nomen fehlt er. Manche Sprachen, wie die slawische, brauchen für die paarweisen Leibesorgane als Augen, Ohren u. s. w. Duale statt unsres Plurals; noch begreiflicher wird diß für die Qualitätswörter zwei, beide selbst. Dagegen versteht sich von selbst, daß der Dual überall, wo er im Verbum herscht, auch im Pronomen seine entsprechenden Formen entwickelt hat. Die Hauptfrage wäre aber hier, wie zeichnet die Sprache ihren Plural vom Singular aus? Die einfachste Operazion wäre wie schon erwähnt, die einfache Wiederholung des Worts; bei dieser bleibt aber keine gebildete Sprache stehen; sie kann ja viel leichter durch ein einfaches sich gleichbleibendes

Zeichen die Mehrheit andeuten. So verfährt namentlich der mongolische Sprachstamm; es ist im Ungrischen ein Element K, welches hinter das Wort gehängt, sowohl im Verbum als Nomen den Plural ausdrückt. Unser Sprachstamm kennt aber kein solches Zeichen; denn die Numeralbildung ist bei uns von Anfang mit der Flexion verschmolzen und wird darum durch die verschiedenartigsten Buchstaben ausgedrückt. Da schon der Singular seine Flexionszeichen hat und im Nomen ursprünglich der Nominativ ebenfalls, so kann es geschehen, daß der Plural sich durch Abwerfen eines Consonanten vom Singular auszeichnet, also auf eine dem mongolischen Princip ganz entgegengesetzte Weise (z. B. das lateinische dominus gegen domini); ursprünglich ist aber dennoch die Pluralform eine Erweiterung des Singular. Bei späterer Abschleifung der Sprachen aber, wo die Casusbildung Schaden nimmt und endlich ganz untergehen kann, da kehrt dann die Sprache auf ein mechanisches Princip zurück, indem sie die Ausscheidung der Pluralformen durch ein gleichförmiges Kennzeichen bewerkstelligt. So hat der Perser eine Endung ân für lebende Wesen und eine Endung hâ für leblose, um den Plural zu bezeichnen; der Spanier hat aus den Casuszeichen ein vorherschendes S aufgegriffen, um den Plural zu bezeichnen, der Italiener umgekehrt hat sich an die leeren Vocale festgehalten; der Franzose hatte früher als eine lezte Spur der lateinischen Flexion bei der Mehrzahl der Nomina ein S als Nominativzeichen im Singular und Accusativzeichen im Plural, umgekehrt flexionslose Form für Plural Nominativ und Accusativ Singular (nach bonus, bonū; bonī, bonōs wurde im Süden bons, bon; bon, bons und im Norden bons, bon; bon, bons gebildet); später hat er in der Schrift plurales S durchgeführt, das aber nur ausnahmsweise lebendig oder hörbar wird, während die Pluralität sich durch Artikelformen kennbar machen muß. Die Engländer haben aus der Concurrenz des Angelsächsischen und Französischen das S als Pluralzeichen durchgeführt, lassen aber das Adjectiv ohne Bezeichnung, die Scandier und Deutschen haben noch Flexionsreste und Pluralzeichen in den Consonanten N und R und zum Theil Vocale. Das nähere muß in der Casusbildung sich herausstellen.

2. Sexualbildung.

Die Differenz von Mann und Weib führte die ersten Sprachbildner unsres Sprachstamms zu der allgemeinen Natursymbolik, alle Objecte sexuell zu scheiden; nur eine Minderzahl von Objecten stellte sich ihnen als unbestimmt und zwitterhaft dar und der Indier bezeichnet diese Wortclasse charakteristisch durch Eunuch (klîva); von den Griechen schreibt sich unsre Terminologie, neben Masculin und Feminin ein Neutrum (οὐδέτερον) zu unterscheiden. Die indische Bezeichnung mag sofern richtig sein, als die Neutralform der masculinen am nächsten steht, aus ihr gleichsam abgeschwächt scheint; das Feminin zeichnet sich meistens durch weichere Formen und breitere Vocale aus. Es lag consequent in Rask's System des Mechanismus, daß er die Neutralform als die einfachste voran stellte, um die andern daraus zu bilden, was ihm Bopp doch nicht nachgemacht hat. Während der Mongole keine Sexusdifferenz, der Semite nur Masculin und Feminin kennt, hat unser Stamm also von Anfang drei Sexus gehabt; sie haben sich aber nicht überall erhalten; der Lette hat das Neutrum verloren; die neuromanischen Sprachen haben die Neutralform mit der masculinen vereinigt; der Spanier sagt nur noch lo buéno das gute mit Neutralform, der Franzose muß alle fremden Wörter mit seinem lö (eigentlich das) bezeichnen, wie z. B. le choléra, weil a keine Femininform im Französischen ist. In der dänischen Sprache hat sich das Feminin mit dem Masculin vereinigt und es besteht nur noch ein dem genus commune oder personale gegenüber stehendes neutrum, richtiger impersonale. Im Schwedischen und Holländischen sind die Geschlechter noch einigermaßen unterschieden; in der englischen wie in der persischen und armenischen Sprache giebt es eigentlich gar keine Geschlechtsunterschiede mehr. Im Deutschen bleiben die drei Geschlechter durch die Casus und besonders den Artikel geschieden. Am entschiedensten hat sich wegen ihrer reichen Casusbildung diese Differenz in allen slawischen Sprachen erhalten, was doch wieder in der nahverwandten lettischen Sprache nicht der Fall war.

3. Genusbildung.

Der natürliche einfache Satz geht von seinem Object aus und operiert mit ihm. Die Sprache nahm dieses als den Kern des Satzes und nannte es das Substantivum, das man wieder zu deutsch durch Hauptwort verdolmetschte. Diesem Substantiv, sofern es als ein Subject des Satzes gedacht wird, stellte man als dienendes Prädicat das Adjectiv zu deutsch Beiwort gegenüber. Das Adjectiv bezeichnet also zunächst eine Qualität des Substantives. Die Dialectik der Begriffe Subject und Prädicat hat aber Hegel sehr geschickt nachgewiesen. In dem Urtheile: die Rose ist roth, blätterreich, wohlriechend u. s. w. erscheinen die Adjective als einzelne Qualitäten, die im Begriff der Rose zusammengefaßt sind; daher erscheint nun dem Grammatiker das Substantiv als das vornehmere Wort; dagegen ist zu erinnern, daß Rose ein sehr vermittelter untergeordneter Speciesbegriff ist, während die Qualität roth zu den einfachsten Gesichtsaffeczionen gehört, denn es ist eine der drei Grundfarben, ohne deren Vermittlung unser Auge kein Licht sieht. So bezeichnen wir bekanntlich mit den Qualitäten gut, schön, wahr Begriffe, die durch ihre Allgemeinheit alle Substantivbegriffe übertreffen, im Begriff selbst über dem Verbum stehen. Der Adjectivbegriff ist das älteste Nomen; man könnte sagen, jedes Adjectiv könnte zuerst ein Individuum bezeichnet haben, also als nomen proprium, erst durch Vergleichung wurde es als eine Qualität fixiert und wurde hiedurch appellatives Sexualwort. Formell aber bleibt in der Grammatik das Verbum das vollendete Wort, das Adjectiv hingegen ist das vornehmste Nomen und steht weit über dem Substantiv. Man könnte das Substantiv ein verstümmeltes oder nicht fertig gewordenes Adjectiv nennen. Die Zahl der Substantive einer Sprache ist aber gänzlich unbeschränkt, jedes fremde Wort kann als ein neuer Begriff in diesem Sinn hereingenommen werden und wir brauchen seine Natur hier nicht weiter zu characterisieren. Die Eigenthümlichkeit des Adjectivs dagegen ist, daß es hermaphrodit ist oder vielmehr dreigeschlechtig; es stellt den Sexus an sich selbst vollständig dar, der an den Substantiven zersplittert und isoliert fixiert erscheint. Es hat aber nicht nur hiedurch eine dreifache

Flexion erreicht, sondern es ereignet sich noch eine Differenz der völligen und abgeschwächten Flexionen, die die Sprache zu verschiednen Zwecken verwendet, woraus wir eine sechsfache Declinazion hervorgehen sehen; diese Differenz ist freilich nur in einzelnen Stämmen, dem slawischen und germanischen zur Ausbildung gekommen und vielfach wieder untergegangen. Außerdem hat es noch den sogenannten Steigerungsbegriff voraus.

Hier ist aber zu bemerken, daß in die Classe der Adjective nicht nur die Qualitätswörter, sondern auch die Quantitätswörter gehören. Die Zahlen sind ursprünglich Adjective, durch ihren vielfachen Gebrauch sind sie aber großentheils abgeschliffen worden und haben dann ihre Flexionen abgelegt; das Zahlwort hat sich grammatisch emancipiert, ja es hat dann den Schein, als ob es sein Substantiv beherschte und in den Dual, Plural zwingt, was namentlich im slawischen auffällt, wo die Zahl sich als Substantiv geriert und das folgende Nomen in den Genitiv, theils des Singular, theils des Plural zwingt; der letztere Fall kommt auch bei uns vor, z. B. drei der Männer; dagegen hat die Flexionslosigkeit des Zahlworts auch bewirkt, daß wir in gewissen Zahl- und Maßbestimmungen selbst das Substantiv ohne Flexion lassen, wie in drei Mann, sechs Fuß u. dgl. Wir müssen die wichtigsten Quantitäts- und Qualitätswörter näher ins Auge fassen.

a) Quantitätswörter.

Zahlen gehören zu den ältesten und unentbehrlichsten Wörtern der Sprache, sie bleiben daher in hohem Grade stabil und ihre Formen lassen sich durch alle Glieder unsrer Stammsprache hindurch verfolgen und vergleichen. Unser Zahlsystem besteht, wie unsre Finger, aus der Decade, es sind also zehn Grundzahlen, die die Logik aus der Null und Einheit deduciert; dazu kommt aber noch ein Ansatz zum Dodecadensystem, indem die Sprache für 11 und 12 uralte Verbindungen contrahiert; auch finden sich dann Sammelzahlen für größere Ganze wie 20, 40, besonders aber für die Decadenbegriffe 100, 1000, 10,000, 1,000,000.

Das Wort Null haben wir von den Romanern entlehnt, während diese sich des arabischen zero für diesen Negativbegriff bedienen. Wir können auch noch den Begriff halb hier voranschicken; die indische Grundform ist sâmi, griechisch hêmi, lateinisch

sêmi; Bopp leitet es vom Pronomen sama, gleich, derselbe. Die neuromanischen Formen sind von mediû, Mitte, geleitet, wie das französische dömi. Die gothische Form χalbs, halb, hat Bopp sehr sinnreich von einer Wurzel ka geleitet, die mancus bedeuten soll, und von welcher das gothische χäχs, einäugig, lateinische koekus, blind (aus ka und okus Auge), so wie das lat. kokles und durch Entstellung das griechische kuklops (von ops Auge) stammt; den zweiten Theil der gothischen Wurzel soll lban übrig bleiben liefern; dasselbe ka scheint dem χalts lahm, χanfs verstümmelt (das mit dem scandischen χnefi Faust componiert sein mag) villeicht auch χalks arm zu Grund zu liegen; die Contraczionen dieser Formen müssen uralt sein. Das slawische Wort für halb ist polŭ, was Miklosichts mit indischem para (alius, ulterior) und pâra (finis) verbindet.

1. Die Zahl 1 tritt unter verschiednen Gestalten auf, die doch in der Regel anlautenden Vocal haben, welcher vorherschend e ist. Das indische êka ist mit k abgeleitet; persisch jek, armenisch jes; griechisch sollte die Form wohl ens heißen, hat sich aber regulär aufgelöst und falschen Spiritus angenommen, also heis, henos; daneben kommt ein ios, ia, ion vor; von der ältern Gestalt sind auch oios, oinos allein gebildet. Letzteres führt aufs altlateinische oinus, das sich in ûnus auflöste, französisch in õ; dieselbe Grundform ist das gothische äins, in den spätern Dialecten ên, ein, ein, englisch aus ân villeicht dialectisch oan, zulezt uënn. Die slawische Form ist mit D-Ableitung jedinŭ, russisch odín, adín; die lettische mit vorgeschobnem V vienas, die arnautische një. Eine ganz andre Wurzel scheint das griechische Feminin mia (neben ia) zu haben, und es stimmt zu monos allein, einzig und zu den armenischen Formen der Zahl 1, welche mi, min, mên und mû lauten. Von dieser Zahl wird neuromanisch und germanisch der unbestimmte Artikel gebildet, der englisch in der Abkürzung än, ä oder bloß ë erscheint, neugriechisch änas. Die Altgriechen, Römer und Sslawen kennen diesen Gebrauch nicht. Im Englischen wird von ân genitivisch ânes die Form uëns einmal geleitet, der unser einst (mit falschem T) entspricht; für diesen Begriff hat der Gothe simle, das mit lateinischem semel einmal und simŭl zugleich nebst similis, dem griechischen hama und indischen sama gleich entspricht.

2. Indisch dva und dvi, griechisch duo, attisch ðuó, lateinisch duo, romanisch dûe, dos, dŏ; gothisch sexuell tvä, tvôs, tva, slawisch dva, lettisch dvi und du, persisch dû, arnautisch di. Das armenische jerg versteh' ich nicht. Die Grundsprachen declinieren diese Zahl, gewöhnlich nach der Dualform; der Gothe hat ein distributives tvixnä, aus dem das deutsche Masculin tsvêne hervorgeht, dem sich tsvô als Feminin gegenüberstellt, die aber beide durch das Neutrum tsvei verdrängt werden; der Engländer hat aus två tû aufgelöst. Den Begriff zweimal drückt der Grieche anstatt dvis durch dis aus, der Lateiner aber verhärtet das dv in bis und dieser Form entspricht das altdeutsche tsvir, zwier. Der Engländer hat nach angelsächsischem tviva der ersten Zahl analog tuáis zweimal gebildet. Für den bestimmten Begriff diese zwei hat die Sprache ein besondres Wort, indisch ubha, slawisch oba, griechisch amfó, lateinisch ambo, gothisch einsilbig bä, Neutrum ba, daneben ein substantivisches bajôþs beide, englisch bôþ. Dagegen mit einer G-Ableitung angelsächsisch bêgen, dänisch begge. Der Spanier hat ambos, der Italiener componiert ambedûe. Auch diese Form wird früher gewöhnlich dualisch decliniert.

3. Indisch tri, griechisch treis, lateinisch três, tria, romanisch trê, tróa, gothisch þris, þrija, deutsch dri, drei, mit dem alten Neutrum driu, drù, schwäbisch drui, englisch þri, scandisch trê; slawisch, lettisch, arnautisch tri. Verdorben ist das persische seh und armenische jerr. Dreimal heißt griechisch tris, lateinisch verkürzt ter, angelsächsisch þriva, englisch þrais, deutsch kommt wohl drir vor.

4. Die Grundform ist kvatvar, villeicht redupliciert aus kvakvar? Der Grundform am nächsten steht das lateinische kvatuor, in Composizionen kvadru-pês, romanisch kvâtro, katr'; lettisch keturi, arnautisch katër, indisch tshatvâr oder tshatur, altslawisch tshetüiri, aber im Collectivum tshetvero vollständiger erhalten, ebenso in der Ordinalzahl tshetvrütüi, russisch tshetvértoii. Persisch gilt tshehâr und tshâr, armenisch tshorχ, tshors und χarr für 4. Griechisch tettar, tessaes, tessara, äolisch pisures. Gothisch fidvôr und fidur, deutsch fior, vier, englisch aus féover fôr, schwedisch fâra. Viermal verkürzt der Lateiner in kvater wie die Ordinalzahl in kvartus.

5. Die Grundform scheint eine Reduplicazion kvaŋkvan, dem wieder am nächsten das lateinische kviŋkve, während die Ordinalzahl kvintus von der einfachen Wurzel stammt, italienisch tshiŋkve aber kvinto, französisch sǎk. Die indische Form ist pantshan, pantsha, persisch pendsh (woher der Punsch seinen Namen hat), die griechische pente, äolisch pempe, die gothische fimf, die deutsche fineff, fünf, die englische aus fif faif, die scandische aus fimm fem, die slawische peŋtĭ, russisch pjatj, pätj, die lettische peŋki, die armenische hiŋk oder hhiŋkχ, die arnautische pêsë.

6. Die Grundform ist schwer zu bestimmen, zwei S und ein K müssen in dem Worte sein. Da das Zend seltsam ksvas zeigt, so glaubt Bopp aus kshash sei das indische shash verkürzt, ebenso persisch shesh, lettisch sheshi, slawisch mit einer T-Ableitung shestĭ. Die westlichen Sprachen nehmen aber den Guttural in die Mitte des Worts, daher das römische ṣeks, griechische heks und gothische ṣèχṣ. Entstellt ist das arnautische jashtë oder gjashtë und das armenische vjøz, die aufs Zend zurückweisen.

7. Wurzel scheint sap, davon mit einer Art Superlativendung tam, indisch saptan und sapta, lateinisch ṣeptẽ, lettisch septyni. Die Zendform hapta giebt das persische heft, griechische hepta. Von der einfachen Wurzel mit bloßem N geleitet ist das gothische ṣibun, angelsächsisch ṣeofon und ohne die Endung das scandische ṣiö. Dagegen scheint der Labial der Wurzel in T geschwächt und die Nasalendung beibehalten im slawischen sedmĭ, dessen Entstellung das armenische jeuthn darstellt. Arnautisch shtâtë.

8. Wurzel ak, mit T-Ableitung griechisch oktô, lateinisch okto, gothisch aχtâ, angelsächsisch èaχta, scandisch atta oder åta, armenisch vuth und vuthχ. Der Indier hat für das K Zischlaut ashtan, lettisch ashtûni, persisch mit falschem H hesht, arnautisch mit T tëtë. Allen andern entgegen nimmt der Sslawe zur Wurzel bloße Nasalendung osmĭ.

9. Wurzel nav, die mit navas neu verwandt scheint (νεος, novus, gothisch niujiṣ), indisch navan, lateinisch novẽ, gothisch niun, griechisch mit Vocalvorschlag (villeicht ἐν ein) und ohne V ennea, armenisch inn, persisch neh, arnautisch nëntë. In den sächsischen Sprachen findet sich mit G nigon, holländisch näjen.

Obgleich aber die Sflawen und Letten den Begriff neu (novŭ, naujas) wie wir bezeichnen, so haben sie doch im Zahlwort statt des N-Anlauts ein D, lettisch devyni, slawisch mit T-Ableitung deveηtĭ, später devètj. Diese Erscheinung ist noch unerklärt und ein Eindringen des D-Anlauts aus der folgenden Zahl zu seltsam.

10. Grundform tak mit Nasalableitung, also takam. Davon lateinisch dekẽ, in Composizion dekĭ, griechisch ∂eka, persisch deh, gothisch tèχun, deutsch tsèχan zehn, scandisch tíu; dagegen mit Auflösung des Guttural in Zischlaut indisch daṣan, armenisch dasn und mit T-Ableitung lettisch deshimt, slawisch deseηtĭ, später desètj, arnautisch djêtë.

11. 12. Die merkwürdigsten Contraczionen sind einmal vom lateinischen undekĭ, duodekĭ u. s. w., das castilische ónze, dóze, tréze, katórze, kinze, das französische õs, dũs, träs, kátors, kãs und säs und von italienischem dotsína unser Dutzend, englisch dësn. Sodann die gothischen Formen änlif und tvalif, altdeutsch einlif und tsvelif unser elf und zwölf, die Grimm aus 1 und 2 mit der Wurzel lib (λειπω) ableiten wollte. Bopp hat den Zusammenhang nachgewiesen. Die Wurzel tak 10 erweicht sich in ∂ak und lik, daher das lettische vienolika, dvylika, dieses k hat sich germanisch in p geschwächt und in F aufgelöst.

Der Zehner in der Multiplicazion wird nun durch eine Wurzel kant ausgedrückt, was Bopp für eine Abkürzung aus takant also Ableitung aus der Wurzel tak hält. So heißt 20 für dvakant lateinisch vīgintī, griechisch eikati, eikoṣi, indisch mit einem Nasallaut vĩṣati, persisch für dvist bist; die armenische Contraczion χsan steht für dvadasan, die folgenden Zehner sind auf sûn gebildet. Der Arnaute hat eine Form set für 20 und setzt damit njëset (ein zwanzig) und dïset (40) zusammen. Für 30 sagt der Grieche triakonta, der Römer triginta, der Perser hat ein verkürztes st. Der Indier verkürzt von 60 an sein ṣati in bloßes ti, also shasti 60, saptati 70 u. s. w. Die Letten und Sflawen bilden die Zahlen regelmäßig mit 10; der Gothe bildet von 20—50 mit der Endung tiguṣ die = decas und von Bopp mit Recht für eine Nebenform von tèχun gehalten wird, daher aus tsvên-tsig, drî-tsig unser zwanzig, dreißig. In den scandischen Sprachen ist aus tu-tugu, das in tuttugu (20) contrahiert wird, die Form tshüügü, tüve abgekürzt worden. 60 fehlt

gothisch. 70—90 wird bei Ulfilas durch die Form tėχund gebildet, die sichtbar von tėχun stammt und 100 wird so mit sich selbst componiert, tėχun-tėχund, altfränkisch tsėχantsog wie wenn wir zehnzig sagen wollten. Der Perser hat überall eine T=Endung, die der Decade angehört, welches T einmal zu L wird und einmal in stummes H aufgeht.

Nun wird aber die Wurzel kant aufs neue für 10 mal 10, also 100 gebraucht und zwar in der Form kantam; lateinisch mit Umlaut kentū, in der Composizion dukentī aber kviɳgentī, arnautisch kint oder kxint, griechisch aus ἐν κατον componiert hekaton, in der Composizion aufgelöst in ϑiakosioi (dis für dvis) gothisch χund, das nur componiert vorkommt in tva-χunda u. s. w. altfränkisch tsvei-χund. Später wird die Ableitung χundrat, hundert in allen germanischen Sprachen herschend. Die östlichen Sprachen aber lösen wieder den Guttural in S=Laute auf, indisch ṣatam, der Perser hat die Wurzel mit dem arabischen Laut in zad gebildet, das freilich jezt sad lautet; der Lette hat die Ableitung shimtas, der Sslawe hat sūto, das sich später in sto contrahiert (im Genitiv Plural aber noch set lautet). Die armenische Form bhariur ist mir dunkel.

Für die weiteren Sammelzahlen gehen die Sprachen auseinander; 1000 heißt griechisch χilioi, woher χiliaṣ und das südslawische íljada, lateinisch mīlle (woher unser Meile), arnautisch mijë. Vom indischen sahasra Zend hasāra stammt das persische Wort hesār, das armenische bhasar; das gothische ist þūṣundi, altfränkisch dūṣunt, später bei uns unrichtig tausend mit T, dem englischen þousänd und schwedischen tüüsėn gegenüber. Dasselbe Wort haben die Letten in der seltsamen Form tukstantis, altslawisch heißt es tüisoɳshtsha, russisch týsätsha. Für 10,000 haben die Griechen das Wort murioi, die Armenier piur, die Sslawen das Wort tĭma später tma, was eigentlich Finsterniß, indisch ṭamas, lateinisch tenebrae bedeutet. Für 1,000,000 das romanische milliône.

Die Ordinalzahlen sind völlig flectierte Adjective. Die 1 ist fast überall von der Partikel pra, pro, vor abgeleitet und zwar mit dem Suffix tama, das auch im Superlativ gebraucht wird wie im Indischen prathamas, oder bloß mit dem ersten Theil der Ableitung wie das griechische prōtoṣ, oder bloß mit

dem zweiten wie das lateinische primus, lettische pirmas, gothische frums, oder bloß mit einem V abgeleitet, wie das slawische prïvüi, russisch pérvoii oder mit st abgeleitet, also ebenfalls superlativisch im scandisch-sächsischen fürst, englischen först. Nur der Deutsche hat vom gothischen èr, altfränkischen êr prius den Superlativ êrist, der erste, gebildet. Der Arnaute sagt pârë. Auch der Perser bildet diese Zahlen mit M; der Armenier mit rt, das aus st zu stammen scheint. Dunkel ist aber die 1., welche beim Perser nuχust, beim Armenier naχ, naχni lautet. Der Arnaute bildet von 2 an mit T dïtë der zweite u. s. w., nur bei 20 mit M njëśétmë.

Für die 2 hat der Indier die Ableitung dvitïjas, was eine Comparativendung scheint wie das griechische von duô ðeuteros; aus dva abgekürzt ist das slawische vütorüi, russisch ftoróii, ftaróï. Der Römer sagt alter, das ist alius mit der Comparativendung und diesem entspricht das gothische anþar der andre, angelsächsisch oþer, altscandisch annar, wie noch schwedisch den andre der zweite. Da man aber später die Begriffe ander und zweit unterschied, so bildete sich der Römer von sekvî die Form sekundus (der folgende) castilisch segúndo, französisch sögõ. Dieses einzige Zahlwort sèkkënd nahm auch der Engländer aus dem romanischen auf, während der Holländer und Deutsche sich die Form tvêde; der zweite aus der Grundzahl bildeten, so wie der Franzose noch ein überflüssiges dôśièm.

Für die 3 ist indisch tritïjas, griechisch tritos, lateinisch mit versetztem R tertius, lettisch trêtshias, slawisch tretii, gothisch þridja, der dritte, wovon der Däne trèðie behält, der Holländer und Engländer mit versetztem R dèrde und þörd. Der Franzose bildet ein reguläres tróaśièm und so weiter. Einige weitre Ordinalien haben wir oben angeführt; sie werden durchaus mit T gebildet oder mit dem M wie saptamas, septimus. Die Deutschen schieben vor dem T ein S ein in zwanzigst, hundertst, tausendst, wie das superlative lateinische vigêsimus, griechische eikostos u. s. w., englisch aber tuèntièþ, hëndrëdþ, þouśändþ. Für 8 griechisch ogdoos, lateinisch oktâvus, wo das T zum Stamm zählt wie im Gothischen aχtuda; im deutschen der achte und englischen eighth (nämlich êitþ) muß das T also doppelt verstanden werden; slawisch aber osmüii.

Die Zahlwörter bilden für complicierterere Begriffe zuweilen besondere Formen, wovon wir die wichtigsten erwähnen wollen.

Im Griechischen werden die Zahlen als Substantive gedacht mit aṣ abgeleitet, monaṣ die Einheit, duaṣ, triaṣ, tetraṣ, hebdomaṣ, dekaṣ, woher Decade u. s. w. Multiplicativ sind hapakṣ einmal, von derselben Wurzel wie hama; diṣ und triṣ sind erwähnt, viermal ist tetrakiṣ und mit dieser Endung werden alle folgenden gebildet. Auf die Frage wie vielfach gilt haplouṣ einfach, diplouṣ oder diplasioṣ doppelt u. s. w.

Der Lateiner hat als Distributivform auf die Frage kvotênî? wie viele je? siŋgulî je einer, bînî (von biṣ) je zwei, trînî oder ternî, kvaternî, kvînî, sênî, ṣeptênî, oktônî, novênî, dênî, undênî, duodênî, ternî dênî; vîkênî, trîkêni, kvadragênî; kentênî, dukênî, trekênî u. s. w. Multiplicativ auf die Frage kvotupleks? wie vielfach? ṣimpleks einfach, dupleks, tripleks, kentupleks. Proporzional auf die Frage kvotupluṣ? wie vielmal mehr? simpluṣ, dupluṣ, tripluṣ. Die Wiederholung bezeichnet, kvotieṣ oder kvotienṣ? wie viel mal? davon sind semel, biṣ, ter, kvater erwähnt, die weitern von kviŋkieṣ an mit dieser Endung.

Alle diese complicierten Zahlbegriffe werden in den neuromanischen Sprachen umschrieben. Der Spanier hat für siŋgulî ein verdorbenes séndos. Auch die germanischen haben wenig eigne Formen; nur im Altscandischen findet sich tvennr je zwei, þrennr je drei, fërnir je vier, wovon die Neuscandier noch tvènne und trènne besitzen, die sie aber einfach für 2 und 3 gebrauchen. Für singulus bietet das deutsche ziemlich dunkle Bildungen aus ein, wie einitsig, eintseg, ejntseχt, eintsen und eintsel, wovon sich einzel oder einzeln erhalten hat. Die Form doppelt wurde erst spät aus dem romanischen entlehnt für doppel englisch döbl.

Reicher an solchen Bildungen sind die Sslawen. Im Altßlawischen heißt ein Collectivum von dva 2: dvoi, dvoja, dvoje ihrer zwei, ebenso von oba beide oboi und von tri troi, von tshetüiri aber tshetvero und so peŋtero, shestero, sedmero. Als Substantiva dvoitsa eine Zweiheit, troitsa eine Dreiheit, und von sto 100: sotüi ein Hundert. Die Form bînî wird durch Verdopplung dva dva, wie im Griechischen durch duo duo und in Süddeutschland durch zwei und zwei ausgedrückt. Speciell

entwickelt ist dieser Zahlbildungstrieb in der polnischen Mundart; hier heißen die Collectivzahlen dvóje, tróje, tshvóro, pjentsóro (böhmisch tróji, tshtvéri, páteri), sodann Multiplicativa auf die Frage ilorákí wie vielerlei? dvojáki, trojáki, tshvoráki, pjentsoráki u. s. w. und Proporzinalia podvóinė oder dvoistė doppelt, potróinė oder tróistė dreifach, potshvórnė vierfach, pjentsórnė fünffach und poshústnė sechsfach.

An einige Anomalien in der Zahlbezeichnung wollen wir erinnern. Der Franzose setzt die Cardinalzahl beim Datum, lö vå den zwanzigsten und bei Regentennamen, sharl dîs Karl der zehnte. Wir brauchen sie wenigstens bei der Stundenzahl, um sechs oder um sechs Uhr, obwohl man von vier bis zwölf auch die alte Pluralform viere, fünfe u. s. w. brauchen kann. Anomal ist auch unser halb zwölf für $11\frac{1}{2}$, ähnlich unsrem anderthalb für $1\frac{1}{2}$, dritthalb für $2\frac{1}{2}$ u. s. w. Ferner selbander, selbdritt was ich und ein andrer, ich und zwei andre oder auch nur ihrer zwei, drei bedeutet. Daß wir in dreizehn die kleinre Zahl voran setzen, haben wir mit Griechen und Römern gemein, specifisch deutsch aber ist es bei höhern Zahlen, wie ein und zwanzig für 21; der Lateiner braucht diese Stellung nur, um zu subtrahieren ûn-dê-vîgintî für 19; bekannt ist die französische Umschreibung sóasät-dîs für 70, kátr-vä (vier mal zwanzig) für 80 und kátr-vä-dîs für 90, welche aber noch weit übertroffen wird durch die dänische Art zu zählen, wo für die Zahl 50 halv-tre-sins-tùve (halb drei mal zwanzig, d. h. zwei mal zwanzig und noch ein halbes mal) wieder in haltrèss contrahiert wird; für 60 tre-sins- tùve (dreimal zwanzig) für 70 hal-fjèr-sins-tùve (halb viermal zwanzig) contrahiert halfjèrs; für 80 fîr-sins-tùve und für 90 hal-fèm-sins-tùve contrahiert halfèms. Die Norweger brauchen wie die Schweden die gewöhnlichen Zahlwörter und auch der Franzose sagt in der Rechenkunst septante, octante, nonante. Eine bekannte Streitfrage ist, wenn das neue Jahrhundert anfange, 1900 oder 1901? Mathematisch freilich mit letztrem, aber der Volksanschauung ist der Sprung von 1899 auf 1900 viel interessanter als der andre; darum ist es Kindern seltsam, wenn sie hören, wir leben im 19. Jahrhundert; anschaulicher wäre zu sagen, im Achtzehner Jahrhundert, weil wir die Zahl 18 immer im Datum sehen.

So haben die Portugiesen ein Wort kinjentistö für einen Autor, der die Classiker des 16. Jahrhunderts bewundert und nachahmt; es ist offenbar das Fünfzehner Jahrhundert gemeint, zumal Camoens. Ein ähnlicher Streit herscht über die Frage, ob ein Mensch an dem Tage, wo er zwanzig Jahr alt wird, seinen zwanzigsten oder ein und zwanzigsten Geburtstag feire. Der mathematische Verstand entscheidet sich fürs zweite; die Sache gehört aber vor das Forum der Grammatik, und da fragt sich vor allem, ist Geburtstag identisch mit Tag der Geburt? Betrachtet man das S in geburt-s-tag, das jedenfalls unorganisch ist, als bloßes euphonicum, so kann man es für uneigentliche Composizion (nach Grimm) erklären; Geburtstag ist das Fest, wo der Tag der Geburt im Calender wiederkehrt, und das darum im französischen anniversaire heißt.

Unbestimmte Zahlwörter.

Diese Wörter bilden uns den Uebergang zu den Qualitätswörtern, da sie vollkommene Adjective sind.

1. Den Gegensatz zu dem Zahlbegriff halb bildet ganz. Es sind sehr dunkle Formen, griechisch holoṣ ganz entspricht villeicht dem lateinischen ṣôluṣ oder ṣoliduṣ oder auch ṣaluṣ ṣalvuṣ? Das lateinische tôtuṣ scheint aus dem Pronomenstamm ta redupliciert (oder verdreifacht); integer wird von taŋgo geleitet, unberührt, italienisch intêro, französisch ätiê, englisch èntáir. Unser ganz vergleicht Wackernagel mit griech. ṣaoṣ, lat. ṣânuṣ, gesund; holländisch jansχ; sollte sich diese Form villeicht aus einem altfriesischen gangsè von der Wurzel gâ gehen erklären, das später in ganse übergeht? Es wäre also der Begriff, der in unsrem gäng und gäb liegt; auch der Däne hat ganske angenommen. Eine weiter verbreitete Form wird indisch sa-kala (tôtus) angegeben, das von kalâ Theil stammen soll; davon schreibt sich villeicht das slawische tsjelŭ ganz, das gothisch χälṣ heil, englisch aus χål hôl, scandisch hêl lautet.

2) Der Gegensatz zu eins ist keins. Das Nichtsein oder die reine Negazion wird in unsern Sprachen durch eine Partikel mit N ausgedrückt; sie lautet indisch na, sonst überall ni, ne. Daneben bestehen andre Formen. Den Begriff keiner bildet der Grieche aus der Negazion ouk mit eingeschobnem D, ou-d-enṣ

nicht ein wird oudeis, oder mit seiner Prohibitivpartikel mê mêdeis, oder mit dem Pronomen tis outis und mêtis; der Lateiner aus ne und ullus, das für ûnulus stehen soll, nullus. Die Neuromaner haben aus nek-ûnus die Formen nissûno, niûno, niŋgûno und nenjû gebildet; das französische ókõ dagegen stammt aus alikvis ûnus mit Ausfall der Negazion. Gothisch ni äns-χun heißt nicht irgend einer, das χun ist das lateinische kun in kvikuŋkve. Die spätern deutschen Sprachen verbinden ebenfalls ni mit ên und bilden nên, nein, englisch aus nân nëun keiner, wie das lateinische nôn aus ne ûnũ gebildet scheint. Eine andre Form ist niχ-ein, noχ-ein, die dem romanischen nek-ûno entspricht; daraus verkürzt ist das holländische jên kein. Eine dritte noch unerklärte Form ist statt des N mit D gebildet, romanisch degûn und deutsch deχein, später in dehein, dhein contrahiert und anomal in unser kein übergegangen. Die Scandier haben ein negierendes Suffix gi, davon eingi, jezt iŋŋen keiner; das Neutrum etgi giebt ekki oder ikke, das jezt nicht bedeutet. Dunkel ist intet nichts. Die Sslawen umschreiben keiner durch ni-kŭto nicht wer; daneben haben die Westslawen ein dunkles ƒháden, ƒhádny keiner, das mit jedin 1 componiert ist. Dem deutschen kein gleicht das neugriechische kanênas, kamîa, kanén.

3) Den Gegensatz zum ersten giebt der lezte. Im Griechischen verschiedne Wurzeln, lateinisch ultimus von ulter jenseitig, französisch dèrniê von deretraneus von retro rückwerts. Gothisch aftuma von afta nach hinten. Unser lezt vom gothischen lats, träg, spät, holländisch lâtst, englisch läst. Schwedisch üttèrst der äußerste von ût aus, oder sidst vom gothischen sîþu spät, lauter Superlative, wie das lateinische novissimus. Sslawisch posljêdŭ von sljêdŭ Spur.

4) Als Gegensatz zu eins läßt sich auch alles betrachten. Indisch vishva, slawisch vĭsĭ, das griechische pâs für pants und lateinische omnis stehen isoliert; vom zweiten hât nur der Italiener ônji, onjûno für jeder behalten. Das lateinische kuŋktus hängt mit kuŋkve zusammen. Die Neuromaner haben das lateinische tôtus in diesen Begriff gezogen, tutto, tôdo, tu. Das gothische alls geht durch alle germanischen Sprachen.

5) Alle wieder als einzelne betrachtet giebt jeder. Das griechische hekastos wäre nach Bopp ein Superlativ vom indischen

êka, eins. Lateinisch wird das Fragpronomen kvịs verwendet mit verschiednen Suffixen; auch redupliciert kvịskvịs. Später geht eine dunkle Wurzel ka, kad durch viele Sprachen, neugriechisch kâþe jeder, indeclinabel, ebenso spanisch kâda; aus kâda ûno machte der Franzose tshaskun, shakō und shak, der Italiener tshiaskûno. Die Wörter sind aus kviskve nicht zu erklären; man müßte Influenz aus dem gothischen χvaṣ (quis) annehmen. Aber dasselbe Wort heißt altslawisch kûſhdo, koſhdo, koïſhdo, wo das ſh ein euphonicum ist, also auf kad zurückführt; daraus entspringt neuslawisch kaſhdoï. Das gothische χvaṣuχ ist völlig das lateinische kvịskvc; aus altfränkischem io-ga-liχ (von io immer, ga mit und liχ gleich) entspringt unser jeglich, ebenso vom angelsächsischen älk jeder (aber ülk derselbe), holländisch èlk, schottisch ilk, englisch ltsh jeder; aus ever-ltsh (immer jeder) stammt èvri. Unser jeder, holländisch idër, schweizerisch iëdrë stammt aus io-gi-χvèdar eigentlich jeder von beiden, lateinisch uterkve; angelsächsisch ägχväþer, woraus das englische iaër oder aiaër. Da das R zum Wort gehört, ist der Accusativ jedermann eigentlich richtig, dagegen jeden unorganisch, im holländischen ider ist das R nicht flexivisch.

6) Das unbestimmt eine, irgend eine wird griechisch durch das Pronomen tiṣ ausgedrückt, das dem lateinischen kviṣ entspricht; das lateinische alikviṣ heißt immer ein andrer, darum unbestimmter. Wir sagen ein gewisser (oder gar sichrer), wenn wir einen ungewissen oder unbestimmten meinen. Aus alikviṣ ûnuṣ das romanische alkûno, algúno, aljũ; da es dem Franzosen negativ wird, braucht er kvalis kvt unus = kèlkō. Irgend einer heißt bei Ulfilas ṣumṣ, derselbe Wortstamm wie ṣama derselbe, indisch sama (omnis), englisch sèm, schwedisch samme, slawisch sam, das selbst und allein bedeutet. Das gothische ṣumṣ ist altfränkisch ṣumêr, scandisch ṣumr, angelsächsisch ṣum, so noch englisch sëm, irgend einer und einige, dänisch somme, auch som als Partikel für das Relativpronomen. Aus einer Negativpartikel, nek, noch, wofür Grimm nak annimmt, stammt das scandische nakkvar (mit χvaṣ wer verbunden) für aliquis, daher das schwedische nôgon, nôgre, dänisch nôgen, nôule. Aus io-man unser jemand. Einige griechisch enioi von ên ein; spanisch sagt man los únos, auch der Franzose leſ ō und wir die einen

und die andern. Unser einige ist aus einag, das einzeln, allein ausdrückte. Lateinisch singuli ist mit simul, indisch sama verwandt, das griechische monos villeicht mit mia eine und zugleich mit ĕn componiert (jonisch mounos). Das lateinische ûnikus hat wohl als Nachahmung unser einag, einzig, einzeln geliefert; das Z dieser Wörter ist aber seltsam, man sollte glauben, es sei anomalerweise aus dem Neutrum eins gebildet. Die Schweden haben sich von der Zahl 1 ĕnda geleitet, die Dänen ebenso abnorm ĕnkelt. Für allein braucht der Schwede ĕnsam; im Englischen ălon und lŏn; lezteres scheint mir vom scandischen â loun, schwedisch lönn verborgen zu stammen. Die Sslawen haben für alikvis eine Partikel nje, die dem negativen ni entgegensteht, njekŭto irgend einer; Kopitar will es aus ne vjem kto ich weiß nicht wer erklären; das wäre das altdeutsche ni veis ver, woraus nach Grimm neisver, neisvas ein unbestimmter, unbestimmtes stammt, Hebel's nöumës, aber auch nöumë irgendwo und im schwäbischen Schwarzwald hört man ohne N aimë. Für einige brauchen wir jezt auch das romanische ein Paar (parês, die gleichen). Endlich drücken wir das unbestimmte irgend einer auch durch das abstract gewordene man aus, das uns die Franzosen nachgemacht haben, denn aus homo wurde om, on endlich ō man. Im obliquen Casus müssen wir für diese Form das Zahlwort eins zu Hilfe nehmen; daher sagt unsre Volkssprache: was man einem Gutes gethan hat, soll man nicht vergessen.

7) Der eine führt uns wieder auf den andern, das sich vom zweiten ausscheidet. Das Grundwort ist al und die älteste Form scheint das lateinische alius, daraus assimiliert ist das griechische allos, dagegen mit Comparativbildung das lateinische alter, italienisch altro, spanisch ôtro, französisch ôtr'. Dagegen das L in N geschwächt giebt indisch ana, anja für alius und autara für alter. Schwächung des Vocals von ana giebt das slawische inŭ, russisch innóii, polnisch jinnė oder mit Comparativbildung jinshė. Gothisch kommt die einfache Form alis der andre vor und die Partikel alja außer, als, das einfache Wort ging aber verloren, weil es sich mit alls (omnis) vermischt hätte; Spuren sind noch zu erkennen; altscandisch ella sonst, elja Nebenbuhlerin (?), elligar sonst, altfränkisch elilendi in andrem

Lande, fremd, exiliert, ellende unser Elend; ebenso Elsaß, was die über dem Rhein, jenseits sitzenden bezeichnet; schwedisch èljèst sonst, èllèr oder, angelsächsisch elles anders, woher das englische èls sonst, das dem lateinischen aliàs entspricht; wahrscheinlich gehört auch das altdeutsche alde, alder, ode hieher, aus dem unser oder entstanden ist. Dagegen die gewöhnliche gothische Form ist wie das lateinische alter und dem lettischen antras gemäß anþar, deutsch andar, ander, sächsisch oþar, englisch èðèr, scandisch annar, schwedisch annan. Das griechische heteros wird eher mit der Zahl eins verwandt sein oder dem lateinischen iterŭ, zŭm zweitenmal; der Sslawe hat ein dunkles drugŭ der andre, Nächste, Freund. Die andern drücken wir auch durch die übrigen aus von der Patikel über (was mehr ist), griechisch loipoi von leipô und von derselben Wurzel lateinisch relikvus von liȷkvo, gewöhnlich aber kèteri, wie heteroi gebildet, aber von dunkler Wurzel. Die Romaner drücken die übrigen durch das vom lateinischen restàre gebildeten Substantiv Rest aus. Sslawisch drückt man das et cetera durch prokŭ oder protshĭ aus, das übrig oder eigentlich fort bedeutet von der Partikel pro. Wir können hier noch der Verbindung der griechischen Wurzel allos mit sich selbst gedenken, die sich in allêlo contrahiert und im Deutschen durch einander ausgedrückt wird. Der Begriff ist einer den andern, wie er in der Regel ausgedrückt wird; jene Form führt mit Unrecht den Namen eines pronomen reciprocum, vertritt aber dessen Stelle.

8) Der Mittelbegriff zwischen eins und alles oder die ganz unbestimmte Zahl ist viel. Es sind drei Hauptwurzeln, die sich in unsern Sprachen in diesen Begriff theilen. Die erste ist pal, griechisch polus und pollos verwandt mit pleos voll, daher der Comparativ pleiôn, pleon und pleistos, auch plêþos Fülle und Menge. Lateinisch besteht nur der Comparativ im Neutrum, der (statt polius) in plûs plûris, plûrês contrahiert ist, der Superlativ früher ploisimus, plûrimus, wovon plûrâlis. Italienisch più, altspanisch tshus, französisch plü, mit der Comparativbildung plüsiôr. Gothisch filu viel, filusna Menge, scandisch fiöld viel, im Comparativ wieder contrahiert fleiri, Superlativ flestr (wie πλειων, πλειστος), dänisch und schwedisch nur flère, flèst. Angelsächsisch fela, fèola. Holländisch fèl, deutsch

filu, file, fil, viel, ursprünglich Adverb, später Adjectiv, fili, file Menge. Im Sslawischen scheint von dieser Wurzel bolii größer und mehr, russisch bóleje und bólshe mehr, villeicht boljarin der Bojar zu stammen.

Die zweite Wurzel scheint von man indisch mânas (mens) zu stammen. Gothisch manags viel, managi Menge, scandisch entstellt in margr mancher; schwedisch moŋŋen; meŋd Menge und meŋŋa mischen; dänisch maŋŋ Mischung, angelsächsisch manig viel, englisch mèni manch, viele, miŋŋ, miŋl' mischen, ämëŋŋ zwischen, mëŋgër Krämer, mëŋgril Blendling, holländisch mänij manch, plattdeutsch maŋg zwischen, deutsch manag, manig, manch, menege Menge, manegfalt, auch maŋge, die Mangel (vom Begriff zwischen benannt) miŋgen, mengen; Gemengsel; manch. Die slawische Form des Worts ist mnogu viel, mnoshiti (multiplicare) mnoshstvo Menge; im serbischen entstellt in mlogo. Lateinisch kommt maŋgo Händler bei Marzial vor, villeicht aus dem Deutschen; die Romanen haben das Wort entlehnt in der italienischen Form manto französisch mã, mãt manch. Schwierig ist die Frage, ob neben isländischem margr, romanischem manto und serbischem mlogo auch das lateinische multus eine Entstellung aus dieser Wurzel wäre? italienisch molto, spanisch mutsho, muitu, mui, altfranzösisch mult. Dann dürfte man aber auch an's griechische mala, mallon, malista und ans lateinische melior erinnern, das wieder zum slawischen bolii streift. Ebenso spielt die Wurzel mignuô, misgô, miskeo mischen herein.

Die dritte Wurzel heißt mak und drückt den verwandten Grundbegriff groß aus. Indisch aufgelöst in mahat, Zend masô, persisch mih, griechisch megas und megalos, im Comparativ meidsôn, megistos; lateinisch von mag der Comparativ mage und magis; magister; für magior maior (deus maius der große Gott) maius der Mai, maia, maiestas; für magissimus maksimus dagegen das Adjectiv selbst, mit N abgeleitet magnus. Romanisch ist magno, manjo fast ausgestorben, dagegen von magis das italienische ma, mâi, dshammâi, castilisch mas, portugiesisch mais, mehr und aber, französisch mä aber; von maior stammt einmal mashör unser Major und majorenn (mit annus componiert) so wie das französische mär, englisch mèër für Bürgermeister und unser deutsches Meier (Hausmeier) von magister aber französisch

mätr', mätrèss, englisch måstër, mistër, mistriss, missis, miss, unser Meister, das in der Form mester in den Norden dringt und selbst slawisches master und mistr bildet. Die gothische Form des Adjectivs ist mikils groß, scandisch mikill Neutrum mikkit auch miök, viel, sehr, schwedisch mükkèn, mükkèt, dänisch mégen, mègët, angelsächsisch mèakol, mükol groß, mächtig, altenglisch mükkel und mütshel jezt mikkl' viel, groß, mëtsh viel. Altfränkisch miχχil, später miχχel und miχχ viel (der deutsche Michel?) der gothische Comparativ ist mäṣa größer, mäṣtṣ der größte, Adverb mäṣ, mäṣa mehr, mäṣt am meisten, scandisch meiri größer, meir, meira mehr, schwedisch mêr, mêra, mäst, dänisch mêr, mêst. Angelsächsisch må mehr, måre und märe größer, englisch môr auch mô und môst, holländisch mêr, mêst. Deutsch mêr, mêra, mêrora, mêriro (doppelt compariert) später mêre, mêr, mê und mêrer, merre erst größer dann mehr, meiṣt meist; mehrere. Manch ist uns nicht ganz synonym mit viel, es bedeutet eine ziemlich kleine Zahl.

Eine vierte Wurzel ist das slawische velii, velikŭ groß, mit valère, validus, valde verwandt, davon stammt das polnische vjéle viel und mit einer Nasalableitung vjéηkshė größer, vjéntsei oder vjéntsi mehr, böhmisch Adjectiv vjétshi und Adverb vîtse, vîts mehr. Seltsam ist die neufranzösische Umschreibung bôku, viel, eigentlich ein guter oder schöner Streich.

9) Der Gegensatz zu viel ist wenig. Da der Begriff nur eine Negazion ist, so kann man ihn, wie der Sslawe thut, durch nemnogo (nicht viel) umschreiben; das griechische einfache Wort ist außer Vergleichung; nur Eine Wurzel geht durch mehrere Sprachen; sie lautet pak oder pôk, lateinisch paukus, paukŭ, villeicht auch paulus, paulŭ, pauper und parŭ, dem griechisches pauroṣ entspricht. Romanisch pôko, pô und davon als Deminutive die Wörter, welche klein bedeuten, pikkolo, pekéujo, pöti. Die gothische Form heißt mit abgefallenem Guttural favṣ; favä wenige, faviṣa weniger, angelsächsisch fèava, englisch fjû; scandisch für Plural få, dänisch schwedisch fô, lezteres auch fôga. So hat das Altfränkische den Guttural bewahrt in fôχê wenige, doch auch fô wenig. Das Wort stirbt hier früh aus, und wird zuerst ersetzt durch gothisches lîtilṣ klein, wenig, das aber altfränkisch lutsil lautet, später lütsel, angelsächsisch lütel, altenglisch schottisch

lite, lit, englisch littl, scandisch litill, litt wenig, schwedisch liten, dänisch liden, auch lille klein, litt wenig, endlich tritt die Umschreibung vènag, vèneg wenig an die Stelle, das von veinôn weinen stammt und eigentlich jämmerlich bedeutet, wie aus flèbilis das französische fäbl' entstellt ist; der Holländer sagt umgedreht vènen aber vainej.

Weit verbreiteter ist die Comparativform dieses Begriffs. Der Indier hat ein manada wenig, wozu das griechische minuþô lateinisch minuo gehört, der Grieche neben mîkros klein den Comperativ meiôn und meistos, der Römer minor, minus, minimus, minûtus; italienisch mèno, spanisch mènos und menguâr vermindern, französisch moa, während moadr' ein D einschiebt. Dem spanischen mènos entspricht französisches mes, mé z. B. menospreziâr verachten ist mépris falls nicht lezteres vom deutschen mis stammt und das spanische menos bloße Paraphrase ist. Auch mönu dünn von minûtus. Die gothische Form ist mins weniger, minsnan sich vermindern, scandisch minni kleiner, angelsächsisch bloß minsjan vermindern, altfränkisch min, minnirô, im holländischen min für wenig und weniger, später wird deutsch, holländisch und scandisch wie im Französischen ein D eingeschoben minder; woher mindern. Aus minsjan englisch mins zerschneiden, französisch mas dünn, fein. Auch der gothische Superlativ minnists geht in mindest über. Der Sslawe sagt minii, später meneje, menshe weniger, das er zum Verbum minoŋ ich ziehe zusammen stellt. Dagegen der Angelsachse bildet vom gothischen lasivs schwach den Comparativ läss, Superlativ läst für minder, mindest, daher das englische lèss und list. Der Scandier steigert von fâ färi oder fèrri, fästr oder fèstr, dänisch auch fèrreste die wenigsten.

b) Qualitätswörter.

Wir kommen jezt auf die eigentlichen Adjective, insofern sie Eigenschaftswörter genannt werden können. Es ist hier zu bemerken, daß einfache wurzelhafte Adjective, die weder derivirt noch componiert sind, zum kostbarsten Besitzthum einer Sprache gehören, sie werden nicht leicht aus fremden Sprachen entlehnt und ihre Zahl ist in allen Mundarten ziemlich beschränkt; keine wird über zweihundert besitzen; Grimm stellt ihrer im Neudeutschen

ungefähr 150 auf, die freilich nicht ganz vollzählig sind. Nächstdem ist zu bemerken, daß die Bedeutung der Adjective einem ganz auffallenden Schwanken ausgesetzt ist, weit mehr als irgend eine andre Wortclasse. Man denke an das deutsche emsig fleißig neben dem englischen èmti leer, oder ans deutsche ubbig, üppeg das im Mittelalter eitel und leer jezt eher das Gegentheil bedeutet, oder an das lateinische kaptivus das im italienischen kattivo in schlecht, französisch shétif elend übergeht, wie unser elend aus elilendi exiliert, in andrem Land hervorgeht; so entspricht unser klein dem englischen klīn reinlich, das französische fäbl stammt von flèbilis, vom lateinischen stultus stammt unser stolz und das englische stout; unser bald ist das lateinische fortis, unser glatt das englische glädd fröhlich, unser dumm hieß früher tumb, jung und im englischen dëmm taub; aus slawischem skoro schnell stammt deutsches sχiora schier, das rein, schnell und fast bedeutet; aus slawischem dobre gut unser tapfer und vieles ähnliche. Dieses Umschlagen des Begriffs im Adjectiv beruht auf der Wandelbarkeit und vielseitigen Reflexionsbestimmung der Qualitäten. Es ist übrigens nicht möglich, die sämmtlichen Adjectivwurzeln hier aufzuzählen, schon darum nicht, weil die ältesten gerade mit Verbalwurzeln verwachsen sind und nicht davon getrennt werden dürfen. Ich versuche es nur, die Grundbegriffe der Qualitäten hier in einer möglichst logischen Ordnung zusammenzustellen, um sie einigermaßen zu überschauen.

Jede Eigenschaft hat ihren Gegensatz; es ist also hier durchaus von Correlativbegriffen die Rede; nur hat die Sprache in vielen Fällen nur eine positive, ein andermal nur die negative Seite eines Begriffs hervorheben wollen, so daß das entgegenstehende Wort dann nur durch die Negazion des ersten ausgedrückt werden kann; wir haben oben gesehen, wie der Sslawe das Wort wenig bloß negativ ausdrückt, wofür andere Sprachen ein einfaches Wort haben; die Sprachen gehen also nicht immer von derselben logischen Ansicht aus, was bei der Elasticität der Begriffe gar nicht möglich ist. Sodann ist der Tropus zu berücksichtigen, indem die Sprache ein Adjectiv aus einer Sinneswahrnehmung in die andre überträgt, z. B. unser hell stammt von hallen; es ist also die Energie der Ohraffeczion auf die des Auges übertragen; sodann springt sie überhaupt von sinnlichen

Vorstellungen auf ihr analog erscheinende abstracte Begriffe, wenn sie z. B. von den physischen finster, was lichtlos ist, auf den Begriff einer Gemüthsstimmung, eine finstre Miene, überspringt; oder wenn sie von dem physischen Character hart, der auf der Cohäsion beruht, eine moralische Eigenschaft, Härte der Gesinnung ableitet. Hier hat die Hegel'sche Logik das große Verdienst, die Triplicität der Wortbedeutung durch ihr Verfahren evident zu machen. Von dem sinnlich aufgefaßten Begriff hart müssen wir nothwendig abstrahieren und uns diese Qualität in eine logische Appercepzion in abstracto verwandeln, um von diesem Standpunct oder dem tertium comparationis aus auf das analoge in der moralischen Welt zu gelangen und das vom sinnlichen Gebiet ins logische übertragene hart nunmehr auf die Welt des Geistes anzuwenden. Der grammatische Tropus ist die symbolische Verwirklichung der Hegelschen Weltanschauung, welche in die drei Gebiete der Logik, der Natur und des Geistes sich ausbreitet.

Die hier folgende Aufstellung macht nur den Anspruch eines ersten Versuches, die Adjectivbegriffe auf gewisse Categorien zu beziehen.

1) Unter den logischen Begriffen hat schon der erste der Identität fast in keiner unserer Sprachen ein einfaches Adjectiv, denn aikvâliș ist von dem Raumbegriff aikvuș derivirt, das dem deutschen ibnș (eben) entspricht und unser gleich galīkș ist Composizion; seine Negazion ungleich können wir durch Participien bezeichnen, different, verschieden. Eine unvollkommene Gleichheit drücken wir durch das Compositum ähnlich oder die Derivazion similiș aus. So sind auch die Begriffe, die den Gegensatz zu einzeln bilden, wie allgemein und besonder überall Composita. Ebenso die Begriffe möglich, wirklich und nothwendig, einfach und zusammengesetzt.

2) Logische Negativbegriffe sind: baar, was ganz Einer Art angehört; rein, ebenso bloß negativ zu bestimmen, was keinen fremdartigen Bestandtheil enthält; frei, was keine Beschränkung in sich hat; im sinnlichen Begriff bleibt nackt, was keine Bekleidung hat; bloß eigentlich dasselbe, aber abstract für ledig gebraucht, wie baar und frei; fremd, was nicht unsere Art hat; öde was nicht die nöthige Erfüllung hat, dafür gilt auch wüst, doch auch für: was mit ungehörigem erfüllt ist.

3) Der einfache Kraftbegriff ist stark, in concretern Bestimmungen treten die Ableitungen kräftig, heftig, mächtig ein; die Negazion ist schwach, näher bestimmt matt, laß, schlaff.

4) Zeitbestimmungen sind: früh, als Adverb bald, was noch nicht erwartet wurde, dagegen spät, was längst erwartet wurde; ein einfaches Adjectiv fehlt uns für häufig, was mehrmals oder oft geschieht; der Gegensatz ist selten; ein dritter Zeitbegriff ist neu und alt.

5) Raumerfüllung drücken aus: voll und der Gegensatz leer; hohl ist eine Leere in Beziehung auf die Peripherie, der Gegensatz wird nicht genau durch dicht, sondern durch das Fremdwort massiv ausgedrückt. Zur Raumerfüllung gehört aber auch der Grundbegriff der Materie schwer mit seinem Gegensatz leicht, die von hier ins moralische übergreifen.

6) Die Begriffe der Bewegung sind rasch und schnell oder das componierte geschwind; es fehlt uns aber das einfache Wort für den Gegensatz, das lateinische lentus das physisch zäh heißt, müssen wir abstract durch die Composizion langsam umschreiben. In der Körperbewegung werden die Wörter faul und träge gebraucht im Gegensatz zu rasch.

7) Für die abstracte Ausdehnung ist der Grundbegriff groß, der Gegensatz klein, in der Linie gemessen hingegen heißt er lang und kurz, in der Querlinie d. h. auf der Fläche breit und schmal; stellt man den Körper oder Cubus auf, so müssen in der Verticalmessung die Partikelbegriffe oben und unten hinzukommen; dadurch ergeben sich die Gegensätze hoch und das abgeleitete niedrig, wofür man aber auch das einfache tief brauchen kann; als Wassererfüllung steht diesem das concrete seicht gegenüber. Eine andere Messung des Körpers, die horizontale, giebt rechts und links. Die Indifferenz mittel oder mittler, von der Mitte abgeleitet, paßt für alle genannten Gegensätze der Ausdehnung. Die Messung des Körpers wird concret durch dick und dünn, die Raummessung durch weit und eng ausgedrückt, das Auseinander der Körper durch nah und fern.

8) Die Gestaltung hat den Grundbegriff rund, ein Wort, das alle germanischen Sprachen aus dem lateinischen rotundus (von rota, Rad) entlehnt haben; es bezeichnet zweierlei, erst die

Kreisfigur oder die Scheibe, dann die Kugel. Das entsprechende eckig hat kein einfaches Wort. Der Grundgegensatz von rund ist aber gerade, was nicht in sich zurückkehrt, von der Linie in die Fläche übersetzt heißt es eben; ihre Gegensätze sind krumm, schief, schräg, quer oder zwerch. Concrete Begriffe der Gestaltung sind spitz und stumpf, steil und flach, straff und locker, endlich steif wofür der Gegensatz schlaff.

9) Den Tastsinn und die Cohäsion betreffend ist der Grundbegriff hart, wofür aber auch fest, das allgemeinern logischen Sinn hat; das moralische hart bezieht sich nur auf Characterqualität, abstracter wird dafür das vom lateinischen gebildete sicher (sekurus) gebraucht. Der Gegensatz ist weich, ebenfalls moralisch gebraucht, mit vielen concreten Synonymen wie lind, sanft, oder sacht, mild, zuletzt ins ganz psychische angenehm übergehend. Für den Tastsinn als Urtheil über die Oberfläche der Körper gilt rauh und glatt, wofür abstractere Synonyme einerseits grob und roh, anderseits zart; auch fein geht von diesem Begriff aus; dieses europäische moderne Wort geht aber ins allgemeine schön und zierlich über. Der directe Gegensatz ist plump (das englische blënt); kraus ist zunächst zottig, allgemein gefaßt verworren; zäh ist elastisch aber auch von zu großem Widerstand, darum moralisch widerspenstig; mürb oder morsch ist zerbrechlich, nicht fest; vom Begriff des Flüssigen gehört trocken und naß hieher. Dem abstract angenehmen müssen wir das widrige entgegenstellen.

10) Der Wärmebegriff läßt sich nach Graden, d. h. thermometrisch so aufstellen: kalt, kühl, lau, warm, heiß, schwül. Doch sind es eigentlich bloß relative Begriffe, namentlich bezeichnet lau mehr das erwärmte, kühl mehr das erkältete.

11) Der Schmecksinn bezeichnet nur wenige Qualitäten, süß hat seinen doppelten Gegensatz an sauer und bitter; herb und schaal bezeichnen das unangenehme des Geschmacks und das energische scharf ist salzig, eine Qualität, die aus dem Tastsinne, dem Spitzen und Stechenden entlehnt ist.

12) Auch der Hörsinn ist sehr arm an bestimmten Qualitäten. Das Grundwort ist laut, sein Gegensatz nicht sowohl leise, was nur einen schwächern Klang bezeichnet, als vielmehr still, das aber von stellen also einer Raumbewegung entlehnt

ist, widrige Klänge werden durch schrill und heiser bezeichnet. Außerdem werden die Begriffe scharf aus dem Tastsinn, hell und grell aus dem Gesichtssinn übertragen, ebenso rund und voll aus dem Raumbegriff, schneidend, schmelzend aus dem Tastsinn.

13) Das Auge, sofern es Licht sieht, hat das Abjectiv hell oder licht, ins moralische spielen klar und heiter; unser blank ist im Romanischen weiß geworden; es hat den objectiven Begriff der auch glänzend gegeben wird, und dessen Gegensatz aus dem abstracten matt entlehnt wird. Sodann ist vom Schauen (nicht vom Scheinen) die Idee des Schönen geleitet. Die geschwächte Hellung ist das trübe, der völlige Gegensatz aber dunkel und finster, leztres auch aufs Gemüth übertragen, wofür aber noch das besondre Wort düster dient.

14) Farben hat villeicht erst die germanische Sprache rein geschieden; die Alten wußten außer roth kaum eine Hauptfarbe zu nennen, sie mußten gleich auf bestimmte Objecte recurrieren um Farbennüancen zu bezeichnen. Daher kommt es, daß die romanischen Sprachen fast durchaus germanische Farbennamen aufgenommen haben (nur das spanische azúl blau ist arabisch). Wir haben also neben dem Gegensatz von Licht und Nichtlicht, weiß und schwarz, nebst der Indifferenz des Grau die drei Grundfarben roth, gelb, blau. Die Neutonianer lassen sie freilich nicht so gelten, und die Etymologie war über diese Qualitäten auch lange nicht im Klaren, wie die folgenden Beispiele beweisen: das slawische bjélü weiß stimmt etymologisch zum lateinischen flavus und fulvus gelb und dieses zum deutschen blâo blau; dagegen das slawische plavü weiß stimmt zum lateinischen pallidus bleich und zum deutschen falo fahl oder falb. Wie verworren die Ausdrücke der Alten z. B. über Purpur sind, ist bekannt; es ist als hätten sie für diese einfachen Qualitäten noch gar kein Auge. Dagegen haben alle Sprachen ein Wort für die Farbe der Natur, das aus gelb und blau gemischte grün. Unsre Sprache hat noch eins für die Erdfarbe die aus schwarz und roth wohl auch gelb dazu gemischt braun giebt. Unser fahl drückt eigentlich Mißfarbe, bleich (mit blinken also hell verwandt) und blaß (slawisch bljédü) drücken den Mangel an organischer Blutfarbe des Körpers aus. Für vielfärbig haben wir

das Adjectiv bunt (das villeicht einem magyarisch-slawischen bunda Pelz seinen Ursprung dankt).

15) Auf dem Gebiet des thierischen Organismus fehlt uns ein einfaches Adjectiv für lebendig; dem lateinischen vivus steht noch gothisches kvius zur Seite, denn das daher stammende keck hat uns nur moralischen Begriff. Den Gegensatz drücken wir durch ein altes Particip todt (von tôvjan) aus. Der zweite Gegensatz des organischen Körpers ist der Begriff jung dem wieder alt entgegensteht; Mittelbegriffe sind reif für herangewachsen, und das abstracte gar oder fertig; das hohe Alter kann greis bezeichnen. Die Energie des Organismus zeigt sich in frisch, das dem abstracten stark entspricht mit dem Gegensatz des schwachen, das durch müd, matt, schlapp oder schlaff, laß, faul, träge ausgedrückt wird. Die Energie des physischen Bewußtseins liegt in wach, das aber concret nur den Gegensatz zum Schlaf bezeichnet. Die Normalstimmung des Organismus bezeichnet das bei uns componierte gesund, lateinisch sanus; heil drückt mehr negativ das nicht beschädigte aus, entspricht aber in andern Sprachen unsrem ganz, vollständig. Für die organischen Processe gelten satt, geil, üppig, das im abstracten Sinne den Uebermuth ausdrückt, oder lüstern von Lust. Den Gegensatz der Gesundheit aber macht krank, siech, und in Beziehung auf äußere Verletzung wund; das abgelebte heißt welk und als seiner Zierde beraubt kahl. Besondre Negativbegriffe für diese Sphäre hat die Sprache ausgeprägt in den Gebrechen blind, taub, stumm und lahm. Körperbildung überhaupt drückt sie durch die Qualitäten dick und dürr, fett und mager, schlank, hager aus.

16) Gemüthsstimmungen werden einerseits durch froh, munter, heiter, lustig, anderseits trüb, finster, traurig bezeichnet. Als habituell kann man zahm und wild hieher rechnen. Objectiv kann man die Qualitäten lieb und leid, hold, traut neben widrig, eklig hieher zählen. Auch der Begriff heilig gehört in diese Sphäre.

17) Die Intelligenz drückt einerseits klug, weise, gescheit, anderseits dumm, thöricht, albern, einfältig aus. Das Object der Intelligenz drückt aber wahr mit seinem Gegensatz dem lateinischen falsch aus, wozu man noch die Qualitäten von

kund und unbekannt, so wie gewiß und sicher rechnen kann.

18) Für den Character ist der Grundbegriff gut mit den Gegensätzen schlimm, schlecht, böse, übel. Besondre Qualitäten sind fromm, treu, streng, keusch, gerecht, billig, wacker, kühn, brav, tapfer, sodann einen Mangel andeutend, scheu, schüchtern, blöd, im Gegensatz zu dem Zuviel des keck, das in die tadelnden Gegensätze von dreist, verwegen, frech, in falsch, feig, stolz, karg, neidisch, gram und grimm, zornig übergeht.

19) Rechtsbegriffe werden durch recht, frei, werth, eigen, arm, reich, theuer und wohlfeil oder billig, edel ausgedrückt, das auch moralisch für vornehm, sodann niedrig und gering, das abstract für wenig, endlich durch gemein, das objectiv nicht hervorstechend also einen Negativbegriff bezeichnet. Recht kann auch ganz allgemein das der Idee entsprechende bezeichnen und faßt in diesem Sinn das wahre, gute und schöne zusammen.

4. Die Determinazion des Objects.

Den entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der Casusbildung bei den Sprachen hat der Begriff, den wir hier voranstellen. Es wäre ein großer Mißgriff, ohne diese Betrachtung unmittelbar zu ihr überzugehen. Wir wollen die Sache von ganz bekannten Erscheinungen aus zu fassen suchen. Jedermann weiß, daß der Lateiner unsrer Sprache gegenüber ein sehr ungelenkes Verfahren befolgt in der Bestimmung der Sprachobjecte. Die Nomina homo oder vir bedeuten für uns ebensowohl „der Mensch" als „ein Mensch, ein Mann," vir bonus kann „der gute Mann" und „ein guter Mann" sein. Es ist als ob der Römer für diese und so verschiednen Begriffe gar kein Ohr hätte, obwohl er das zweite, wenn es ihm nöthig scheint, durch vir kvidã umschreiben kann. Ganz anders verfährt der Grieche; von den ältesten Zeiten kennt diese Sprache die Determinazion des Objects durch eine demonstrative Pronominalform, welche sich in diesem Gebrauch zum Begriff des Artikels abstumpft; sie sagt ho anþrôpoş der Mensch, ho anêr der Mann, ho anêr agaþoş oder anêr ho agaþoş

oder mit Verdopplung ho anêr ho agaþos der gute Mann, während in den unbestimmten Artikel durch ein nachgesetztes Pronomen auszeichnet anþrôpos tis, anêr tis irgend einer; anêr agaþos ein guter Mann braucht diese Bestimmung dann nicht nothwendig. In der That aber steht der Grieche unter den antiken Sprachen ganz isoliert mit seinem Artikel. Der Indier spricht wie der Römer ohne Artikel; so noch der Perser; merd der Mensch, ner der Mann braucht keine Bestimmung; die Unbestimmtheit drückt ein angehängtes î aus, merdî ein gewisser Mensch, welches î aber die verschiedensten Verhältnisse ausdrückt und überhaupt zwei Wörter verbindet, z. B. von esp Pferd, espî peder das Pferd des Vaters, woraus sich ergiebt, daß î in der That nichts als ein eingeschobnes Pronomen der oder welcher ist. Auch der Gothe, obgleich sein uns bekannter Text aus dem Griechischen übersetzt ist, bedarf keineswegs eines Artikels; die Form manna heißt ihm der Mann und ein Mann, und erst wenn das Nomen schon genannt ist, also sich der Begriff gegen „dieser Mann" bewegt, braucht er sa manna für ho anêr. Da sein Text neben anêr tis, das er durch sein manna sums wieder giebt, auch schon zuweilen das moderne anêr heis oder heis anêr braucht, so sagt Ulfilas in diesem Fall ebenfalls mit dem Zahlwort manna äns oder äns manna ein Mann. Von hier aber blieben die deutschen Artikel in den sächsischen und fränkischen Sprachen in steigendem Gebrauch; anders freilich verfuhr die scandische; sie hängte ihr Pronomen hinn dieser, Neutrum hitt hinter das Nomen und sagte madr-hinn der Mann, hûs-hitt das Haus, und daraus entsprang die neuscandische Abkürzung mannen der Mann, hûset das Haus, während mit dem Zahlwort ên man ein Mann, et hûs ein Haus ist; folgt aber ein relativer Satz nach, so muß es heißen den man som der Mann welcher, und beim Adjectiv ist der Artikel nicht zu entbehren den gôde der gute, den gôde mann der gute Mann; der Schwede setzt sogar in diesem Fall den Artikel zweimal, den güüde mannen, wo zuerst das Pronomen den der, dann das angehängte Pronomen en für hinn dieser gebraucht ist. Der heutige Isländer braucht noch die doppelte Flexion des Nomen und Pronomen vereinigt, von dâgür Tag heißt dâgürinn der Tag, dagegen dâgsens für dags hinns des Tages. Diese den drei nordischen

Mundarten eigenthümliche Anhängung des Artikels finden wir wieder bei drei südlichen Völkern, welche Kopitar darum in einen Kreiß gezogen hat, den man jezt die thracischen Sprachen zu nennen pflegt, nämlich die Walachen, deren Sprache größern Theils aus lateinischen, und die Bulgaren, deren ihre größtentheils aus slawischen Wörtern gebildet ist, haben wie es scheint durch Veranlassung der alten arnautischen Sprache die Suffixion des Artikels angenommen, so daß der Walache um der Herr auszudrücken das lateinische dominus ille in domnu-l contrahiert, im Plural domni-i die Herrn, im Feminin von karte Papier, kartea das Papier, Plural kartsile. Ebenso im Arnautischen kártë Papier, kárta das Papier, Plural kártëra, mit dem Artikel kártërat oder kártëratë, und im Bulgarischen íme Namen. ímeto der Namen.

Im Mittelalter ergriff das Bedürfniß des Artikels aus den germanischen auch die romanischen Sprachen. Um den griechisch-deutschen bestimmten Artikel wieder zu geben, wählte man das Pronomen ille, obwohl im Anfang noch ipse concurrierte, das sich bis heute im sardinischen Artikel su, sa erhalten hat. Man sagte also in dem für den Nominativ eintretenden obliquen Casus illo für der, woraus das italienische il und lo, das französische lö, castilische el, nur im Neutrum lo, im Genuesischen die Entstellung ro, ra, im Süditalienischen und Portugiesischen aus lo und la mit Abwerfung des Consonanten o und a oder u und ë sich ausbildeten; für den unbestimmten Artikel aber das Zahlwort ûno, un, ũ und õ. Auch die spätern Griechen haben endlich aus dem Zahlwort und aus seiner Accusativform den unbestimmten Artikel änas, mia oder mja und äna, ein, eine, ein ausgebildet. Es kann hier noch angemerkt werden, daß auch die uns fremde magyarische Sprache einen Artikel hat, der aber in der Suffixsprache von ihrer sogenannten Flexion völlig unberührt bleibt. Die wichtigste Erscheinung für unsern Kreiß möchte uns aber der slawische Sprachkörper bieten. Dieser hat sich von Anfang an streng an den Gebrauch der uns sonst isoliert stehenden lateinischen Syntax gehalten, der Sslawe hat nie und nirgends sich den Artikel aufdringen lassen und er spricht noch heute mit der nämlichen Hartnäckigkeit wie der Römer, ohne die Begriffe durch dieses Hilfsmittel zu sondern; sein moshi heißt ihm ganz

gleichmäßig wie das römische vir, sowohl Mann, als der Mann und ein Mann, und so sprechen noch heute alle slawischen Sprachen, einige wenige verkommene Mundarten abgerechnet, welche in die Abhängigkeit der deutschen Syntax gerathen sind, wie zum Theil der krainische und besonders der lausitzische, der den deutschen Gebrauch des Artikels eingeführt hat. Den unbestimmten Artikel kann er allerdings wo es nöthig erscheint durch das Zahlwort jedinŭ ausdrücken; die Determinazion des Nomen aber kann er nie und nimmer durch ein Pronomen, also beim Substantiv auf keine Weise ausdrücken. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Adjectiv.

Nämlich die Ausbildung des Artikels stand bei unsern westlichen Sprachen in vollkommener Wechselwirkung mit der Abschleifung der Casusformen. Hielt das dem Nomen vortretende Pronomen die Casusform fest, so erschien diese als eine Art Ueberfluß am Nomen selbst, und so verfielen besonders in der deutschen Sprache die Casusformen; in den romanischen, wo ohnehin der Casus bereits durch Präposizionen ersetzt war, konnte der Artikel namentlich die Funczion des Numerus übernehmen, und so geschah namentlich im Französischen, daß das Pluralzeichen der Nomina verstummte. Die Letten und Sslawen aber hielten dem übrigen Europa gegenüber nichts so fest, als ihre reiche Casusbildung; sie konnten also der Hilfe des Artikels in diesem Sinn ganz entbehren und die Determinazion des Objects, die allerdings im Substantiv nicht zu erreichen war, warf sich nun ganz und gar auf die geistigere und beweglichere Form des Adjectiv. Dieser Zug ist völlig characteristisch bei diesen Sprachen, er geht aber wieder parallel mit einer Erscheinung beim germanischen Sprachkörper, die wir hier voranschicken müssen.

Von den ersten Spuren germanischer Zunge ab erkennen wir einen Pronominalartikel beim Adjectiv und zugleich eine doppelte Form des Adjectiv selbst, welche sich als Grundregel dahin definiert: wird der Artikel dem Adjectiv vorangestellt, so erscheint dieses nicht in seiner vollen gewöhnlichen Flexion, sondern in einer abgestumpften mattern Form. Diß ist der Gegensatz der deutschen Flexion, welchen Grimm durch die Ausdrücke starke und schwache Declinazion characterisiert hat. Zwar kommen bei Ulfilas und in den ältesten deutschen Quellen hie und da noch

Ausnahmen von dieser Regel vor, allein bei dem ungeheuer überwiegenden Hauptgebrauch verschwinden sie wieder, und unsrer heutigen Sprache ist es nun ganz unmöglich, die beiden Fälle guter Mann und der gute Mann zu verwechseln; den ersten Fall brauchen wir auch im Nominativ des unbestimmten Artikels ein guter Mann, weil hier das Pronomen sein Casuszeichen verloren hat.

Freilich hat nur die deutsche Sprache unter den germanischen diesen Unterschied bis heute streng festgehalten. Daß jene zweite abgestumpfte Art zu flectieren aber von Anfang auch die Substantive ergreift, so daß diese, ohne Rücksicht auf ein begleitendes Pronomen stabil bald an die ursprüngliche bald an die secundäre Flexionsart gebunden sind, müssen wir noch voraus erinnern. Das was uns hier am wichtigsten ist, ist das Factum, wir haben eine doppelte Flexion des germanischen Adjectiv, je nachdem es selbständig flectiert oder durch den Artikel seiner ersten und vollen Flexion beraubt ist.

Etwas ähnliches aber doch wesentlich verschiedenes finden wir nun auf dem Gebiete der lettischen und slawischen Sprachen. Auch hier zeigen sich von den ältesten Spuren dieser Sprachen an, die uns überliefert sind, zwei verschiedene Formen der Flexion des Adjectivs, die aber von der germanischen Einrichtung in zwei Punkten verschieden sind; einmal, da diese Sprachen (zum wenigsten die slawischen) nie einen Artikel hatten, so kann die schwächer erscheinende Form auch nicht durch die Concurrenz dieser Pronominalform eingeführt sein, und zweitens ist hier die als stärker erscheinende Form gar nie auf dem Gebiet des Substantiv einheimisch gewesen, sondern das Substantiv bedient sich unter allen Umständen nur der als schwächer erscheinenden Form.

Das Grundgesetz dieser Sprachbildung lautet also dahin: die Determinazion des Objects, welche in diesem Sprachkörper das Substantiv vorbeigegangen ist, heftet sich hier einzig an die vornehmere Nomenclasse des Adjectiv. Nur im Adjectiv tritt jene bestimmte Determinazion heraus, welche die Sprache ursprünglich in die Flexionsendungen gelegt hat, und die erst der nachhelfende Sprachgeist analytisch durch die pronominale Artikelform aufs neue hervorzuheben strebt. Hier hat also die slawische Sprache namentlich eine Energie der Formbildung im Adjectiv entwickelt,

wie sie in keiner unsrer Sprachen, weder das Sanskrit noch die classischen Sprachen abgerechnet, jemals erreicht hat. Die ßlawische bestimmte Abjectiv-Declinazion ist die vollendetste, vollkommenste, welche in unsrem ganzen Sprachkörper überhaupt ausgebildet worden ist.

Diese vollständigste Flexionserscheinung nennt der Sslawe seine definite Adjectivflexion; sie ist das Ideal aller Nominalflexion für den ganzen indisch-europäischen Sprachkörper.

Man würde also vollkommen irre gehen, wenn man die ßlawische definite Flexion mit der germanischen starken vergleichen wollte. Die Ausbildung unsres starken Adjectiv steht so tief unter diesem Ideal, daß im Gegentheil die abgeschwächte ßlawische Form, welche nun die indefinite heißt, erst das ungefähre Analogon unsrer starken Form darbietet. Dagegen ist nur ein Umstand anzuführen. Die ßlawischen Formen sind darin im Nachtheil, daß diese in der ersten Anlage äußerst weichliche Mundart sich gewöhnt hatte, alle Schlußconsonanten abzuwerfen; dem altßlawischen gilt als Grundgesetz, daß jede Silbe auf Vocal schließen muß. Daraus ergiebt sich nun für die Flexion erheblicher Schaden, obwohl man von der andern Seite sagen kann, jene energische Form der Flexion wäre dem Sslawen villeicht nie möglich gewesen, wenn er diese Erleichterung von anderer physiologischer Seite sich nicht angewöhnt gehabt hätte. Durch diesen Zwischenumstand wird es aber nun möglich, daß die gothische Flexion doch wieder mit der ßlawischen im einzelnen Fall auf gleicher Linie stehend erscheint, wie unsre Darstellung dieses deutlich machen wird.

Aber das ist unter allen Umständen festzuhalten, die ßlawische indefinite Form hat auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit der germanischen schwachen. Denn diese geht nicht nur in der Zerstörung der Flexionsformen unendlich weiter, sondern, was die Hauptsache ist, sie ergänzt die ausgefallenen Flexionszeichen durch ein von außen kommendes, ganz unorganisch erscheinendes N ephelcysticum, das vollkommen dieselbe Rolle spielt, wie in der Verbalflexion die griechischen angehängten N in Endungen wie legomen nachdem das s von legomes verloren war, oder die unorganische Endung der sogenannten historischen Tempora, die auch im Optativ didoiêsan auftritt. Die germanische schwache

Declinazion ist eine Verunreinigung des Flexionselements, die slawische indefinite dagegen ist nur die naturgemäße schwächere Form, nicht die abgeschwächte, insofern man die definite als eine Ueberanstrengung des Organismus betrachten könnte.

Wir wollen jetzt den slawischen Gebrauch an einem einfachen Beispiele zeigen. Die Form dĭnĭ (neuslawisch denj) heißt Tag und der Tag, sventŭ (neuslawisch svet oder svat) heißt heilig; die Verbindung dĭnĭ sventŭ oder sventŭ dĭnĭ ließe sich also völlig der deutschen Phrase heiliger Tag vergleichen, und zwar darum, weil der Sslawe nach dem physiologischen Grundgesetz seiner Sprache den Schlußconsonant R (aus früherem S) der das deutsche Adjectiv characterisiert, abwerfen muß. Während nun unsre Sprache, um das Nomen zu determinieren, den bestimmten Artikel vorsetzt, wodurch aber der Character R des Adjectiv, weil derselbe schon im Pronomen vorhanden ist, verloren geht, der heilige Tag, so nimmt der Sslawe die Determinazion in die Endung des Adjectiv selbst auf und darauf fußt seine definite Form, welche neben sventŭ nun sventŭĭ (neuslawisch svètoĭ, svati) lautet, also sventŭii dĭnĭ heißt der heilige Tag. Durch die Stellung dĭnĭ sventŭii erreicht er aber noch einen weitern Begriff, denn diese Phrase bedeutet der Tag ist heilig d. h. die Determinazion des Adjectiv ist hier so mächtig, daß sie die gemeine Copula des Verbum sein völlig ersetzt und auf diese Art ist es geschehen, daß namentlich im Russischen das Verbum sein fast ganz aus der Sprache verschwunden ist. Die lezte Phrase sagt also nach unsrer Ansicht eigentlich der Tag heiliger (was uns freilich comparativisch klingt) und ich muß bemerken, daß es ein halber Sslawismus (zugleich aber Anglicismus) ist, wenn die deutsche Sprache sich seit einigen Jahren angewöhnt hat, statt unsrer hergebrachten Phrase der Tag ist heilig mit determiniertem Adjectiv zu sagen: der Tag ist ein heiliger. Dabei ist nur noch zu bemerken, daß die slawische Sprache von ihren frühesten Anfängen diese definite Adjectivform besessen und daß sie im Lauf der Zeit sosehr das Uebergewicht bekommen hat, daß sie die einfachere Form in einigen Mundarten fast aus dem Gebrauch verdrängt hat; doch ist diese in keiner völlig ausgestorben. Auch ist noch zu bemerken, daß unser neudeutsches der Tag ist heilig selbst gegen die slawische

schwächere Form wie gegen die romanische bedeutend im Nachtheil ist, denn im slawischen wäre svętü immerhin ein Masculin, dem sein Feminin svęta und Neutrum svęto gegenüber steht, dem Romaner ist santo von santa geschieden und auch dem ältern Deutsch wäre die Phrase der tag ist χeilîgêr von dem Feminin χeilîgu und dem Neutrum χeilîgas streng geschieden, während unsre neudeutsche Form heilig hier völlig die Flexionslosigkeit unsrer Adverbialform angenommen hat, die ihr doch ursprünglich nicht gebührte.

So weit wären die Verhältnisse ganz im Klaren, wenn wir nicht jezt unsre polemischen Kräfte gegen die Ansicht von Franz Bopp und sein System des Mechanismus aufbieten müßten. Er fußt nämlich hier auf die lettische Sprache, welche uns den slawischen Organismus aufklären soll. Hier sind sogleich die historischen Momente fest im Auge zu behalten; die Sslawensprache kennen wir jezt gerade seit tausend Jahren und der von uns angedeutete Organismus ist sich überall getreu geblieben. Die lettische Sprache kennen wir nur in einigen verkommenen Volksmundarten heutiger Währung, sie hat nie eine Literatur gehabt, wurde nie cultiviert, das älteste was geschrieben ist, mag einige hundert Jahre alt sein, ein Paar Volkslieder, etwa der altpreußische lutherische Catechismus und derlei einiges. Bei einer nahen Verwandtschaft mit dem slawischen hat aber der lettische Dialect Einen bedeutenden Vortheil vor dem Sslawen, er hat nämlich jene weichliche Scheu des Sslawen vor den Schlußconsonanten nie bei sich aufkommen lassen, er erhält diese vielmehr in ihrer ganzen Schwere und Volltönigkeit; daher geschieht, daß seine Flexionen, den slawischen ganz entgegen, sich mit den ältesten germanischen, ja mit den lateinischen ganz nah berühren, ja die ganze Sprachbildung hat dadurch etwas dermaßen stabiles bekommen, daß diese Sprache unter allen europäischen dem Sanskrit weitaus am nächsten steht. Hier aber fragen wir, wie verhält sich diese Sprache zum Nominalorganismus und meine Ansicht der Sache geht dahin: der Lette war durch das enorme Uebergewicht seiner slawischen Nachbarzunge genöthigt, dessen Determinazionssystem mitzumachen; da aber seine Flexionsendungen, den beweglichen slawischen gegenüber, durch schwere Consonanzen niedergezogen wurden, so gerieth er mit diesem Versuche

in die allerunbequemste Verwicklung. Z. B. geras heißt gut; um die definite Endung zu gewinnen, bildet er gerasis der gute; die Flexion erscheint also in einer mechanischen Reduplicazionsform, die zwar dem Sslawen villeicht ursprünglich vorgeschwebt, aber nie in dieser schwerfälligen Gestalt zur Ausführung gekommen ist. Wir können erst unten im Schema vorweisen, wie sehr sich diese mechanische Nachbildung vom ursprünglischen slawischen Organismus zu ihrem Nachtheil unterscheidet.

Nun sagt Bopp: die Form gerasis giebt uns den Fingerzeig, daß die Endung is nichts anderes ist, als das bekannte Pronomen is er, durch seine Anhängung ist nicht nur das definite lettische und slawische Adjectiv, sondern wenn man consequent sein will, überhaupt das Nominativzeichen S in allen unsern Sprachen entstanden, das sich in jenen lettischen Formen bloß auf diese Weise redupliciert hätte. Daß im slawischen dieses einfache Pronomen is, das hier i lauten müßte, gar nie bestanden hat, daß das Sanskrit und griechische nur isolierte Spuren eines solchen Pronomen zeigen, daß es erst im Lateinischen is, ea, id in seiner vollen Gestalt auftritt, und daß im Gothischen neben is, ita wenigstens das dazu gehörige Feminin zu fehlen scheint, das können wir erst beim Pronomen besprechen. Unnöthigen Principienstreit wollen wir also hier unterlassen, überlassen es aber Herrn Bopp, sich eine Ursprache zu construieren, wo der noch kindliche Sprachgeist sich Pronomina produciert, ehe er ein Nomen gekannt hat. In der That wären diese Sprachbildner Kinder gewesen von ganz anderer Natur als unsere Kinder.

5. Casusbildung.

Das Sanskrit stellt seine Nomina in der Grundgestalt des casus generalis auf, wie sie ihm in der Composizion erscheinen; z. B. dhana-vant (reichthumbegabt), wo das Nomen dhana in seiner Grundgestalt erscheint. Diese Form nennt Bopp das Thema des Worts; ebenso im Adjectiv madhja mittler, während das Wort im Nominativ mit dem Flexionszeichen madhjas lautet, wie das lateinische medius oder griechische mesos mit geschwächtem Vocal, oder rein erhalten das lettische geras; der Gothe hat in seiner starken Form blinds, das a, in der schwachen blinda

das s abgeworfen; der Sslawe hat weder in sventü noch in sventüii einen Consonant. In der Composizion aber bleibt das a im gothischen vina-gards (Weingarten) während es im griechischen oino-poros (weingebend) und im slawischen vodo-pad (Wasserfall) in o, endlich im lateinischen belli-ger (kriegführend) gar in i geschwächt ist. Alle diese Vocale führen auf den Bildungsvocal a zurück, der dem Nomen zutritt und an die sich seine Declinazion knüpft. Dieser Bildungsvocal ist aber nicht ein nothwendiger Begleiter des Nomen, da es auch consonantisch schließende Wortstämme giebt. Hier kommt uns darauf an zu erinnern, daß das S von madhjas Flexion des Nominativ und nicht die reine Form des Wortes ist.

Durch die Casus bezeichnen unsre Sprachen die Verhältnißbegriffe des Objects; sie werden sodann dem Wortstamm oder Thema angehängt. Es ist also ganz derselbe Fall, wie dem Verbalstamm, sei er nun einfach oder mit dem Bildungsvocal oder einem Ableitungsvocal oder endlich einer consonantischen Silbe abgeleitet, die Flexionsendung sich anschließt. Die Casusendung gehört also zum ursprünglichen Organismus des Nomen, sie producirt die Nomina, und es wäre höchst verkehrt, in diesen ursprünglichen Casuszeichen ältere Wörter zu suchen. Nun ist die Casusbildung bei weitem kein so unentbehrliches Bildungsmittel wie die Personalbildung. Wir haben gesehen, daß die Spuren der Personalbildung durch alle Sprachen unsres Sprachstammes ganz gleichmäßig hindurchgehen, wo sie fehlen ist auch keine indisch-europäische Sprache mehr. Die Casus dagegen können einer Mundart ganz verloren gehen, ohne daß sie darum im mindesten aufhört, unserem Sprachstamm anzugehören.

Die Verhältnißbegriffe sind einmal an sich etwas sehr unbestimmtes. Daher die einzelnen Casusformen hin und her ihre Funczionen vertauschen können. Ich will nur die auffallende Erscheinung hier erwähnen, daß in den slawischen Sprachen die ursprüngliche Accusativform nur noch für unbelebte Wesen zur Anwendung kommt, während belebte Objecte sich statt ihrer der Genitivform bedienen, gleichsam als eines vornehmern Casus, was fast nur durch eine Ellipse begreiflich wird. Zweitens können die Verhältnißbegriffe von der ältesten Zeit unsrer Sprache nicht durch die Casus erschöpft werden. Es bestehen von Anfang an

Präposizionen die sie ergänzen und die spätere Mundart, welche die Casus abwirft begnügt sich allein mit diesen, die etwa noch vom Artikel unterstützt werden. Das hindert freilich nicht anzunehmen, daß unser Sprachstamm in der Urzeit so viele Casus besessen habe, daß er der Präposizionen ganz entrathen konnte; denn die ältesten Präposizionen stehen wie von Bopp und andern nachgewiesen ist, allerdings in Verbindung mit den Pronominalstämmen, sie konnten also nicht bestanden haben, ehe die Sprache Pronomina erzeugt hatte.

Von dem Reichthum der Verhältnißbegriffe können wir uns überzeugen, wenn wir uns unter den Suffixsprachen umsehen. Diese haben einen gewissen Vortheil vor uns, daß sie statt unsrer vorgeschobenen Präposizion das Hauptwort, welches das Object bezeichnet, voranstellen und den Verhältnißbegriff in einem Suffixwort nachführen; dadurch entsteht etwas unserem Casus analoges, das aber immerhin viel schwerfälliger aussieht, weil diese Suffixe mehrentheils mit Consonanten anlauten und dann den consonantisch schließenden Stämmen meist ohne Bildungsvocal angehängt werden. Die Zahl dieser Suffixe geht in manchen Sprachen fast ins unzählbare; Dutzende, ja Hunderte dieser Schein-Casus lassen sich bilden. Im Ungrischen sind dreizehn einfache Suffixe, welche sich so eng an das Wort anschließen, daß sie nach dem Gesetz seiner Derivazion ihren Vocal dem vorstehenden Wort assimilieren; dazu kommmen dreißig andre Suffixe welche mehrsilbig sind, und nach dem Gesetz der Composizion hinter das Wort treten; sie werden in der Schrift sogar getrennt geschrieben und es tritt keine Vocalassimilazion an das erste Wort ein; endlich giebt es wieder dreizehn Suffixe, welche aus zwei getrennten Wörtern bestehen, wovon das erste sich an das Hauptwort anschließen kann, das zweite aber selbständig nachfolgt.

Die Verhältnißbegriffe sind im Anfang sämmtlich Raumbegriffe; hier giebt den ersten Gegensatz die Ruhe an einem Ort und die Bewegung aus dem Ort. Die leztere scheidet sich wieder von dem Standpunkt des Subjects, ob sie eine Näherung oder eine Entfernung bezeichnet. Die Ruhe drückt nach verschiedner Entfernung vom Subject das hier, da, dort aus, die Bewegung das her und hin. Die Ruhe bezeichnet ursprünglich der casus locativus, die beiden Bewegungen der dativus und

ablativus, was wir durch die Partikeln zu, für, gegen und von, aus, ab ausdrücken können. Die Ruhe und Bewegung scheidet sich aber wieder nach verticalen und horizontalen Messungen, ruhend vertical, auf und unter, ruhend horizontal an, neben, bei, Bewegung vertical über und unter, horizontal zu, neben, an. Die Ruhe in Beziehung auf geschlossne Kreiße des Raumes giebt in, außer und die Bewegung in oder ein, nach, gegen und aus; die Bewegung in Beziehung auf Körper giebt in, durch, zwischen, vor, hinter u. s. w. Die Cohäsion der Körper giebt mit und ohne, die Messung der Entfernung von, ab und bis. Nun werden aber dieselben Raumpartikeln auf die Zeit übertragen, wir sagen als fixierten Punkt der Zeit an einem Tag, in einer Zeit, auch zur Zeit, vor der Zeit, nach der Zeit; in der Bewegung von der Zeit an, durch die Jahre, über die Zeit, hinter den Tagen, von der Zeit an, neben den Ereignissen, bis auf den Tag. Doch hat die Sprache auch einzelne Zeitpartikeln, die aber aus Nomen und Verbalformen entlehnt werden, wie seit der Zeit, während der Zeit.

Endlich aber drückt die Sprache mit diesen Raumwörtern auch abstracte Begriffe aus, von bezeichnet eine ganz abstracte Abhängigkeit, die der casus genitivus übernimmt und die den Grundbegriff gleichsam als das Zeugende und Herschende gegen den Nebenbegriff darstellt; für geht in den Zweckbegriff und so den casus dativus über, der auch durch das nominale wegen, um willen umschrieben wird. Ein Gegensatz bildet wider als Zweckbegriff des Feindes, wofür auch gegen stehen kann. Mit und durch werden aus der Begleitung und Bewegung zu Begriffen des Werkzeugs casus instrumentalis, uud dann der abstracten Causalität; unter wird abstracte Genossenschaft u. s. w.

Wir wollen dieses Thema keineswegs erschöpfen, ich wollte nur in wenigen Zügen andeuten, wie schwankend die Sprache in diesen Bestimmungen ist und wie leicht sie vom Raumbegriff auf den zeitlichen und causalen überspringt. Alle Verhältnißbegriffe durch Casus zu bezeichnen, hat unser Sprachstamm, so weit wir ihn kennen, niemals versucht; wir kennen vielmehr überhaupt nur acht Casusformen, die er versucht hat zu fixieren. Ihren Endungen liegt ohne Zweifel ein Grundschema zu Grund;

diese Casus werden aber wieder durch den Numerus bestimmt (so daß keineswegs dasselbe Verhältniß im Singular, Plural und Dual durch die gleichen Zeichen characterisiert wird, wie in den Suffixsprachen), zweitens durch den Sexus, und damit hängt die Modificazion durch die Wortbildung, d. h. durch die sogenannten Declinazionen zusammen; endlich bei dem unendlichen Schwanken der Begriffe werden die Casus untereinander verwechselt, und zumal je mehr einzelne aussterben, müssen die noch restierenden ihre Funczionen übernehmen, so weit sie nicht durch Partikeln getragen sind, und überhaupt hat wie gesagt die Sprache an leztern von je her einen solchen Ueberfluß, daß sie der Casus am Ende ganz entrathen kann. Dieses wird hinreichen, um zu zeigen, daß der nominale Casus bei weitem nicht die Bedeutung und auch nicht das geistige Interesse hat, den in unsrem Sprachstamm die Verbalflexion in Anspruch nimmt. Es ist ein altes Steckenpferd der Grammatik, daß sie ihre Instituzionen mit der Declinazion anfängt und diesen Zopf ist die Grammatik bis heute nicht losgeworden. Als ein bedeutendes Moment können wir dagegen aufstellen, die Ausbildung der Declinazion hängt in unsrem Sprachkörper in der Weise mit der Conjugazion zusammen, daß beide in ungekehrtem Verhältniß zu einander stehen. Diejenige Sprache unsres Kreißes, welche den reichsten und geistigsten Organismus im Verbum entwickelt hat, die griechische, ist im Nomen weniger entwickelt, das Latein hat mehr Casus bei seiner ärmeren Conjugazion. Die neuromanischen Sprachen haben die leztere glücklich ausgebeutet, den Casus aber völlig fallen lassen. Das Gothische ist auf beiden Gebieten nicht reich zu nennen, einzelne seiner nachgebornen Geschwister haben den Casus fast bis auf eine lezte Spur verloren, die unentbehrliche Flexion des Verbum aber überall festgehalten. Gegen das Griechische macht aber den directen Gegensaz das Sanskrit, das jenem gegenüber seinen Verbalorganismus nur kümmerlich entwickelt und geistig verwerthet hat, während es unter allen Sprachen unsres Kreißes die größte Zahl der Casusformen erhalten hat. Daran schließen sich die Letten und Sslawen mit einer armen Conjugazion, die von Jahrhundert zu Jahrhundert verkümmerte, neben einer üppig aufgeschossenen Casusbildung, die sich bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Dagegen haben Perser und

Armenier von der Conjugazion das nöthigste gerettet, die ersten aber die Casus ganz fallen lassen, die zweiten nur schwache Spuren davon erhalten. Aehnlich der Arnaute. Wie darum den Verbalorganismus bei den Griechen, so müssen wir den nominalen bei Indiern und Eslawen studieren.

Das Sanskrit und Zend hat die volle Zahl von acht Casus erhalten, wovon bei Letten und Eslawen einer fehlt, der uns dagegen im Latein erhalten ist. Diese acht Casus müssen wir jetzt characterisieren.

1) Der Nominativ ist der grammatische Grundstein jedes Satzes, ohne ihn ist kein vollständiges Urtheil ausgesprochen. Umgedreht soll der Satz nur Einen regierenden Nominativ einschließen, zwei vertragen sich so wenig als zwei Hähne in Einem Korb. Eine Ausnahme macht aber die sogenannte Appositzion, welche die Nominative durch die Formel = verbindet, d. h. zwei Substantive stehen hier in dem Verhältniß zu einander wie sonst das Adjectiv zum Substantiv, welche durch die hinzugedachte Copula sein verbunden sind. Die slawische Grammatik hat das logisch merkwürdige Gesetz, daß das Substantiv, das im Appositzionsverhältniß steht, nicht die grammatische Form des Nominativ annehmen darf, um nicht gegen obigen Grundsatz anzustoßen, es muß einen casus obliquus wählen; daher die slawische Regel, daß das Verbum sein den Instrumentalis, zuweilen den Dativ regiert. Die Wahl dieser Casus erscheint freilich abnorm. Unsre Grammatik versteht aber den Nominativ als einen determinierten Verhältnißbegriff, der folglich dem casus generalis gegenüber (der aber kein Casus ist) ein Flexionszeichen bedarf. Der Nominativ ist also in unsern Sprachen nicht wie in den Suffixsprachen ursprünglich die nackte Wurzel des Nomen gewesen.

2) Der Accusativ ist der directe Gegensatz des Nominativ, wie jener das thätige und herschende Object, so ist dieser das unmittelbar leidende und gehorchende; daher die französische Grammatik jenem grammatischen sujet das régime direct entgegenstellt. Die Grammaitk kann aber diesen ganzen Proceß dialectisch umkehren, sie stellt das leidende Object in die Form des thätigen und das thätige in die Form des leidenden; diß ist die Ficzion des grammatischen Passiv. Statt der Mann schlägt den Hund heißt es der Hund wird vom Mann geschlagen.

Der Accusativ drückt später auch die Bewegung an einen Ort aus, so wie eine Zeitbestimmung „nächsten Montag," „den ersten Mai" wie wir datieren; im französischen lö róa árriva lö dis, wo das leztere nicht ein zweiter Nominativ sein kann. Auch der Accusativ hat ursprünglich überall sein Flexionszeichen gehabt, das aber zum Theil früher als das des Nominativ verloren geht. Wo beide fehlen, muß die Funczion beider Formen durch den Artikel, oder durch die Wortstellung, oder auch bloß aus der Bedeutnng errathen werden. Selten wird der Accusativ vom Nominativ durch eine Präposizion ausgezeichnet, die natürlich bei lezterem unmöglich wäre. Diese Freiheit hat sich unter uns der Spanier genommen; er kann sein a (ad), das den Dativ ausdrückt, auch als Accusativ gebrauchen.

3) Der Dativ drückt den Zweckbegriff aus, er bestimmt das Object, zu dessen Schaden oder Vortheil etwas geschehen soll; er drückt also das für und wegen aus. Es ist das régime indirect des Franzosen, das sich aber dialectisch unmittelbar aus dem Accusativ übersetzen läßt durch Verdopplung der Objecte, z. B. statt zu sagen: der Mann schlägt den Hund kann ich sagen der Mann giebt dem Hund Schläge; dort ist der Hund das unmittelbar leidende Object, hier wird das nächste Object, das eigentlich Werkzeug ist und das im Verbum involviert war, für sich fixiert und der Hund, zu dessen Vortheil oder Schaden die Operazion geschieht, erscheint als das indirect leidende Object. Durch diesen Begriff der indirecten Betheiligung hängt dieser Casus mit den folgenden zusammen, daher ihre Formen vielfach zusammenfließen. Wo die Form untergeht, wird der Dativ gewöhnlich durch eine Präposizion ausgedrückt, die aber bei kurzen Sätzen auch wegfällt wie zuweilen im Englischen; die Neuscandier haben die Regel, daß von zwei abhängigen Casus derjenige Dativ ist, der im Satz dem Verbum am nächsten steht, der entferntere ist dann der Accusativ, die Auszeichnung beruht also rein auf der Wortstellung.

4) Der Locativ oder nach andern Localis drückt die Lage an einem Ort aus, was meistens durch die Formen des Ablativ, Genitiv oder Dativ mitausgedrückt wird. Obgleich die heutigen Sslawen diesen Casus noch besitzen, so hat er doch sein volles Casusrecht insofern eingebüßt, daß er nie mehr selbständig, sondern

nur im Gefolge einer Präposizion auftritt. Die Russen haben ihn darum casus præpositionalis genannt.

5) Der Ablativ bezeichnet ursprünglich die Bewegung aus einem Ort, ist also durch von, aus zu umschreiben, wird dann als Zeitbestimmung (statt jenes deutsch-französischen Accusativ) und dann als Werkzeug für den Instrumental gebraucht. Seine Form ist außer dem Sanskrit und ältesten Persisch nur im Latein erhalten worden. Seine angeblichen Formen im Armenischen und Arnautischen sind noch nicht hinlänglich untersucht und erklärt.

6) Der Instrumentalis drückt das Werkzeug aus, mit dem etwas geschieht, wird also durch mit oder durch umschrieben, geht aber von da auch in den Begriff der bloßen Begleitung über, namentlich bei den Sslawen, die ihn in diesem Sinn auch casus sociativus genannt haben. Abstract drückt er sodann die Causalität durch oder die Veranlassung aus, wie anderwerts der Ablativ. Eigenthümlich brauchen ihn die Sslawen in der Poesie als Vergleichungs-Object. Seine armenische Form ist noch dunkel.

7) Der Genitiv hat seinen Namen vom Zeugen und drückt gewissermaßen das Verhältniß des Vaters zum Sohne aus, was aber nichts andres als die unmittelbare Abhängigkeit des einen Objects vom andern bezeichnet; seine Funczion wird darum auch in der Composizion durch den casus generalis des ersten Worts oder den sogenannten Composizionslaut erreicht, oder auch durch eine Adjectivderivazion wie die slawischen ov und in, die einer Genitivbildung gleich gelten, zulezt wird er durch die Ablativpartikel von, gleichsam von etwas aus, also veranlaßt, umschrieben. Der Genitiv drückt hie und da auch den Localbegriff aus, was man villeicht aus Ellipsen oder aus der Locativform erklären kann.

8) Der Vocativ ist, den andern gegenüber, eigentlich gar kein Casus, d. h. er drückt überhaupt keinen Verhältnißbegriff aus. Er ist die Verbalbewegung, die ins Nomen hereinschielt, er ist der nominale Imperativ, die Anrede, also ein Verhältniß nicht des Objects sondern der Subjectivität. Der Vocativ hat aber in der That auch kein wirkliches Flexionszeichen; seine Auszeichnung in den alten Sprachen besteht darin, daß man ihm, sofern er überhaupt sich von der Nominativform abscheidet, den Flexions-

consonant dieses Casus abzieht und etwa den restierenden auslautenden Vocal schwächt, zuweilen auch dehnt. Eine scheinbare Ausnahme machen manche slawische Vocative, die eine erweiterte Form des Nominativ sind; es liegt die Vermuthung nahe, daß dieselben eigentlich eine ältere Form des Nominativ enthalten, was sich daraus zu bestätigen scheint, daß die serbischen Lieder diese Vocativform gewöhnlich als Nominativ verwenden. Der Vocativ wird aber überhaupt bloß im Singular ausgeschieden, im Plural fällt er überall mit der Nominativform zusammen.

Die genannten acht Casusformen treten überhaupt ursprünglich im Singular und Plural auf; was den Dual betrifft, so sind seine Formen viel weniger ausgebildet worden, und wo er erscheint, hat er im höchsten Fall drei verschiedne Casusformen, so daß in der ersten Form der Nominativ, Accusativ, Vocativ, in der zweiten der Dativ, Ablativ und Instumentalis, in der dritten der Locativ und Genitiv gemeinschaftlich vertreten sind.

Was nun die Characterformen der Casus betrifft, so könnte man präsumieren, jeder sei ursprünglich durch einen characteristischen Consonant in Verbindung mit einem Bildungsvocal vertreten gewesen, wozu noch eine besondre Numeralbezeichnung träte. Diese mechanische Construczion der Suffixsprachen ist aber unsrem Sprachstamm wesentlich fremd. Wahr ist nur so viel, die Singularcasus haben großentheils einen Characterconsonant, der seinen Vocal mitbringen kann, einige aber kennen wir nur als vocalische Endungen; die Pluralformen sind fast durchaus von den Singularformen unabhängig, enthalten aber zum Theil eine volltönige Suffixsilbe, die meist durch einen Bildungsvocal angehängt ist, oder sie erhalten statt dessen breitere Vocale; der Dual zeichnet sich durch die vollsten Vocale aus. Alles nähere läßt sich nur am lebendigen Beispiel besprechen und erläutern. Wir müssen also die Formen nach ihrer historischen Geltung zusammenstellen und das ursprünglichste zu errathen suchen.

Die älteste Formazion finde ich in der Abjectivflexion der mittelländischen Sprachen, worunter ich Sslawen, Gothen und Letten verstehe; die nächste an Vollkommenheit in der allgemeinen Flexion der drei alten oder classischen Sprachen, Sanskrit, Griechisch und Latein; auf derselben Stufe aber steht wieder die secundäre Form jener drei mittelländischen Sprachen, und endlich

auf lezter Stufe die ganz isolierte germanische schwache Flexion. Es sind also überhaupt nur sechs Völker, welche wirkliche Flexion haben, da wir das älteste Persisch oder Zend als dem Sanskrit ganz nahe stehend unter diesem subsumieren, die armenische und arnautische Flexion aber als noch problematisch übergehen. In der Erforschung der Casusformen hat sich Bopp die rühmenswerthesten Verdienste erworben; es darf aber nicht geleugnet werden, daß mit alle dem in dieser Materie im einzelnen noch sehr vieles im Dunkel liegt.

I. Die volle oder verstärkte Declinazion des Adjectiv bei den mittelländischen Sprachen.

Daß wir mit der Adjectivform den Reihen eröffnen, gebührt sich schon nach dem Rang, den diese Wortclasse bei uns einnimmt. Daß die erste Stelle aber den mittelländischen Sprachen zufällt, ergiebt sich aus dem von uns entwickelten Begriff der Determinazion des Objects. Die älteste Pronominaldeclinazion stimmt mit dieser zusammen und bestätigt dieselbe. Allerdings hat der Indier acht Casus und diese Sprachen wo sie am vollsten sind nur sieben, auch müssen die indischen Formen, welche zuweilen an Fülle vorangehen, hier gleich in die Vergleichung mitgezogen werden. Der Grund aber, warum principiell das Sanskrit in die zweite Reihe verwiesen wird, liegt in dem folgenden Hauptpunkt.

Gleichwie wir in der ersten Bewegung des Verbalorganismus aus einer mechanischen Regung der Reduplicazion ausgegangen sind, so scheint auch auf dem nominalen Gebiet etwas analoges Statt zu haben. Der Reduplicazionstrieb hat nur hier nicht die Wortwurzel, sondern das dunkle Flexionselement selbst ergriffen, d. h. diese Bildung in dem Bestreben, die oben geschilderte Determinazion des Objects in sich zu reißen und zu fixieren, hat zu einer energischeren Entwicklung der Formen beigetragen, und dieser Trieb, durch ein der slawischen Sprache eingebornes phonetisches Gesetz unterstüzt, hat sich in diesem Gebiet am freisten entfalten können. Daher die volltönigen Endungen des slawischen definiten Adjectiv. Das gothische starke Adjectiv hat nur in einzelnen Formen Spuren dieser Verdopplung erhalten. Ganz eigenthümlich ist aber das Verhalten des lettischen Adjectiv. Hier war der freie Trieb der Flexions-

reduplicazion durch die Schwere der Formen gehemmt und es artete darum großentheils der Reduplicationstrieb in eine mechanische Wiederholung der Endung aus, die dem einfachen Adjectiv und dem bereits abgelösten Pronomen zugleich entspricht. Diese falsche Reduplicazion gleicht also auf verbalem Gebiet derjenigen, welche anstatt gagan das deutsche gaggan für gehen erzeugt hat. Wir stellen darum absichtlich die lettische indefinite Form, welche an Formfülle der gothischen sich vergleichen läßt, in Begleitung ihrer definiten Form auf, um den Gegensatz dieser mechanischen Bildung gegenüber der organischen slawischen klar hervortreten zu lassen.

Ich wähle als Paradigma ein Adjectiv, das den Sslawen und Deutschen gemein ist, um die Verhältnisse anschaulicher zu machen. Dazu dient die slawische Wurzel slab, welcher unser deutsches schlaff entspricht. Das Wort kommt zwar bei Ulfilas nicht vor, könnte aber im Gothischen nicht anders als ṣlap lauten. Für das lettische Beispiel dient uns die Wurzel ger gut.

Was die Anordnung der Casus betrifft, so haben sich Rask und Bopp vielfach bemüht, sie bald nach logischen, bald nach formativen Gründen zweckmäßig zusammenzustellen; bei den vielfach sich durchkreuzenden Formen und Begriffen läßt sich aber eine Consequenz nicht durchführen und ich entscheide mich daher zu der Ordnung, die in der Grammatik als hergebrachte und uns geläufigste gelten kann. Das giebt etwa diese Ordnung: Nominativ, Genitiv, Dativ, Accusativ, Vocativ, Instrumental, Locativ und Ablativ.

Singular Masculin.

	Sslawisch definit.	Gothisch stark.	Lettisch indefinit.	Lettisch definit.
nom.	slabŭii	ṣlapṣ	geras	gerasis
gen.	slabago	ṣlapiṣ	gero	gerojo
dat.	slabumu	ṣlapamma	geram	geramjam
acc.	slabŭii	ṣlapana	geran	geranjan
voc.	slabŭii	ṣlapṣ	geras	gerasis
instr.	slabŭimĭ	(ṣlapû)	gerû	gerûju
loc.	slabjémĭ	—	gerame	geramjame
abl.	—	—	—	—

1) Nominativ. Das Characterzeichen ist vom Sanskrit an erwiesen S oder mit dem Vocal as, der Sslawe aber wirft alle

Schlußconsonanten ab; die Grundform wäre also slapajas, dann slabojis, das oj zieht aber der Sslawe in seinen beliebten Diphthong ui zusammen, wofür sein Alfabet einen eigenen Buchstab bietet, so entsteht slabŭi-i, das man auch slabŭji lesen kann. Beim Gothen hat hier kein Reduplicazionstrieb gewaltet und er hat das einfache slapas noch überflüssig in slaps contrahiert. Nicht ebenso aber die andern germanischen Stämme; wenigstens das altfränkische zeigt uns aus slapajis contrahiert, mit Auflösung des S in R, die Form slaffêr, schlaffer, dessen Endung sich bei uns bis heute ungekränkt erhalten hat. Dem Letten sollte das einfache geras zu gerasas werden, da aber aus der Endung as sich bereits ein Pronomen jis entwickelt hätte, assimilierte er den Vocal dieser Abschwächung und bildete gerasis.

2) Genitiv. Dieser Casus ist der schwierigste. Stellen wir slabago neben gerojo und vergleichen damit den indischen Genitiv vrikasja (des Wolfes) und das gothische slapis, altfränkisch slaffes, schlaffes, so scheint ein Guttural, also K, mit j verbunden der Grundlaut der Flexion, welches K sich nach bekanntem Gesetz in S auflösen kann. Aus einer Grundform slapakja können wir sämmtliche Formen ableiten. Die lettische volle Form kann man hier als einfache Schwächung von geraga erklären und was das gothische S betrifft, so ist zu erwähnen, daß dieser Flexionsconsonant der dauerhafteste des ganzen germanischen Sprachkörpers geblieben ist, denn Sprachen, die alle Flexion verloren haben, wie die neuscandische und englische, behalten es bei, dehnen es sogar wie wir den Composizionslaut auf ganz unorganische Fälle wie das Feminin und den Plural aus.

3) Dativ. Hier stimmt slabumŭ zu geram, der Gothe aber verdoppelt das M und sagt slapamma. Ist hierin ein Rest der Reduplicazion, also slapamama zu suchen? Ich glaube es immer noch lieber, als Bopp's Erklärung der Endung amma für eine Assimilazion aus asma. Er hat sich nämlich ein sogenanntes Einschaltepronomen sma im Sanskrit zurechtgestellt, das bei ihm als der deus ex machina alle dunkeln Erscheinungen der Flexion erklären muß; denn aus der Combinazion sm läßt sich durch Buchstabenverwandlung in der That alles und jedes machen. Pott hat dieses Pronomen, wo es vorkommt, richtig aus der Contraczion von sama erklärt; hier aber bedürfen wir seiner nicht,

weil uns die Flexion kein Suffix ist. Aus slapamama aber kann man als einfachere Form das altfränkische slaffemu oder slaffemo, unser schlaffem erklären, dessen M wir bis heute festgehalten haben zur Beschämung nicht nur des Griechischen und Latein, sondern auch des uralten Sanskrit, die ihre Dativform nicht anders als vocalisch zu flectieren wissen, was unsrer Substantivflexion entspricht. Das lettische geramjam ist eine mechanische Reduplicazion, indem das Pronomen jam seinen Anlautsvocal hineingeschoben hat.

4) Accusativ. Hier aber müssen wir die älteste Form im Sanskrit anerkennen. Sie heißt vrikam den Wolf, also dasselbe M, das auch den Dativ bildet; die übrigen Sprachen haben aber dieses M abgeschwächt in N; das gothische slapana könnte für redupliciertes slapanan stehen, altfränkisch einfach slaffan. schlaffen; der Lette hat das N von geran wie es scheint in einen Nasalvocal abgeschwächt, so daß wir eigentlich gerã schreiben sollten, dem lateinischen bonũ analog, und ebenso die mechanische Reduplicazion geranjan geräjã. Da der Sslawe im Nominativ sein S wie hier sein N abwerfen muß, so lautet die Form dem Nominativ ganz gleich slabũii oder slabũji.

5) Den Vocativ haben diese Sprachen in der Adjectivform niemals vom Nominativ ausgeschieden.

6) Der Instrumentalis zeigt uns vocalische Endung; das lettische gerû und villeicht als ursprüngliche Reduplicazion gerûju. Dieser in der gothischen Mundart nicht erhaltene Casus zeigt uns im altfränkischen Dialect die Endung slaffû. Spuren dieser Instrumentalform haben sich in unsrer Sprache erhalten in den Formen desto für des-diu, heute villeicht aus hiu-tagu contrahiert, wenn es nicht aus lateinischem hodie gemacht ist, und in der Phrase bei alle dem, wo alle für allû steht; andre Spuren davon sind das englische huái warum und das schwedische tû denn. Das slawische steht hier ganz isoliert mit einer Endung M, die auch in der indefiniten Form und im Substantiv besteht, für Masculin und Neutrum; der Verdacht liegt nahe, daß diese Form ihr unorganisch erscheinendes M aus dem Dativ entlehnt habe.

7) Der Locativ, der dem Gothen fehlt, lautet im Indischen vocalisch aus. Das slawische slabjemĭ, wofür auch slabomĭ stehen kann und das lettische gerame mit seiner mechanischen

Verdopplung geramjame scheinen hier die ursprüngliche Form gerettet zu haben. Bei der Gleichheit des Characters mit dem Dativ ist aber nicht zu verwundern, daß diese Form sich mit der andern vermischt hat und den meisten Sprachen fehlt.

8) Der Ablativ kommt in diesen Sprachen nicht vor.

Singular Feminin.

	Sslawisch definit.	Gothisch stark.	Lettisch indefinit.	Lettisch definit.
nom.	slabaja	ṣlapa	gera	geroji
gen.	slaboijeŋ	ṣlapäṣôṣ	geros	gerosiês
dat.	slabjei	ṣlapä	gerai	geraijei
acc.	slaboŋjoŋ	ṣlapa	geran	geranjen
voc.	slabaja	ṣlapa	gera	geroji
inst.	slabojoŋ	—	gera	geraje
loc.	slabjei	—	geroje	gerojoje
abl.	—	—	—	—

1) Nominativ. Auch das Feminin hat in diesem Casus zuerst eine Flexion S gehabt, gleich dem Masculin, was das Indische, die griechische und lateinische dritte Declinazion und die Pronomina hinlänglich beweisen; hier aber ist das S durchaus gefallen und die Endung schließt vocalisch. Die volle Form wäre also slapajas, slawisch slabaja, gothisch und lettisch die einfache Form, die sich in geroji wieder ans slawische anschließt und einfache Reduplicazion heißen kann. Eine merkwürdige Bestätigung der Reduplicazion giebt auch die älteste fränkische Form, welche slapajas in ṣlaffju contrahiert, was sich weiterhin in ṣlaffu und in ṣlaffi, schlaffe abschwächt.

2) Vergleichen wir unsre Genitive mit dem indischen dharâjâs der Erde, so tritt zwar hier nirgends ein Guttural K hervor, wie im Masculin, wohl aber ein s, oder sj, das sich in j abschwächen kann. Man könnte also gerosiês für die älteste Form halten und nächst ihr ṣlapäṣôṣ stellen, woraus das altfränkische ṣlafferâ, schlaffer hervorgeht. Das erste S wäre ausgefallen im indischen dharâjâs, beide aber im slawischen slaboijeŋ dem ein älteres slaboijaŋ vorangegangen sein mag, da der Nasal eŋ nur Umlaut aus aŋ ist; diese Nasalbildung ersetzt gewissermaßen das verlorne S, das heißt es ist dasselbe Nasalelement, das im Gothischen die geschwächte Declinazion ergänzt und das im slawischen noch viel entschiedner hervortritt, wie wir sehen werden. Im

lettischen geros kann man unentschieden lassen, ob die Form bloß um die Schlußsilbe verkürzt oder mit Ausfall des S zusammengezogen sei.

3) Die Dativform lautet in unsern Sprachen vocalisch; von der vollsten indischen Form dharâjai der Erde ließe sich das lettische geraijei, slawische slabjei, wofür aber auch slaboï stehen kann, lettisch als Verkürzung gerai gothisch ṣlapä erklären. Hier tritt aber die merkwürdige Erscheinung auf, daß dem gothischen ṣlapä gegenüber, vielmehr aber dem Genitiv ṣlapäṣôṣ ṣlafferâ analog im altfränkischen Dativ ṣlafferu eintritt. Grimm glaubt, das gothische ṣlapä stehe für ṣlapäṣä oder ṣlapäṣô, in Uebereinstimmung mit den Pronomenformen iṣä, þiṣä und mit unsrer deutschen Sprache die in schlaffer bis heute dieses R bewahrt hat. In diesem Fall ist also unsre deutsche Sprache allein im Besitz der ursprünglichen Form.

4) Im Accusativ hat wieder der Indier den ältesten Flexionsbuchstab M erhalten, der im Griechischen sich in N schwächt, im Lettischen in den Nasalvocal gerã, wie lateinisch bonã, die Verdopplung durch das Pronomen wäre geräjẽ. Das gothische ṣlapa, altfränkisch ṣlaffa, schlaffe hat den Consonant abgeworfen. Der Sslawe verändert seinen Nominativ slabaja mit doppeltem Nasal in slaboɳjoɳ, also mit doppeltem schwachem Elemente, das dem lettischen geräjẽ ganz analog ist.

5) Der Vocativ ist dem Nominativ gleich.

6) Instrumental. In Einstimmung mit der Sanskritform dharâjâ, durch die Erde, welche selbst redupliciert erscheint, bildet der Sslawe slabojoɳ, also mit einfachem Nasalelement, der Lette ohne dieses geraje, woraus verkürzt gera.

7) Die Locativendung ist überall vocalisch, doch haben Sanskrit-Feminine die abweichende Form âm, die villeicht die älteste ist. Das lettische gerojoje kann man für ursprüngliche Reduplicazion, die Formen geroje und slabjei aber für ihre Abkürzung halten.

Singular Neutrum.

	Sslawisch definit.	Gothisch stark.	Lettisch indefinit.
nom.	slaboje	ṣlapata	gera
gen.	slabago	ṣlapiṣ	gero
dat.	slabumu	ṣlapamma	geram

	Sslawisch definit.	Gothisch stark.	Lettisch indefinit.
acc.	slaboje	ṣlapata	gera
voc.	slaboje	ṣlapata	gera
inst.	slabŭimĭ	(ṣlapû)	gerû
loc.	slabjémĭ	—	gerame
abl.	—	—	—

Da der Lette im Substantiv das Neutrum aufgegeben hat, so fehlt ihm auch die jenes determinierende Endung der definiten Form. Nur ein indefiniter Singular des Neutrum hat sich erhalten.

1) Die ursprüngliche Endung des Neutrum war dem S der beiden andern Geschlechter gegenüber T, wie sich in der gothischen vollen Form ausspricht, die noch dazu aus reduplicirtem ṣlapatat gebildet scheint. Statt ṣlapata darf aber auch ein ganz flexionsloses ṣlap gebraucht werden. Altfränkisch ṣlaffas, schlaffes, oder flexionslos ṣlaff schlaff. Aus ṣlapatat mit Abfall der Consonanten erklärt sich nun das slawische slaboje sowie das verkürzte lettische gera.

2) Genitiv und Dativ wie im Masculin.

3) Accusativ und Vocativ wie im Nominativ.

4) Instrumental und Locativ wie im Masculin.

Plural Masculin.

	Sslawisch definit.	Gothisch stark.	Lettisch indefinit.	Lettisch definit.
nom.	slabii	ṣlapä	gerie	gerieji
gen.	slaboiχŭ	ṣlapäṣê	gerû	gerujû
dat.	slaboimŭ	ṣlapäm	geriems	geriemsiems
acc.	slaboijen	ṣlapanṣ	gerûs	gerûsus
voc.	slabii	ṣlapä	gerie	gerieji
inst.	slaboimi	—	gerais	geraiscis
loc.	slaboiχŭ	—	gerûs	gerûsûse
abl.	—	—	—	—

1) Daß auch dem Plural Nominativ ursprünglich S zukommt, zeigt das indische vrikâs (Wölfe) gothisch vulfôṣ und die griechische und lateinische dritte Declinazion. Hier ist der Consonant verschwunden, und die Endung ist vocalisch. Man könnte gerieji und slabii, das auch slabiji gelesen werden kann, für die älteren Formen halten, die verkürzt wären in gerie und ṣlapä, altfränkisch ṣlaffê, schlaffe.

2) Unverkennbar hatte der Genitiv ein flexives S oder sj. Die Form slapäsê altfränkisch slaffêrô, schlaffer mag ein Rest von Reduplicazion sein wie das lettische gerujû, abgekürzt gerû. Der Sslawe hat nach einer ihm gewohnten Idiosyncrasie das S in den Gutturalaspirat χ umspringen lassen, also slaboiχŭ.

3) Dativ. Die indische Form vrikêbhjas (den Wölfen, wo wir aber das bh leider nicht genau verstehen) muß den Ausschlag geben. Der Labial hat sich ins nasallabiale M umgesetzt, wenn man nicht ein ursprüngliches mb also slapambjas annehmen will; am reinsten ist das lettische geriems, das in geriemsiems sichtbar mechanisch redupliciert ist. Die andern werfen das S ab und bilden mit langem Vocal slaboimŭ, slapäm, woraus das altfränkische slaffêm, das sich in slaffen unser schlaffen abschwächt.

4) Die Accusativendung ist NS, die sich einzig im Gothischen ganz erhalten hat, slapans, altfränkisch mit Verlust beider Consonanten slaffê, schlaffe. Selbst das Sanskrit hat bloß das N gerettet, vrikân (die Wölfe). Dagegen auf Reduplicazion der Grundform deutet das lettische gerûsus, abgekürzt gerûs und das slawische slaboiję das für älteres slaboiją die Erinnerung an die alte Nasalendung dißmal villeicht bewahrt hat. Die Grundform des Casus wäre also slapajans gewesen.

5) Vocativ wie Nominativ.

6) Nach Bopp ist der indische Instrumental vrikais (durch die Wölfe) mit dem das lettische gerais, redupliciert geraiseis vollkommen einstimmt, entstanden aus einem ältern vrikâbhis oder vrikêbhis, das dem Dativ ähnlich gebildet ist. An die Stelle dieser bhis tritt nun wieder slawisches M und daher die Endung slaboimi, die nach dem vollen Auslautsvocal zu schließen aus einem reduplicierten slaboimim gemacht wäre. Es ist hier auffallend, wie weit die lettische und slawische Formazion sich von einander entfernen.

7) Der Locativ zeigt seine Endung im indischen vrikêshu (in den Wölfen) also mit flexivischem S (das nur euphonisch mit sh wechselt). Dieselbe Form redupliciert erscheint im lettischen gerûsuse, verkürzt gerûs. Der Sslawe hat wieder das S in sein χ umgesetzt, slaboiχŭ.

Plural Feminin.

	Sslawisch definit.	Gothisch stark.	Lettisch indefinit.	Lettisch definit.
nom.	slaboijeη	șlapôș	geros	gerosos
gen.	slaboiχŭ	șlapäșô	gerû	gerûju
dat.	slaboimŭ	șlapäm	geroms	geromsoms
acc.	slaboijeη	șlapôș	geras	gerases
voc.	slaboijeη	șlapôș	geros	gerosos
inst.	slaboimi	—	geromis	geromsomis
loc.	slaboiχŭ	—	gerosa	gerososa
abl.	—	—	—	—

1) Nominativ. Das ursprüngliche S auch dieser Endung zeigt der Gothe, Lette und Indier. Redupliciert ist gerosos und slaboijeη für slaboijaη mit schwacher Nasalform, die in diesem Casus für uns allerdings auffallend ist; die Formen șlapôș und geros sind die einfache verkürzte Form.

2) Genitiv. Die vollste Form hat der Gothe, doch nur Ein S wie im Masculin; die Vocale zeichnen den Sexus; der Lette mit Ausfall des S gerûju, der Sslawe geht hier durch alle Geschlechter mit dem Masculin.

3) Dativ. Durchaus wie das Masculin, nur der Lette hat Vocaldifferenz für den Sexus.

4) Der Lette hat für den Accusativ besondre Vocale, die andern gehen völlig mit dem Nominativ.

5) Vocativ wie Nominativ.

6) Instrumental. Hier ist lettisch eine bedeutende Abweichung vom Masculin, die nur durch Vergleichung mit dem Indischen klarer wird. Dort entspricht gerais dem vrikias, das aber nach Bopp für vrikâbhis stehen soll; hier ist das indische dharâbhis wieder durch Umsetzung des Labial ins M zu geromis geworden; das definite geromsomis scheint spätre mechanische Verdopplung, das slawische slaboimi ist dem Masculin gleich.

7) Locativ, lettisch durch den Vocal vom Masculin geschieden, slawisch gleich.

Plural Neutrum.

	Sslawisch definit.	Gothisch stark.
nom.	slabaja	șlapa
gen.	slaboiχŭ	șlapäșê
dat.	slaboimŭ	șlapäm

	Sslawisch definit.	Gothisch stark.
acc.	slabaja	ṣlapa
voc.	slabaja	ṣlapa
inst.	slaboimi	—
loc.	slaboiχŭ	—
abl.	—	—

Durchaus dem Masculin gleich, nur Nominativ, Accusativ und Vocativ auf gleichmäßiges a gebildet, das im Sslawischen redupliciert, im Gothischen aber einfach steht. Die lettische Form fehlt ganz.

II. Die einfache allgemeine Declinazion der drei alten Sprachen.

Die Substantiv-, Adjectiv- und Pronomen-Casusbildung ist sich gleich im Sanskrit; Griechischen und Latein. Von der Reduplicazion der Flexion sind noch Spuren nachzuweisen, sonst herscht einfache aber volle Flexionsform. Ich gebe nach Bopp drei indische Paradigmen vrikas, der Wolf (mit lukoṣ, lupuṣ verwandt) dharâ die Erde (nach Bopp mit χôra, nach meiner Ansicht mit terra und gothischem èrþa verwandt) und dânam die Gabe (dôron, dônŭ). Für die beiden andern Sprachen können wir uns am bequemsten eines Adjectiv bedienen.

Singular Masculin.

	Indisch.	Griechisch.	Latein.
nom.	vrikas	kaloṣ	bonuṣ
gen.	vrikasja	kalou	boni
dat.	vrikâja	kalôi	bonô
acc.	vrikam	kalon	bonŭ
voc.	vrika	kale	bone
inst.	vrikêna	—	—
loc.	vrikê	—	—
abl.	vrikât	—	bonôd

1) Der Nominativ ist überall derselbe, die Endung S, der Vocal indisch a, das sich zuerst in's o, dann in's u weiter bewegt.

2) Der Genitiv hat indisch in allen Declinazionen (mit wenigen Anomalien) das auslautende S; die vollere Form sja haben sowohl Pronomina als Substantive auf a. Man kann diese Endung für eine Spur redupliciereuder Flexion ansehen.

Im Griechischen findet Bopp die alte epische Endung am Pronomen und Substantiv in toio lukoio dem Sanskrit gemäß mit der dem Griechen gewöhnlichen Auswerfung des S zwischen Vocalen gebildet, also für toiso lukoiso, ganz wie das indische tasja vrikasja, was sehr einleuchtend; ebenso aineiao für aineiasio. Für lukoio aber ist lukou eine natürliche weitere Abkürzung. Im Lateinischen, sagt Bopp, sei hujus, illius umstellt für husju, illusju, was ich nicht glaube, vielmehr ist die nothwendige ältere Endung beider asjas, usjus, das heißt eine willkommene Bestätigung der reduplicierten Flexion, von welcher der Indier das mittlere, der Römer das schließende S aufbewahrt hat. Das lateinische boni erscheint als bloße Weiterschwächung aus dem griechischen kalou in bonoi endlich boni. Daß aber sowohl der Grieche als der Römer das S des Genitiv ursprünglich hat, zeigt am klarsten ihre ganze dritte Declinazion, deren Character griechisch os, lateinisch is lautet.

3) Im Dativ zeigt diese zweite Declinazionsclasse eine bedeutende Abweichung von der ersten, daß sie nämlich das flexivische M verloren hat, dagegen liegt eine Spur der reduplicierten Form in der zweisilbigen indischen Flexion vrikâja; im Griechischen bleibt von der zweiten Silbe nur das dem Dativ durchaus anhängende i, das in der dritten Declinazion eine Silbe bildet, in der ersten und zweiten aber nur triphthongisch d. h. subscribiert sich anhängt; im Latein ist ebenso das i in der dritten erhalten, in der vierten und fünften tritt es hinter den Vocal, in der zweiten ist es im ô aufgegangen, wie in der spätern griechischen Aussprache. Bopp's Ansicht dagegen ist, der griechische Dativ sei aus dem indischen Locativ entstanden, vrikê aber aus vrikai und dieses i sei das locative im griechischen maraþôni, oikoi, aus dem wieder der Dativ oikôi gemacht sei.

4) Dem Accusativ gebührt, ohne die Reduplicazion der ersten Classe, einfacher Nasallaut. Die älteste Gestalt des indischen M in vrikam verdünnt sich griechisch in N, kalon, welches N aber in der dritten Declinazion sich in vocalisches a auflösen kann; der Römer hat das N mit dem Vocal in den einfachen Nasalvocal aufgelöst, bonũ; das N lautet noch als Guttural in dem aus hun-ke contrahierten huŋk (diesen) und als reines N in Formen wie eun-dẽ (denselben); villeicht ist auch dem bonũ ein

gutturales bonum vorausgegangen, aber vor der classischen Periode, wo diese Endung als Vocal Elision macht.

5) Der Vocativ, den wir in der ersten oder Adjectivclasse nicht vom Nominativ sich abscheiden sahen, ist in der That keine Flexion, sondern nur eine Abschwächung des Nominativ. Der Indier wirft von vrikas nur den Character S ab, um den also unorganisierten leeren Stamm des Worts übrig zu lassen; der Grieche und Römer thut desgleichen, der auslautende Vocal schwächt sich aber in Folge dessen in seinen Umlaut e, so daß kale und bone übrig bleiben, welche hiedurch sich schärfer vom Nominativ scheiden. In der dritten Declinazion bleibt aber die Nominativform nebst dem S.

6) Der Instrumental, der im slawischen datívisches M zeigte, hat sonst vocalische Endung, indisch a. Die Spur einer reduplicierten Flexion erscheint im indischen vrikê-n-a, indem die beiden Vocalschüsse durch ein euphonisches N getrennt werden; man kann in diesem indischen N das erste Vorbild der gothischen schwachen Declinazion erblicken.

7) Der Locativ, der durchaus mit dem Dativ geht, hat wieder das M der ersten Classe verloren und lautet im Sanskrit gewöhnlich auf i aus, das sich hier aus vrikai in vrikê zusammenzieht. Es ist schon erwähnt, daß Bopp aus diesem Casus den griechischen Dativ kalôi ableiten will.

8) Der Ablativ, der nur indisch und lateinisch erhalten ist, hat im Sanskrit den Consonant T zum Character oder die Silbe at, die mit dem Stammvocal zusammen langes ât bildet: vrikât von dem Wolfe. Der Ablativ besteht in dieser consonantischen Endung als altlateinisches D und zwar durch alle Declinazionen: in altôd marid, praidâd, navâlêd, senâtûd, wovon später nur der lange Vocal übrig bleibt, statt bonôd bonô, das dann mit dem Dativ zusammenfällt. Die Poesie brauchte auch später noch archaistische Formen wie mêd, sêd für mê und sê, welche Ablativformen aber in ihrer echten Bedeutung nicht mehr verstanden waren, daher sie z. B. Plautus unrichtig auch als Accusative verwendet.

Singular Feminin.

	Indisch.	Griechisch.	Latein.
nom.	dharâ	kalê	bona
gen.	dharâjâs	kalês	bonai

	Indisch.	Griechisch.	Latein.
dat.	dharâjai	kalêi	bonai
acc.	dharâm	kalên	bonã
voc.	dharê	kalê	bona
inst.	dharajâ	—	—
loc.	dharâjâm	—	—
abl.	dharajât	—	bonâd

1) Daß das Feminin ein S hatte, beweisen die indischen Stämme auf i wie prîtis die Freude und die dritte Declinazion im Griechischen und Lateinischen. Im Indischen ist die Endung jezt langes a, im Griechischen ebenfalls, nur hat es jonisch und meistens auch attisch den Umlaut ê erlitten, wo der Dorier und die tragischen Chöre das â festhalten; der Lateiner hat kurzes a.

2) Der Genitiv hat die Flexion S und im Indischen noch einen Rest von Reduplicazion in dharâjâs, einfach im Griechischen kalâs, umgelautet kalês, der Lateiner hat die alte Endung erhalten in familiâs, sonst wird das S in Vocal aufgelöst; die älteste Form ist wohl die poetische, welche triphthongisches oder gar unrichtig zweisilbiges âï als bonâi bildet, später wurde der Diphthong ai bonai daraus, das auch in der Schreibart bonae ein Diphthong bleibt; erst gegen das Mittelalter wurde daraus bonê (und in unsern Schulen falsch bonä). Die dritte Declinazion behält ihre Endung is durchaus.

3) Der Dativ wird überall vocalisch durch i gebildet; indisch redupliciert dharâjai, griechisch aus kalâi, umlautend kalêi, später gesprochen kalê; lateinisch dem Genitiv gleich geworden bonai, bonae endlich bonê.

4) Der Accusativ hat einfaches M, dharâm, griechisch geschwächt in N kalân, umgelautet kalên, lateinisch aus dem M Schwächung ins N, dann durchs gutturale ŋ in den Nasalvocal bonã, der neuromanisch sich ins reine a auflöst, (buôna, buéna) oder gar abfällt (bonn).

5) Nur der Indier hat einen weiblichen Vocativ dharê mit Schwächung des Vocals durch Umlaut; sonst bleibt er dem Nominativ gleich.

6) Der Instrumental ist vocalisch aber redupliciert wie das lettische geraje und slawische slabojoŋ.

7) Der Indier hat einen weiblichen Locativ auf âm, der ganz isoliert steht; in der Form dharâjâm ist die Reduplicazion

dem lettischen gerojoje ähnlich; sollte nicht das M sich später angehängt haben?

8) Der Ablativ auf T ist redupliciert dharajât, einfach im altlateinischen bonâd, das später sich in bonâ abschleift und durch das lange a vom Nominativ sich unterscheidet.

Singular Neutrum.

	Indisch.	Griechisch.	Latein.
nom.	dânam	kalon	bonû
gen.	dânasja	kalou	bonî
dat.	dânâja	kalôi	bonî
acc.	dânam	kalon	bonû
voc.	dâna	kalon	bonû
inst.	dânêna	—	—
loc.	dânê	—	—
abl.	dânât	—	bonôd

1) Für das Neutrum haben wir im gothischen das T in slapata wie in den Pronomen ita, þata als unleugbaren Characterconsonant. Derselbe hat sich erhalten in den indischen Pronomenformen it es, tat, tjat das, êtat dieses u. s. w. im lateinischen id, kvid, kvod, illud und istud und im Griechischen insofern als die Neutra ho, to, touto, allo, ekeino und ti das spätere N nicht angenommen haben und wahrscheinlich für früheres hod, tod u. s. w. stehen. Früh aber hat sich nach Abfall des organischen T ein Nasalconsonant an seine Stelle geschlichen. Pott hat den sinnreichen Gedanken geäußert, die Objectivität (d. h. Unselbständigkeit) welche dem Genus Neutrum anhafte, habe seinen Casus Nominativ mit dem Casus Accusativ des Masculin auf Einen Rang gestellt, es sei gleichsam das Neutrum der Nominativwürde unfähig, so daß der Accusativ bonû in den Nominativ Neutrum übertrat. Einfacher ist aber doch die Erklärung, der organische Character ging verloren und es wurde ihm wie so oft ein schwacher ephelcystischer Nasal substituiert. Diese Nasalendung heißt also indisch wie im Masculin Accusativ dânam, im Griechischen ebenso kalon, im lateinischen bonû.

2) Genitiv und Dativ sind dem Masculin gleich.

3) Der Accusativ ist überall dem Nominativ gleich.

4) Im Vocativ hat der Indier wieder nach Analogie der Masculine den Flexionslaut abgeworfen, also dâna; Griechen und Römer behalten die Nominativform.

5) Der indische Locativ und Instrumental sind dem Masculin gleich.

6) Der indische und lateinische Ablativ sind dem Masculin gleich.

Plural Masculin.

	Indisch.	Griechisch.	Latein.
nom.	vrikâs	kaloi	bonî
gen.	vrikânâm	kalôn	bonôrũ
dat.	vrikêbhjas	—	bonîș
acc.	vrikân	kalouș	bonôș
voc.	vrikâs	kaloi	bonî
inst.	vrikais	kalofi	—
loc.	vrikêshu	kaloiși	—
abl.	vrikêbhjas	—	bonîș

1) Der Nominativ hat as zum Character, im Indischen wird also der Vocal gedehnt, für vrika-as vrikâs; der Grieche hat das S in i aufgelöst, daher kaloi, aber durch die ganze dritte Declinazion bleibt die volle Endung eș; ebenso im Latein, wo aber der Plural noch das indische gedehnte êș hat; das griechische oi wird hier in einfaches î contrahiert bonî.

2) Genitiv. Wir haben in der ersten Klasse eine Endung S gehabt, die im Gothischen șlapäșê, șlapäșô redupliciert scheint. Hier erscheint nun ein auslautendes M. Beides vereinigt sich im Pronomen, wo indisch têshâm dem gothischen þiȿê und lateinischen iș-tôrũ entspricht, so daß dem Gothen ein schließendes M abgefallen und dem Lateiner das S in R regulär aufgelöst wäre. Im Griechischen ist aus teșôn mit Ausfall des S teôn, endlich einsilbiges tôn contrahiert. So muß man denn als Character eine Endung asâm annehmen. Zieht man unsre Classe allein in Betracht, so könnte man âm als die verkürzte und gewöhnliche Endung betrachten, die sich im griechischen kalôn einfach ausspricht, im indischen vrikâ-n-âm aber redupliciert und durch ein euphonisches N ergänzt wäre, welches N sich lateinisch in R aufgelöst hätte um bonô-r-ũ zu bilden. Es ist aber unwahrscheinlich, daß in bonôrũ ein andres R walte als in istôrũ und man muß darum für den lateinischen Casus bei der ersten Ableitung stehen bleiben. Merkwürdige Analogien bieten aus der Verbalflexion die lateinische Erweiterung in dikșêrunt und auf germanischem Gebiet das angelsächsische Feminin, das von gifu

Gabe, Plural gisa den Genitiv gisa-n-a bildet, mit Anklang an die germanische schwache Declinazion.

3) Dativ. Die indische Endung bhjas hat sich sehr klar erhalten im Latein, wo die ganze dritte Declinazion nebst der vierten und fünften die Endung bus festhält. Ebenso hat die zweite ursprünglich bonôbus gesagt, wie Bopp solches aus duôbus, ambôbus nachweist, bonôbus schwächte sich aber in bonibus und dieses contrahierte sich in bonis. Im Griechischen hat der Dativ durch alle Declinazionen die Endung si gehabt, welche sich in der dritten erhält und ephelcystisch in sin verstärken kann, in den beiden andern aber in bloßes S aufgeht; die einfache Form kalois könnte freilich dem lateinischen bonis ganz analog genannt werden; es weist uns aber keine Spur darauf, daß dieses kalois aus einem kalôbis entstanden wäre, daher ist unleugbar Bopp's Deutung die natürlichste, welche das ältere kaloisi vom indischen Locativ vrikêshu ableitet, wo das sh euphonisch für S steht.

4) Im Accusativ haben wir die gothische vollständige Endung ans gehabt; davon zeigen diese Sprachen die nächste Nachwirkung. Der Indier hat ân, so daß das abfallende S durch Dehnung des Vocals compensiert wird. Der Grieche hat seine gewöhnliche Auflösung von ons in den Diphthong oùs, während in der dritten Declinazion das N sich wie im Singular in den Vocal kurz a auflöst, woraus die Endung as hervorgeht. Der Lateiner läßt ans oder ons in ôs confluieren, in der dritten Declinazion ist bloßes mit Recht gedehntes ês, das nun freilich mit seinem Nominativ zusammenfällt.

5) Vocativ wie Nominativ.

6) Der indische Instrumental vrikais stimmt wieder zum lettischen gerais, ist aber nach Bopp auf ein älteres vrikâbhis zurückzuführen und von dieser Form leitet derselbe Grammatiker den anomalen homerischen Dativ oder Genitiv Plural, der aus indischem bhi in fi oder mit ephelcystischem N fin gebildet ist, wie von stratos stratofi oder stratofin, also kalofi und kalofin. Unorganisch scheint, wenn die griechische Grammatik diese Form auch auf den Singular überträgt.

7) Der Locativ vrikêshu paßt zum lettischen gerûs, gerûsuse; die Endung ist as mit Nachwirkung der Reduplicazion; aus ihm scheint der griechische Dativ kaloisi, paisi gemacht.

8) Der Ablativ stimmt indisch und lateinisch ganz zum Dativ.

Plural Feminin.

	Indisch.	Griechisch.	Latein.
nom.	dharâs	kalai	bonai
gen.	dharâṇâm	kalôn	bonârŭ
dat.	dharâbhjas	—	bonîṣ
acc.	dharâs	kalâṣ	bonâṣ
voc.	dharâs	kalai	bonai
inst.	dharâbhis	(kalâfi)	—
loc.	dharâsu	kalaiṣi	—
abl.	dharâbhjas	—	bonîṣ

1) Der Nominativ âs wird dem Masculin gleich, hat aber eigentlich doppelt gedehntes a, da zu dharâ die Endung as tritt. Im Griechischen wird wie im Masculin das S in Vocal aufgelöst, in der dritten Declinazion das kurze eṣ angehängt, im Latein ai wofür später ae geschrieben wird, in der dritten aber langes êṣ.

2) Der Genitiv im Indischen wie im Masculin mit euphonischem N dharâ-n-âm, im Griechischen wie im Masculin einfaches ôn, im Latein bleibt der Sexualbuchstab a, gedehnt, und das mittlere S wieder in R aufgelöst. In der dritten Declinazion steht einfaches ŭ, oder als Rest der Reduplicazion auch iŭ.

3) Der Dativ ist durchaus wie im Masculin gebildet, indisch statt des ê ein â, griechisch für oiṣ aiṣ, in der dritten wieder die volle Endung ṣi und lateinisch statt der noch hie und da vorkommenden vollen und gedehnten Dativendung duâbuṣ, ambâbuṣ, filiâbuṣ, deâbuṣ u. s. w. gewöhnlich abgekürzt zuerst bonibuṣ dann bonîṣ; in der dritten bleibt ibuṣ.

4) Der Accusativ, der auch gothisch kein N zeigt, fällt indisch mit dem Nominativ zusammen; griechisch für kalanṣ kalâṣ, in der dritten kurzes aṣ aus auṣ, vom leichtern eṣ des Nominativ abstehend, lateinisch âṣ, in der dritten wie im Nominativ êṣ.

5) Vocativ wie Nominativ.

6) Der Instrumental erscheint im Feminin unverkürzt dharâbhis und stimmt so zum lettischen geroms; auf ein mögliches kalâfi lassen die Formen biêfin von biâ und naufin von nauṣ schließen.

7) Der Locativ dharâsu stimmt zum lettischen gerosa und zum alten griechischen Dativ kalaiși, der sich in kalaiș verkürzt.

8) Der Ablativ wie der Dativ.

Plural Neutrum.

	Indisch.	Gothisch.	Latein.
nom.	dânàni	kala	bona
gen.	dânânâm	kalôn	bonôrū
dat.	dânêbhjas	—	bonîș
acc.	dânâni	kala	bona
voc.	dânâni	kala	bona
inst.	dânais	(kalofi)	—
loc.	dânêshu	kaloiși	—
abl.	dânêbhjas	—	bonîș

1) Im Nominativ ist vom singularen T nirgends eine Spur zu erkennen, dagegen hat der Indier die vocalische reduplicierende Endung durch ein eingeschobenes N ergänzt, dânâ-n-i, wo das sonst kurze Schluß-a in i geschwächt wird.

2) Genitiv und Dativ wie im Masculin.

3) Accusativ und Vocativ wie im Nominativ.

4) Instrumental, Locativ und Ablativ wie im Masculin.

III. Die einfache oder schwächere Declinazion den mittelländischen Sprachen.

Im Ganzen aus demselben Princip wie die vorigen bewegen sich diese Formen, wo aber der Reduplicazionstrieb fast auf die lezte Spur geschwunden ist. Nach dieser Form gehen 1) die Declinazion des lettischen Substantivs, 2) die Declinazion des gothischen starken Substantivs, und 3) die Declinazion des slawischen indefiniten Adjectivs. Nach derselben Form geht aber sodann auch das ganze slawische Substantiv.

Beispiele sind lettisch vilkas der Wolf und rañka die Hand; vom Neutrum besteht bloß das adjectivische gera das gute als Substantiv gebraucht und zwar in einer von der oben aufgestellten verschiedenen Form, die aber wieder nur den Singular kennt. Gothisch vulfș der Wolf, giba die Gabe, dór das Thor. Im slawischen wieder das Adjectiv slab, schwach.

Singular Masculin.

Lettisches Substantiv.		Gothisches starkes Substantiv.	Sslawisches indefinites Adjectiv.
nom.	vilkas	vulfs	slabŭ
gen.	vilkô	vulfis	slaba (slabu)
dat.	vilkui	vulfa	slabu (slabovi)
acc.	vilkan	vulf	slabŭ
voc.	vilke	vulf	slabe (slabu)
inst.	vilkû	(vulfû)	slabomĭ
loc.	vilkê	—	slabjé (slabu)
abl.	—	—	—

1) Der Lette hat die vollständige Endung des Nominativ wie der Indier, seinem Adjectiv gleich und der abgeschwächten griechisch-lateinischen Form ähnlich. Der Gothe hat nur den Vocal ausgestoßen wie im Adjectiv. Der Sslawe wirft wie immer der Schlußconsonant ab.

2) Im Genitiv läßt der Lette wieder das S im Vocal aufgehen wie der Grieche und Römer, während der Gothe hier völliger das indische S erhalten hat, wie noch heute in der deutschen männlichen starken Declinazion Wolfes. Der Sslawe hat kurzes a mit der Nebenform u, welche aber nicht für's Adjectiv, sondern für manche Substantive gilt.

3) Im Dativ ist zwar das M der ersten Classe völlig verschwunden; der Lette hat aber gleich dem Griechen einen Rest der indischen Reduplicazion vrikâja im diphthongischen vilkui erhalten; im Gothischen einfacher Vocal vulfa, das im deutschen e von Wolfe sich erhalten hat; auch im slawischen steht der vollen Form slabomu ein analoges slabu gegenüber, doch besteht für Substantive eine Nebenform slabovi, die dem lettischen vilkui entspricht.

4) Der Accusativ des lettischen vilkan (oder vilkā) ist dem Adjectiv gleich und dem griechischen kalon am nächsten. Der Gothe giebt alle Endung auf und setzt den reinen Wortstamm, welche Form in den spätern germanischen Sprachen dann auch den Nominativ vertritt. Ebenso verhält sich's mit dem slawischen slabŭ.

5) Den Vocativ hat der Lette in e geschwächt, dem Griechen und Römer analog, ebenso der Sslawe, der aber fürs Substantiv eine Nebenform in u hat. Der Gothe setzt den reinen Stamm

wie im Accusativ; doch werden wir für die mit u und i abgeleiteten Wörter weiter unten eine besondre Vocativform antreffen.

6) Die Instrumentalform vilkû stimmt zum Adjectiv gerû und ebenso der zwar nicht im Gothischen aber im Altfränkischen vorkommende Instrumentalis ṣvèrtû mit dem Schwerte. Der Sslawe aber hat hier wie in der definiten Form eine wahrscheinlich dem vollen Dativ abgeborgte Form in M, slabomĭ, die bei Wörtern von weichem Characterlaut emĭ lautet.

7) Der lettische Locativ ist dem indischen vrikê gleich; der ßlawische hat für Substantive eine Nebenform in u.

Singular Feminin.

	Lettisches Substantiv.	Gothisches starkes Substantiv.	Sslawisches indefinites Adjectiv.
nom.	ranka	giba	slaba
gen.	rankos	gibôṣ	slaboi
dat.	rankai	gibä	slabjé
acc.	rankan	giba	slaboŋ
voc.	ranka	giba	slaba (slabo)
inst.	rankâ	—	slabojoŋ
loc.	rankoje	—	slabjé
abl.	—	—	—

1) Der Nominativ überall auf a mit abgeworfnem S.

2) Der Genitiv behält sein S im Lettischen und Gothischen, während es ßlawisch wie im lateinischen bonai in i aufgelöst erscheint und Diphthong bildet; das a ist überall o geworden, im Gothischen gedehnt.

3) Der Dativ wie überall vocalisch mit impliciertem i.

4) Der Accusativ hat das ältere N erhalten im Lettischen, wo es aber jezt mit Vocal rankä lautet. Abgeworfen ist das N im Gothischen, so daß der Casus zum Nominativ fällt. Im Sslawischen ist nach Bopp's richtiger Ansicht aus der Form an durch Vermittlung eines nasalen aŋ das oŋ entstanden, das neußlawisch in u übergeht.

5) Der Sslawe hat einen specifischen Vocativ von slaba in der Schwächung slabo, die bei Substantiven noch heute gebraucht wird, aber im Adjectiv nicht vorkommt.

6) Der Instrumental ist lettisch der alte vocalische, ßlawisch dagegen fällt er mit der ersten Classe oder der definiten reduplicierten Form zusammen.

7) Der Locativ geht lettisch mit seinem Adjectiv, slawisch mit dem Dativ.

Singular Neutrum.

	Lettisches Substantiv.	Gothisches starkes Substantiv.	Slawisches indefinites Adjectiv.
nom.	gera	dòr	slabo
gen.	gerô	dòris	slaba
dat.	gerui	dòra	slabu
acc.	gera	dòr	slabo
voc.	gera	dòr	slabo
inst.	gerû	(dòrû)	slabomĭ
loc.	gerê	—	slabjé
abl.	—	—	—

1) Das Neutrum hat überall im Nominativ, Accusativ und Vocativ das ursprüngliche T abgeworfen, aber das N andrer Mundarten nicht angefügt, es bleibt also vocalisch, lettisch a, slawisch o, im Gothischen fehlt auch der Schlußvocal.

2) Der Genitiv, Dativ, Instrumental und Locativ sind wie im Masculin; die Form dòrû ist dem Altfränkischen nachgebildet.

Plural Masculin.

	Lettisches Substantiv.	Gothisches starkes Substantiv.	Slawisches indefinites Adjectiv.
nom.	vilkai	vulfôş	slabi (slabove)
gen.	vilkû	vulfê	slabŭ (slabovŭ)
dat.	vilkams	vulfam	slabomŭ (slabovomŭ)
acc.	vilkû	vulfanş	slaboi (slabovŭi)
voc.	vilkai	vulfôş	slabi (slabove)
inst.	vilkais	—	slaboi (slabovŭi)
loc.	vilkûse	—	slabjéχŭ (slabovjéχŭ)
abl.	—	—	—

1) Im Gothischen ist der Nominativ dem indischen vrikâs am nächsten mit auslautendem S erhalten, das sonst überall abfällt oder in i aufgeht; doch ist für Substantive eine slawische Nebenform ove.

2) Der Genitiv hat jezt vocalischen gedehnten Ausgang; dem slawischen dagegen ist eigenthümlich, daß dieser Casus sich durch eine Abwerfung aller Flexionszeichen auszeichnet und den reinen Wortstamm dargestellt, was in den neuern Sprachen, wo das ŭ verstummt, die Form slab nach sich zieht. Da aber viele Substantive im Plural die erweiterte Form ove annehmen, so erscheint

alsdann die Endung ovu (jezt off gesprochen) die aber keine wirkliche Flexion ist; so müßte also aus slabove, wenn es ein Substantiv wäre der Genitiv jezt slaboff lauten.

3) Der Dativ schließt sich an die erste Classe an oder an die indische Endung bhjas, indem er lettisch volles ms, gothisch und ßlawisch wenigstens das M behält. Die ßlawische Endung von slabomŭ muß nach weichem Characterlaut wieder in emŭ umlauten.

4) Den Accusativ hat allein der Gothe vollständig erhalten; der verlorne Nasal hat im Lettischen û, im ßlawischen den Diphthong ŭi oder oi zuwege gebracht.

5) Vocativ wie Nominativ.

6) Die Instrumentale entsprechen dem indischen vrikais für vrikâbhis.

7) Die Locative entsprechen dem indischen vrikêshu.

Plural Feminin.

	Lettisches Substantiv.	Gothisches starkes Substantiv.	Sslawisches indefinites Adjectiv.
nom.	raŋkôs	gibôș	slaboi
gen.	raŋkû	gibô	slabŭ
dat.	raŋkoms	gibôm	slabamŭ
acc.	raŋkas	gibôș	slaboi
voc.	raŋkôs	gibôș	slaboi
inst.	raŋkomis	—	slabami
loc.	raŋkosa	—	slabaχŭ
abl.	—	—	—

1) Der Nominativ dem indischen dharâs gemäß lettisch und gothisch erhalten, ßlawisch mit Auflösung des S wie im Griechischen und Latein, überall o für a. Sslawisch statt oi auch ŭi.

2) Der Genitiv lettisch und gothisch die einfache Flexion, so daß sich der auslautende Nasal nur in Vocaldehnung noch ausspricht; der ßlawische wird durch sein bald verstummendes ŭ in die Stammform verkürzt.

3) Der Dativ lettisch mit voller Endung wie im Masculin, nur durch den Vocal geschieden, die andern ohne das S.

4) Der Accusativ noch mit S im Lettischen, aber mit kurzem Vocal, beim Gothen ebenso und noch lang, was aber mit dem Nominativ zusammenfällt; ßlawisch ohne S wie Nominativ.

5) Vocativ wie Nominativ.

6) Der lettische Instrumental stimmt zum indischen dharâbhis; der Eslawe wirft das S ab.

7) Der lettische Locativ stimmt zum indischen dharâsu, im slawischen tritt S wie gewöhnlich in's χ.

Plural Neutrum.

Gothisches starkes Substantiv.		Eslawisches indefinites Adjectiv.
nom.	dòra	slaba
gen.	dòrê	slabŭ
dat.	dòram	slabomŭ
acc.	dòra	slaba
voc.	dòra	slaba
inst.	—	slaboi
loc.	—	slabjéχŭ
abl.	—	—

Der Plural auf bloßes a wie im Griechischen und Latein für Nominativ, Accusativ und Vocativ; die übrigen Casus wie im Masculin.

IV. Die geschwächte und ergänzte Declinazion der germanischen Sprachen.

Wir haben im Indischen Spuren gefunden, daß verlorne Flexionsconsonanten durch ein eingeschobens ephelcystisches oder epenthetisches N ergänzt werden; ebenso kam im slawischen ein unorganisch erscheinender Nasallaut vor. Diesem Instinct ist der Gothe für die ihm eigenthümliche Erscheinung gefolgt, daß er im Adjectiv da wo die Flexionsbezeichnung als Ueberfluß erscheint und im Substantiv in gewissen dafür bestimmten Wörtern die wahre alte Flexion vernachläßigt und sie hinterher durch ein an- und eingeschobenes N wieder herzustellen, man kann sagen zu flicken sucht. Diese Form führte sich im Mittelalter durch alle germanischen Zungen fort, bei Bildung der heutigen Idiome ist sie mit den Flexionen überhaupt zum größten Theil untergegangen; nur die deutsche und holländische Sprache haben sie beibehalten, in den andern Sprachen bestehen nur schwache Reste. Im Gothischen und ältern Deutsch stimmt diese schwache Declinazion beim Substantiv und Adjectiv vollkommen zusammen, hingegen das Neudeutsche hat die Substantivform zum Theil mit der starken Form vermischt, welche Vermischung im Holländischen noch weiter

geht. Wir können hier nur als Basis der Bildung das gothische Adjectiv seiner neudeutschen Abschwächung gegenüber stellen; als symbolischen Schlußpunct aller Declinazion stellen wir das flexionslose englische Adjectiv noch dazu. Von blindṣ, blind:

Singular Masculin.

Gothisches schwaches Adjectiv.	Deutsches schwaches Adjectiv.	Englisches Adjectiv.
nom. blinda	blinde	blaind
gen. blindinṣ	blinden	blaind
dat. blindin	blinden	blaind
acc. blindan	blinden	blaind

1) Das in der starken Form blindṣ verlorne indische a kommt hier wieder zum Vorschein. Bopp nimmt als Flexionsstamm hier blindan an und sagt das N gehe im Nominativ verloren. Das auslautende a wird zuerst in e geschwächt, dann fällt es ab.

2) Der gothische Genitiv fügt dem neugebildeten Stamm blindan die ursprüngliche Genitivendung iṣ aufs neue an, von dieser Endung geht das i verloren, nachdem es das vorausgehende a sich assimiliert hat, es ist also aus blindaniṣ, blindiniṣ, blindinṣ geworden. Das Deutsche betrachtete aber das N als Stellvertreter der Endung selbst und hat darum das S nie beigefügt.

3) Im Dativ ist ebenso aus blindani blindin assimiliert, das sich in blinden schwächt.

4) Im Accusativ erscheint nach Bopp der Wortstamm blindan, woraus wieder blinden. Vergleicht man es mit der starken Form blindana, so liegt der Verdacht nah, die ganze schwache Form sei aus der ursprünglichen Accusativform hervorgegangen, d. h. das reduplicierte blindanan habe sich einfach durch Ablegung der Reduplicazion in blindan gekürzt und dieses flexivische N sei sodann auf die andern Casus und Sexus übertragen worden. Eine bedeutende Analogie hiefür gab uns das Neutrum, das sich dem Accusativ Masculin gemäß in die Nasalform verirrt, und so ein ursprüngliches T verliert.

Ganz wie unser Adjectiv blinde wird nun auch das Substantiv Hase, Hasen, Hasen, Hasen flectiert.

Singular Feminin.

	Gothisch.	Deutsch.	Englisch.
nom.	blindô	blinde	blaind
gen.	blindôns	blinden	blaind
dat.	blindôn	blinden	blaind
acc.	blindôn	blinde(n)	blaind

Der gothische Mechanismus ist derselbe, nur daß der Vocal durchaus lang o ist, das dem indischen â entspricht und sich auch im starken Genitiv gibôs erhalten hat. Der Deutsche hatte dafür zuerst û, blindûn, das sich endlich in kurzes blinden abschwächt. Bemerkenswerth ist, daß der Accusativ noch im dreizehnten Jahrhundert dië blinden hieß, was man später durch Einwirkung der starken Form, villeicht auch zum Unterschied vom Plural, in blinde veränderte und diese Vermischung mit starker Form ist durchgedrungen im Substantiv, das nun im Widerspruch mit der Sprache des Mittelalters und zum Theil auch mit unsrem Adjectiv durch den ganzen Singular stark flectiert: die Katze, der Katze anstatt der Katzen.

Singular Neutrum.

	Gothisch.	Deutsch.	Englisch.
nom.	blindô	blinde	blaind
gen.	blindins	blinden	blaind
dat.	blindin	blinden	blaind
acc.	blindô	blinde	blaind

Das lange o im Gothischen ist wohl aus Nachwirkung der verlornen Flexion T zu erklären oder nach der obigen Hypothese aus dem vom Accusativ Masculin übertragenen N; der Deutsche hat von Anfang kurzen Vocal; die mittlern Casus stimmen zum Masculin. Das deutsche Substantiv hat früher einige schwache Neutra gehabt, die jezt im Singular, wie Auge, Ohr stark flectieren; nur eines hat Spuren der schwachen Flexion erhalten, nämlich Herz, das im Mittelalter hertse, hertsen flectierte, jezt den Nominativ und Accusativ in Herz verkürzt, dem Genitiv aber ganz unorganisch ein gothisch aussehendes falsches S anhängt, Herzens, nebst beibehaltenem Dativ Herzen; die gemeine Sprache neigt sich zur flexionslosen Form.

Plural Masculin.

	Gothisch.	Deutsch.	Englisch.
nom.	blindans̹	blinden	blaind
gen.	blindanê	blinden	blaind
dat.	blindam	blinden	blaind
acc.	blindans̹	blinden	blaind

1) Während das starke Adjectiv blindä das ursprüngliche S abgeworfen hat, hat es sich hier (wie in vulfôs̹) hinter seinem N erhalten. Der Deutsche kennt kein S.

2) Dieser Casus ist der merkwürdigste, sofern er ganz zum indischen vrikâ-n-âm stimmt oder dem lateinischen bonô-r-ũ. Man könnte wieder argwöhnen, die schwachen Pluralformen seien von hieraus entwickelt worden. Auch das älteste Deutsch hat der indischen Form sehr analog blindônô, das sich aber später in blinden abschwächt.

3) Der gothische Dativ ist merkwürdig, sofern er aus dem Princip der schwachen Flexion heraustritt und die Form blindam dem starken blindäm gegenüber ebenfalls starkes Aussehen hat; es ist aber die Dativflexion wie im Genitiv Singular nur angelehnt und das N ist, wie Grimm mit Recht vermuthet, ausgestoßen; das deutsche blindôm schleift sich in blinden ab.

4) Accusativ wie Nominativ, die deutschen Casus lauten also gleich. Der gothische Accusativ fällt hier äußerlich mit der starken Form zusammen, wo aber das ns̹ andern Ursprung hat. Das Substantiv Hasen flectiert wie das Adjectiv.

Plural Feminin.

	Gothisch.	Deutsch.	Englisch.
nom.	blindôns̹	blinden	blaind
gen.	blindônô	blinden	blaind
dat.	blindôm	blinden	blaind
acc.	blindôns̹	blinden	blaind

Die gothischen Formen erklären sich durch Vergleichung ihres Singulars mit ihrem Masculin. Die deutschen Substantive wie Katze, die im Singular stark flectieren, gehen im Plural schwach, Katzen.

Plural Neutrum.

	Gothisch.	Deutsch.	Englisch.
nom.	blindôna	blinden	blaind
gen.	blindanê	blinden	blaind
dat.	blindam	blinden	blaind
acc.	blindôna	blinden	blaind

Der gothische Nominativ erklärt sich aus dem Singular und der starken Form. Der Genitiv lautet dem Masculin gleich (nicht blindônê wie in Grimm's Grammatik steht) ebenso der Dativ. Deutsche schwache Neutra für den Plural sind noch Augen, Ohren, Herzen und einige spätre.

Analogien der germanischen schwachen Declinazion hat man neuerdings vielfach in den griechischen Endungen ôn, ônos, den lateinischen auf o, ônis und inis finden wollen. Grimm will sie aus dem Pronomen jäns jener erklären, also durch Agglutinazion. Analoger scheint mir aber noch die Erscheinung im böhmischen Pronomen, wo die Stämme i, t, sj und on im nom. sg. masc. die Endung en an sich nehmen, woraus jen, ten, sjen und onen hervorgehen. Eine merkwürdige Reduplicazion unsrer schwachen Flexion findet sich noch im bairischen Dialect z. B. buëbnen oder genauer geschrieben buëmën für Buben; Schmeller spricht sogar von einer Retriplicazion der Silbe im Dativ Bubenenen (pueris).

Reste der Dualform.

Wir haben sie aufgespart, um sie in der Kürze hier zusammenzustellen.

Masculin.

	Indisch.	Sslawisch definit.	Slawisch indefinit	Griechisch.
nom. acc. voc.	vrikau	slabaja	slaba	kalô
gen. loc.	vrikajôṣ	slabuju	slabu	(kaloin)
dat. inst. abl.	vrikâbhjâm	slaboima	slaboma	kaloin

Die Formen stimmen zusammen, die indischen sind die vollständigsten; von den griechischen ist die erste kalô contrahiert aus kaloe, da die dritte Declinazion noch kurzes e hat, paide, korake; die Genitivform ist ohne Zweifel dem Dativ nachgebildet, also unorganisch, da das N dem M der andern Sprachen entspricht.

Feminin.

	Indisch.	Sslawisch definit.	Sslawisch indefinit.	Griechisch.
nom. acc. voc.	dharê	slabjéi	slabjé	kalâ
gen. loc.	dharajôs	slabuju	slabu	(kalain)
dat. inst. abl.	dharâbhjâm	slaboima	slabama	kalain

Die Verhältnisse liegen wie beim Masculin.

Neutrum.

	Indisch.	Sslawisch definit.	Sslawisch indefinit.	Griechisch.
nom. acc. voc.	dânê	slabjéi	slabjé	kalô
gen. loc.	dânajôs	slabuju	slabu	(kaloin)
dat. inst. abl.	dânâbhjâm	slaboima	slaboma	kaloin

Auch hier steht das griechische kalô für kaloe, da die dritte Declinazion prâŋmate sagt. Im Sslawischen sind Feminin und Neutrum gleich, mit Ausnahme der lezten Form.

Etwas besser sind die lettischen Duale erhalten, die wir hier besonders aufstellen.

Lettischer Dual.

	Definites Adjectiv.	Indefinites Adjectiv.	Substantiv.
		(Masculin.)	
nom.	gerûju	geru	vilkû
dat.	—	geriem	vilkam
acc.	gerûjun	—	—
		(Feminin.)	
nom.	gerieji	gerie	raŋkl
gen.	gerûjû	gerû	—
dat.	—	gerom	raŋkom
acc.	gerijin	—	—

Die Accusative wieder gerûjū, gerijī zu sprechen.

Auch diese lettischen Formen stimmen im wesentlichen mit

den übrigen. Ueberhaupt aber sind uns die Duale zu ruinenartig erhalten, als daß man etwas bedeutendes aus ihnen herzuleiten vermöchte.

6. Differenz der Declinazionen.

Wir haben bis hieher unternommen, die Casusbildung unsres Sprachgebiets auf drei oder vier Classen zu rubricieren, je nach der vollständigeren oder geschwächten Bildung der Formen. Etwas andres ist aber diejenige Differenz, die man in der practischen Grammatik als die verschiednen Declinazionen aufführt, die für uns eine secundäre Bedeutung hat und von der wir erst jezt sprechen können. Diese Differenz beruht auf dem Umstand, der schon zu Anfang berührt worden ist und den erst Bopp durch seine Aufstellung eines Declinazionsthema vollkommen klar gemacht hat; es fragt sich nämlich, hat die Sprache die uns nun bekannten Casuszeichen unmittelbar an das Wort gefügt, oder ist noch ein Ableitungselement dazwischen geschoben.

Mir ist das wichtigste die auffallende Analogie, welche zwischen dem ganzen Verbal- und Nominal-Organismus waltet; das Nomen scheint sich nach dem Vorbild des Verbum zu entwickeln. Wir haben gesehen, daß die Declinazion ähnlich der Conjugazion von einer Art Reduplicazion auszugehen scheint. Klarer aber ist die Analogie in folgenden Punkten. Wir haben im Verbum folgende Classen gefunden.

1) Verba, welche die Wurzel unmittelbar mit der Flexion verbinden. Es sind meist von den ältesten Verben unsres Sprachstamms; ich habe meine Meinung dahin ausgesprochen, daß sie den Bildungsvocal herausgestoßen haben. Aehnlich trifft sich auf dem Nominalgebiet eine Classe, die Bopp der Sanskritgrammatik gemäß als consonantische Stämme betrachtet; daß sie aber einen Bildungsvocal ausgeworfen haben, läßt sich hier evident machen. Wir nennen diese Classe die zweite Declinazion.

2) Verba, welche die Wurzel durch Vermittlung des Bindevocals a mit der Flexion verbinden, die gewöhnlichen starken Verba. Diesen entspricht die erste Classe der Declinazionen, welchen ebenso der Bindevocal a als Bildungsmittel zu Grund liegt.

3) Verba, welche im Indischen mit der Silbe ai abgeleitet sind, das sich in unsern Sprachen am liebsten in i abschwächt. Wir nennen im Nomen die mit i abgeleiteten Wörter die dritte Declinazion.

4) Verba, welche im Indischen mit einem u abgeleitet sind. So bildet auch die u-Declinazion die vierte im Nomen.

5) Verba, welche mit einer consonantischen Silbe wie das indische nu, im Griechischen mit N und T und andern Bildungsmitteln abgeleitet sind. Diesem entspricht im Nomen die fünfte Declinazion, welche mit den Consonanten S, T, N abgeleitet ist, welches leztere sich mit der schwachen germanischen Flexion berührt.

Erste Declinazion.

Der Bildungsvocal a schwächt sich griechisch in o, lateinisch in u und kann hinterher auch ganz abfallen. In dieser Declinazion müssen die unrichtig getrennte erste und zweite Declinazion der Griechen und Römer zusammengefaßt werden, indem jene die feminine, diese die masculine und neutrale Form darstellt. Das Paradigma wäre im Sanskrit von der Wurzel nav neu das Masculin navas Feminin navâ Neutrum navam, wie wir sie oben an drei Substantiven in Begleitung des griechischen kalos, kalê, kalon und lateinischen bonus, bona, bonū dargestellt haben. Im Indischen gehört hierher auch eine Classe, welche ein ableitendes u mit dem Bildungsvocal confluieren lassen, woraus û hervorgeht, so daß das u aber vor vocalischen Endungen in V übergeht, z. B. vadhûs Weib, welches nun vadhvâs, vadhûm u. s. w. bildet, ganz in der Analogie der gewöhnlichen Declinazion. Im Lateinischen werfen einige die Endung ab, wie puer für puerus Genitiv puerî, und eine Nebenclasse bilden die Wörter der sogenannten fünften Declinazion, welche auf Contraczion des Wurzelvocals mit dem Bildungs-a beruhen; wie diēs Tag, dessen femininer Genitiv diêi zu bonai stimmt, ebenso diē zu bonā. Abweichend behält der Plural diēs das ursprüngliche S der Flexion; diērū geht wie bonārū und diēbus entspricht dem ältern bonābus. Im Griechischen findet sich die Anomalie, daß gewisse Masculine die Form des Feminin annehmen, nur mit der Ausnahme daß der Nominativ Singular das ursprüngliche S bewahrt, wie

profêtês Prophet, neanias Jüngling, und der Genitiv die masculine Flexion beibehält, profêtou, neaniou, alles übrige decliniert femininisch.

Zweite Declinazion.

Was Bopp, nach indischem Vorbild, consonantische Stämme nennt, nenne ich Nomina mit theilweise ausgeworfenem Bildungsvocal. Zweifelhaft könnte man höchstens darüber sein, ob dieser Vocal hier ursprünglich der Bildungsvocal a war und nicht vielmehr ein ableitendes schwaches i, so daß diese Classe eigentlich aus der dritten hervorginge. Auch hat die griechische und lateinische dritte Declinazion beide Fälle unter einen Hut gebracht. Die Sache läßt sich an keinem Wort deutlicher machen, als an dem von Bopp gewählten Beispiel. Es ist diß die Wurzel vak, welche verbal reden, nominal Stimme bedeutet. Die lateinische Form hat im Verbum vokâre kurzes o, im Nomen aber langes, daher der Genitiv vôkis, was sich freilich im Nominativ vôks aus der Quantität nicht ersehen läßt, weil hier der Bildungsvocal verdrängt ist. Ob nun diese theilweise Dehnung der Wurzel auf einer alten Reduplicazion beruht, lassen wir auf sich beruhen. Zu bemerken ist nur, daß der Guttural im Latein ungekränkt bleibt und der Bildungsvocal in der Form vôkibus deutlich hervortritt. Erst das neuitalienische hat die Form vôke in vôtshe zerquetscht. Diese Entstellungen der Wurzel sind im Sanskrit viel früher eingetreten. Einmal ist die Dehnung des Vocals durchgedrungen, daher die Grundform vâk. Der Nominativ hat das flexivische S verloren, sein früheres Dasein aber hat den Guttural im ursprünglichen Werth geschützt, daher ist vâk auch der Nominativ, und ebenso ist der loc. pl. vâkshu. Dem lateinischen vôkibus gegenüber aber hat der Indier den Bildungsvocal ausgestoßen und darum muß sich das K dem ableitenden weichen bh assimilieren, (aber merkwürdig nicht ins gh) daher die Formen vâgbhis, vâgbhjas und vâgbhjâm. Alle noch übrigen Casus aber stellen statt vâk die aufgelöste Form vâtsh auf; die Indier und Bopp mit ihnen nennen sogar die Form vâtsh den casus generalis und zwar darum, weil diese Form gebraucht wird, wenn das Wort den ersten Theil der Composizion bildet. Wir brauchen nur lateinische Bildungen wie vôkifero

anzuführen um zu erinnern, daß auch im Sanskrit der Zischlaut schwerlich anders als durch ein ausgefallenes i entstanden ist, mag man es nun Bildungsvocal oder i-Ableitung nennen. Die Declinazion wird nun so bewerkstelligt, daß die durch ein verlornes i alterierte Wurzel die Flexionssilben so anschließt, daß sie theils der ersten, theils der dritten Declinazion gleichsieht, wodurch wenigstens ihre Stellung an diesem Ort hinlänglich gerechtfertigt wird. Was endlich das Griechische betrifft, so hat es diese Wurzel zwar nicht gedehnt aber nach seiner Art dahin entstellt, daß es das anlautende V verliert und den Guttural in Labial sinken läßt; so lautet der Nominalstamm op, der als Verbum in ep umlautet, (epô, eipon). Die Declinazion der drei Sprachen ist nun folgende:

	Lateinisch.	Indisch.	Griechisch.
		(Singular.)	
nom.	vôkş	vâk	opş
gen.	vôkiş	vâtshas	opoş
dat.	—	vâtshê	—
acc.	vôkĕ	vâtsham	opa
voc.	vôkş	vâk	opş
inst.	—	vâtshâ	—
loc.	vôkî	vâtshi	opi
abl.	vôked	(vâtshat)	—
		(Plural.)	
nom.	vôkêş	vâtshas	opeş
gen.	vôkũ	vâtshâm	opôn
dat.	vôkibuş	vâgbhjas	—
acc.	vôkêş	vâtshas	opaş
voc.	vôkêş	vâtshas	opeş
inst.	—	vâgbhis	—
loc.	—	vâkshu	opşi
abl.	vôkibuş	vâgbhjas	—
		(Dual.)	
nom. acc. voc.	—	vâtsha	ope
dat. inst. abl.	—	vâgbhjâm	opoin
gen. loc.	—	vâtshôs	(opoin)

Wir hätten also hier, wegen häufigem Ausfall des Bindevocals die Flexionen im Ganzen in einfachrer Gestalt als in der ersten Declinazion. Der sg. nom. hat bloßes S, das aber hier im Indischen und sehr häufig im Griechischen und Lateinischen abfällt, der Genitiv hat as, das sich in oş und iş schwächt, der

Dativ ê scheint den andern zu fehlen, der Accusativ hat am, was im Latein in ẽ und im Griechischen hinter Consonanten sich in bloßes a auflöst, der Vocativ ist dem Nominativ gleich, der Locativ in i scheint den lateinischen und griechischen Dativ zu liefern, der Instrumental â fehlt den andern, und der Ablativ, der im Indischen fehlt und durch die Genitivform ersetzt wird, ist hier aus der Zendsprache aufgestellt worden, deren kurzes at dem lateinischen ed entspricht, das sich später in langes e (vôkê) auflöst.

Der Plural hat as, griechisch in es geschwächt, lateinisch anomal in ês gedehnt, der Genitiv âm, griechisch ôn, lateinisch nasal ũ, in andern Wörtern auch mit dem Bildungsvocal iũ, die Dativendung bhjas läßt im Latein den Bildungsvocal bestehen, also ibus, dem Griechen fehlt hier die Form si, der Accusativ ist lateinisch und indisch dem Nominativ gleich, der Grieche hat durch das schwerere a einen Gegensatz gegen den Nominativ erreicht; Vocativ wie Nominativ, Locativ shu giebt griechischen Dativ si oder mit N sin ohne Bindevocal, der Instrumental bhis; der Ablativ lateinisch und indisch dem Dativ gleich. Die drei indischen Formen des Dual entsprechen zwei griechischen.

So gehen die lateinischen Adjective wie fêliks glücklich, die durch alle Geschlechter gleich flectieren und so das S des Nominativ unorganisch auch auf das Neutrum übertragen haben. Derselbe Fall ist in den Participien wie ferens tragend. In den andern Sprachen läßt sich diese Classe nicht so bestimmt aus den übrigen ausscheiden.

Zum Beweis, daß diese Classe nicht bloß consonantische Stämme enthält, dienen uns noch zwei Beispiele, welche entschieden hieher gehören. Bopp nennt den ersten Fall Stämme mit langem û, das aber nur durch eine Confluenz des Stammvocals u mit dem Bildungsvocal a lang geworden ist, wo vorm Vocal sich indisch ein V einschleicht das griechisch unmöglich wird. Dahin gehört das indische bhrûs die Augbraue, griechisch mit einem Vocalvorschlag ofrûs. Im Gothischen lautet diß Wort braχv und im slawischen brŭvĭ, wobei aber das V keinen Einfluß auf die Declinazion ausübt. Jene beiden flectieren so:

	Singular.		Plural.	
	Indisch.	Griechisch.	Indisch.	Griechisch.
nom.	bhrûs	ofrûș	bhruvas	ofrueș
gen.	bhruvas	ofruoș	bhruvâm	ofruōn
dat.	bhruvê	—	bhrûbhjas	—
acc.	bhruvam	ofrûn	bhruvas	ofruaș
voc.	bhrûs	ofrû	bhruvas	ofrueș
inst.	bhruvâ	—	bhrûbhis	—
loc.	bhruvi	ofruï	bhrûshu	ofruși
abl.	(bhruvas)	—	bhrûbhjas	—

Im Dual entspricht bhruvau dem ofrue, bhrûbhjâm dem ofruoin und bhruvôș wird wieder durch die lezte Form ausgedrückt. Der Ablativ Singular bhruvas ist nur die entlehnte Genitivform. Daß der griechische Accusativ Singular neben opa hier ofrûn lautet, zeigt nur, daß opa für unsprechbares opn steht.

Endlich ist noch eine Bildung zu nennen, welche Bopp als diphthongische Stämme aufführt, die aber im Indischen und Griechischen aus Confluenz des Stammvocals mit consonantischem V erwachsen, wie naus das Schiff, während doch der Lateiner in nâviș die Wurzel ungekränkt läßt und den reinen Bildungsvocal i anhängt, so daß die Flexion mit der schwachen dritten Declinazion übereinkommt. Dieser Fall flectiert also:

	Singular.		
	Latein.	Indisch.	Griechisch.
nom.	nâviș	naus	nauș
gen.	nâviș	nâvas	nâoș
acc.	nâvĕ	nâvam	naun
loc.	nâvî	nâvi	nâï
	Plural.		
nom.	nâvêș	nâvas	nâeș
gen.	nâviŭ	nâvâm	nâôn
dat.	nâvibuș	naubhjas	—
acc.	nâvêș	nâvas	nâaș
inst.	—	naubhis	naufi
loc.	—	naushu	nauși

Im Dual entspricht indisches nâvau griechischem nâe und naubhjâm dem naoin.

Dritte Declinazion.

Wir kommen jezt zu der schwach zu nennenden Declinazion, die entschieden mit i abgeleitet ist. Die alten Sprachen fassen

sie wie gesagt mit der vorigen zusammen als dritte auf. Die Uebereinstimmung aller unsrer sechs flectierenden Sprachen zeigt sich am deutlichsten am Feminin und ich bleibe hier bei den von Bopp aufgestellten Beispielen, die wir nur wegen der Oeconomie des Raumes in zwei Gruppen vertheilen müssen. Die Beispiele sind indisch prîtis die Liebe, griechisch portiș die Färse oder Kalbel, lateinisch turriș der Thurm, gothisch anșts (mit Contraczion) die Gunst, lettisch avis das Schaf, slawisch kostĭ der Knochen.

Singular.

	Indisch.	Griechisch.	Latein.
nom.	prîtis	portiș	turriș
gen.	prîtês	portioș	turriș
dat.	prîtajê	portii	turrî
acc.	prîtim	portin	turrĭ
voc.	prîtê	porti	turriș
inst.	prîtjâ	—	—
loc.	prîtau	—	—
abl.	(prîtôit)	—	turrîd
	Gothisch.	**Lettisch.**	**Sslawisch.**
nom.	anșts	avis	kostĭ
gen.	anștäș	aviès	kosti
dat.	anștä	aviei	kosti
acc.	anșt	avin	kostĭ
voc.	anșts	aviê	kosti
inst.	—	avimi	kostijoŋ
loc.	—	avije	kosti
abl.	—	—	—

Der Genitiv heißt indisch auch pritjâs, griechisch auch porteôș, der Dativ indisch auch prîtjai, der Accusativ lateinisch auch turrẽ, der lettische Accusativ ist wieder avĭ zu sprechen und der Instrumental enthält nach Bopp ein angehängtes mi, das der Endung mis des Plural nachgemacht wäre; der Locativ heißt im Indischen auch prîtjâm, was besser zum lettischen avije zu stimmen scheint; der Ablativ ist beim Indischen aus der Zendsprache entlehnt worden wo ôi für langes e steht. Der lateinische Ablativ turrîd geht in turrî über, wofür auch turre vorkommt. Es ist zu bemerken, daß die lateinische Sprache noch einiges Gefühl dieser schwachen Declinazion gegenüber der dunkeln vorigen hat, indem sie die entschieden mit i abgeleiteten Nomina vorzugsweise im Accusativ ĭ und Ablativ î bildet, während die Masse

der übrigen nur die gemeinern Formen ẽ und kurz e brauchen dürfen, wogegen der Genitiv Plural auf iū sich auch auf Wörter der vorigen Classe erstreckt.

Plural.

	Indisch.	Griechisch.	Latein.
nom.	prītajas	portieṣ	turrêṣ
gen.	prītīnâm	portiôn	turriū
dat.	prītibhjas	—	turrībuṣ
acc.	prītīs	portiaṣ	turrêṣ
voc.	prītajas	portieṣ	turrêṣ
inst.	prītibhis	—	—
loc.	prītishu	portiṣi	—
abl.	prītibhjas	—	turribuṣ

	Gothisch.	Lettisch.	Sslawisch.
nom.	anṣtīṣ	avys	kosti
gen.	anṣtê	aviun	kostii
dat.	anṣtim	avims	kostemū
acc.	anṣtinṣ	avys	kosti
voc.	anṣtīṣ	avys	kosti
inst.	—	avimis	kostĭmi
loc.	—	avysa	kosteχū
abl.	—	—	—

Der Nominativ ist im Latein und Gothischen contrahiert aus turrjeṣ und anṣtiiṣ, Genitiv für anṣtjê, der lettische Genitiv lautet aviū, Dativ steht für avimus (die y sind im Laut i). Der griechische Accusativ wird gewöhnlich in portīṣ contrahiert.

Dual.

	Indisch.	Griechisch.	Lettisch.	Sslawisch.
nom. acc. voc.	prītī	portie	avi	kosti
dat. inst. abl.	prītibhjâm	portioin	avim	kostĭma
gen. loc.	prītjôs	(portioin)	—	kostiju

Im Griechischen sind diese Formen von der vorigen Classe dadurch geschieden, daß der Nominativ dort nur Ṣ oder auch diß nicht, hier aber iṣ zur Endung hat. Der Genitiv dort oṣ hier ioṣ, der Dativ dort i hier ii, der Accusativ dort ein aufgelöstes a hier vollständiges in, der Plural einerseits eṣ, ôn, ṣin, aṣ anderseits ieṣ, iôn, iṣin und iaṣ das sich in īṣ contrahiert.

Nach dieser Declinazion gehen auch Adjective, wie das indische sutshis rein, das sich im Feminin gleich bleibt, im Neutrum aber regulär ohne S sutshi bildet. Ganz so geht das griechische

idris, idris, idri klug und das lateinische levis, levis, leve leicht. Einen unorganischen Unterschied hat die lateinische Sprache bei einem Dutzend Adjective eingeführt, welche das Masculin vom Feminin unterscheiden, indem sie bei erstrem die Endung is abwirft, z. B. âker, âkris, âkre scharf. Nicht mit diesen Adjectiven der i-Declinazion zu verwechseln sind aber diejenigen, welche hinter der i-Ableitung wieder in die erste oder a-Declinazion einlenken, wie das indische madhjas, lateinische medius mittler, das nach bonus flectiert, so daß das i auf die Flexion keinen Einfluß hat. Man darf sich nicht teuschen lassen durch die gothische Form des Masculin midis, Neutrum midi, da jenes für midjas, midjis contrahiert wird, das Feminin midja lautet und das Neutrum auch midjata, denn die Flexion ist gleich der von medius von der ersten blinds durchaus nicht verschieden. Ganz derselbe Fall ist es mit den slawischen Adjectiven wie velii oder veliji groß, die im Feminin velija oder velja und im Neutrum velije oder velje bilden und nach dem Princip der ersten Declinazion flectieren.

Grimms Eintheilung der Substantivdeclinazionen beruht auch auf diesen Unterschieden; er nimmt im Gothischen die erste Declinazion wie wir an; die mit i rein abgeleitete heißt bei ihm die vierte, wozu wenige Masculine wie arms der Arm gehören; sie sind im Singular von der ersten nicht verschieden, aber der Plural hat die entschiednen i-Endungen armis, armim, armins; der Vocativ Singular hat eine flexionslose Form arm wie fisk (Fisch). Die Feminine seiner vierten betreffen unser Paradigma ansts, aber Neutra dieser Art fehlen. Dagegen diejenigen Wörter, welche nach Art der Adjective hinter der i-Ableitung in die erste Declinazion zurücklenken, bilden bei Grimm die zweite Declinazion, z. B. χarjis Heer oder bei schwerer Wurzelsilbe mit Contraczion χèrdis Hirte, im Plural aber gleichmäßig χarjôs und χèrdjôs; sie haben einen flexionslosen Vocativ Singular χari und χèrdi oder χèrdi; die Flexion bleibt aber durchaus im Geleise der ersten Declinazion. Ebenso verhalten sich Feminine wie þivi Magd mit dem Vocativ þivi, welche hier das a der ersten abgestoßen haben, aber sonst durchaus nach der ersten gehen, daher der Plural þivjôs und ebenso das Neutrum kuni Geschlecht Plural kunja. Diese Declinazionen in ihrer allmäligen Auflösung führt Grimm durch alle germanischen Sprachen durch und ganz ebenso

beruht der Unterschied der slawischen Declinazionen auf dem Hauptgegensatz, ob sie sogenannte harte oder weiche Endungen enthalten. Nur scheinen sich hier die Wörter der ersten Art, die ursprünglich auf a gebildet waren, mit der vierten Classe oder der u-Ableitung zu mischen und zwar darum, weil der Character der harten Classe (das gewesene a) früh mit dem verstummten Vocal u bezeichnet wurde; nur die mit i abgeleiteten Wörter bleiben streng ausgeschieden, weil sie die Characterconsonanten zu mouillieren oder in Zischlaute zu verwandeln pflegen, woraus sich Umlaute der Vocale und überhaupt das entwickelt, was den Character ihrer weichen Declinazion ausmacht. Eine genaue Darstellung der slawischen Declinazion müssen wir aber einer historischen Bearbeitung überlassen.

Noch ist zu erwähnen, daß Bopp aus dem Sanskrit noch eine besondre Feminin-Ableitung mit langem î anführt, z. B. nârî, Frau, bhîs, Furcht, deren Flexion aber auf Contraczion und auf dem Princip des gothischen χèrdîs beruht, also die Plurale nârjas, bhijas nach sich zieht. Diese Femininendung ist aber von Bedeutung, weil sie im Griechischen und Gothischen noch Spuren hinterlassen hat; die griechischen Adjective, die mit u abgeleitet sind, z. B. vom indischen svâdus abgeleitet hèdus süß bildet im Feminin statt des indischen svâdvî mit Ausfall des u hedeiâ was dieser î-Bildung anheimfällt, und ähnlich dem indischen Particip bharan (griechisch ferôn der Tragende) das sein Feminin anstatt bharantâ bharantî bildet, bildet nicht nur der Lateiner mit ableitendem i die Casus ferentia und ferentiū, sondern auch der Gothe von gibanda der Gebende das Feminin gibandî nach dem Schema der von Grimm als dritte aufgeführten schwachen Femininform, wie managî Menge, Plural managîns. Diese Declinazion bildet also eine aparte Classe und entspricht ihr keine schwache dritte Masculinform, noch weniger eine dritte starke. Nur die zweite ist der starken Form analog.

Vierte Declinazion.

Die zweite schwache Declinazion ist die mit u abgeleitete. Doch ist diese Form von Anfang an nicht häufig und geht früher ihrer Auflösung entgegen als die vorige, die Declinazion mischt sich zum Theil mit der i-Form. Masculine und Feminine sind

nur wenig verschieden, mehr das Neutrum. Wir nehmen mit Bopp die masculinen Beispiele: indisch sûnus Sohn, griechisch botruş Trauben, lateinisch fruktuş Frucht, gothisch şunuş Sohn, lettisch sunus Sohn, slawisch domŭ Haus. (Letzteres ist übrigens nicht mehr wirklich von der ersten Declinazion verschieden, sondern geht nach der Nebenform von slabŭ, oben.)

Singular.

	Indisch.	Griechisch.	Latein.
nom.	sûnus	botruş	fruktuş
gen.	sûnôs	botruoş	fruktûş
dat.	sûnavê	botrui	fruktuî
acc.	sûnum	botrun	fruktũ
voc.	sûnô	botru	fruktuş
inst.	sûnunâ	—	—
loc.	sûnau	—	—
abl.	(sûnaot)	—	fruktûd

	Gothisch.	Lettisch.	Sslawisch.
nom.	şunuş	sunus	domŭ
gen.	şunåş	sunaus	domu
dat.	şunå	sunui	domovi
acc.	şunu	sunun	domŭ
voc.	şunå	sunau	dome
inst.	—	sunumi	domomĭ
loc.	—	sunuje	domu
abl.	—	—	—

Eigenthümlich sind die Vocativbildungen der drei leztern Sprachen. Der Instrumental hat im Indischen wieder ein N eingeschoben, im Lettischen und Sslawischen ist er ein alter Dativ oder durch den Plural veranlaßt. Der Ablativ ist wieder aus der Zendsprache, was sich lateinisch in fruktû abschleift. Der lettische Accusativ lautet sunũ.

Plural.

	Indisch.	Griechisch.	Latein.
nom.	sûnavas	botrûş	fruktûş
gen.	sûnunâm	botruôn	fruktuũ
dat.	sûnubhjas	—	fruktibuş
acc.	sûnûn	botrûş	fruktûş
voc.	sûnavas	botrûş	fruktûş
inst.	sûnubhis	—	—
loc.	sûnushu	botrûşi	—
abl.	sûnubhjas	—	fruktibuş

	Gothisch	Lettisch.	Slawisch.
nom.	ȿunjuȿ	sunus	domove
gen.	ȿunivê	sunû	domovŭ
dat.	ȿunum	sunums	domomŭ
acc.	ȿununȿ	sunus	domŭi
voc.	ȿunjuȿ	sunus	domove
inst.	—	sunumis	domŭi
loc.	—	sunûse	domoχŭ
abl.	—	—	—

Der indische Genitiv hat epenthetisches N, die griechische Form botrûȿ ist im Nominativ und Vocativ aus botrueȿ, im Accusativ aus botruaȿ contrahiert, das lateinische fruktibuȿ ist aus fruktubuȿ geschwächt.

Dual.

	Indisch.	Lettisch.	Griechisch.	Slawisch.
nom. acc. voc.	sûnû	sunu	botrue	doma
dat. inst. abl.	sûnubhjâm	sunum	botruoin	domoma
gen. loc.	sûnvôs	—	(botruoin)	domu

Für das Neutrum bedürfen wir kein Paradigma; Nominativ, Accusativ und Vocativ Singular lauten im Indischen madhu süß, griechisch meþu süß, lateinisch peku Vieh, gothisch fèχu Vieh; die übrigen Casus gehen wie im Masculin; im Lateinischen ist bekanntlich der ganze Singular inflexibel, was aber insofern unorganisch ist, als das lange û von pekû nur dem Genitiv, Dativ und Ablativ kraft der Contraczion zukommt, die übrigen Casus sollten eigentlich kurzes u haben. Der Plural hat im Indischen im Nominativ, Accusativ und Vocativ madhûni (der Dual madhunî) mit epenthetischem N, wofür aber die Zendsprache madhva zeigt, das mit dem griechischen meþua und lateinischen pekua einstimmt; das übrige wie im Masculin; der gothische Plural kommt gar nicht vor.

Was die Adjective betrifft, so ist erwähnt, daß das indische svâdus süß zugleich Feminin ist, Neutrum svâdu, daß aber eine zweite Femininform svâdvî besteht. Das griechische Adjectiv auf u ist überhaupt mangelhaft, und hêðuȿ bildet nur den Accusativ hêðun, Vocativ hêðu und im Neutrum hêðu nach dieser Bildung; die andern Casus werden nach der i-Declinazion, d. h. hier mit einem ableitenden e gebildet, also Genitiv hêðeoȿ u. s. w. Das Feminin aber hat die abweichende Bildung hêðeia und geht nach

der ersten. Das Abjectiv polụs viel bildet seine Casus von der Form pollọs und das entsprechende gothische filu ist fast bloß Adverb, doch mit der Genitivform filâs; dagegen bestehen einige andre Abjective dieser Bildung, wie χardụs hart, das für Masculin und Feminin gilt, Neutrum χardu, Genitiv χardâṣ; die übrigen Casus werden aber hinter dem u noch mit j abgeleitet und treten so wie die griechischen in eine andre Declinazion über, und zwar in die erste, χardjamma, χardjana, χardjäm, χardjanṣ u. s. w. Von manvụs bereit kommt sogar ein Neutrum manvjata nach dieser Bildung vor. Lateinische Abjective nach der vierten Declinazion und slawische mit der u-Ableitung giebt es gar nicht.

Fünfte Declinazion.

Diese ist mit consonantischen Elementen abgeleitet. Der Wurzel wird eine für uns dunkle Declinazionssilbe angehängt, so daß diese Form als Thema oder casus generalis der ganzen Declinazion zur Basis dient. Am weitesten in dieser Art scheint eine Ableitung S oder as verbreitet, wohin im Indischen von der Wurzel man denken, manas der Geist gehört, das dem lateinischen menṣ verwandt aber ein Neutrum ist, daher es formell zum griechischen Neutrum menọṣ die Kraft stimmt oder zum lateinischen genuṣ Geschlecht. Daß in diesen Wörtern das S nicht Nominativzeichen ist, versteht sich beim Neutrum von selbst; im Sslawischen nebo der Himmel ist es schon im Nominativ nach allgemeiner Regel abgefallen, tritt aber in den obliquen Casus wieder vor, wo es umgekehrt im Griechischen ausfällt und im Lateinischen in R sich auflöst. Diese vier Fälle declinieren so:

Singular.

	Indisch.	Griechisch.	Latein.	Sslawisch.
nom.	manas	menọṣ	genuṣ	nebo
gen.	manasas	meneọṣ	generiṣ	nebese
dat.	manasê	—	generî	nebesi
acc.	manas	menọṣ	genuṣ	nebo
voc.	manas	menọṣ	genuṣ	nebo
inst.	manasâ	—	—	nebesemĭ
loc.	manasi	menei	—	nebesi
abl.	(manasat)	—	genered	—

Um die Formen der Dative und Locative kann man kaum streiten, sie fallen fast ganz zusammen. Der Instrumental ist im Sslawischen wieder dativisch gebildet. Der Ablativ aus dem Zend, lateinisch gewöhnlich genere. Im Latein ist das in uș geschwächte as vor dem R in ein trübes e (eigentlich wohl ë wie der Italiener noch spricht) weiter geschwächt worden und aus genușiș wurde genëriș.

Plural.

	Indisch.	Griechisch.	Latein.	Sslawisch.
nom.	manãsi	menea	genera	nebesa
gen.	manasâm	meneôn	generŭ	nebesŭ
dat.	manôbhjas	—	generibuș	nebesemŭ
acc.	manãsi	menea	genera	nebesa
voc.	manãsi	menea	genera	nebesa
inst.	manôbhis	meneșsi	—	nebesŭi
loc.	manassu	meneșși	—	nebesjéχŭ
abl.	manôbhjas	—	generibuș	—

In der Nominativform ist, wenn wir das indische Anuswara richtig verstehen, dem ableitenden as ein N zwischengeschoben, wie es oben in dânâni vorkam, welches N hier aber durch den folgenden Consonant in Nasalvocal aufgelöst und das a der Endung wieder in i geschwächt ist. In den Formen mit bh löst der Indier die Silbe as wegen der folgenden Consonanten in ô auf, wo der Lateiner durch den Bindevocal hilft, der griechische Instrumental aber șs zusammenstoßen läßt, während der Sslawe hier eine vocalische Auflösung zeigt. Der Locativ hängt seine consonantische Endung im Indischen und Griechischen an das Thema, im slawischen ist sie durch ein jé vermittelt und das zweite S wieder in χ gegangen.

Dual.

	Indisch.	Griechisch.	Sslawisch.
nom. acc. voc.	manasî	menee	nebesi
dat. inst. abl.	manôbhjâm	meneoin	nebesema
gen. loc.	manasôs	(meneoin)	nebesu

Einen isolierten Fall derselben Art könnten wir auch aus dem Lettischen anführen in dem Nomen menû, Mond und Monat, das von einem Thema menes den Genitiv menesio bildet.

Viel wichtiger aber ist für uns eine Erscheinung aus unsrer deutschen Sprache, welche ursprünglich bloß bei Neutralverben

einzig dem Plural eine epenthetische Silbe einschiebt, die, da sie jenem lateinischen Beispiel gemäß mit R gebildet ist, wohl auf ein älteres S weisen könnte. Diese Erscheinung kennt weder der Gothe, noch die Scandier und Sachsen (schwache Spuren im Friesischen und Angelsächsischen abgerechnet, woher das englische tshildren Kinder), sie tritt entschieden allein im fränkischen Stamm auf und zwar constant in der Form ir, das sich später in ër abschwächt, aber Umlaut der Wurzelvocale nach sich gezogen hat. Der Singular dieser Neutra geht also regulär, ebenso der Plural, nur wird den Flexionen die Silbe ir vorgeschoben. Das Nomen χûș Haus flectiert also altfränkisch, altschwäbisch und neudeutsch:

Singular.

nom.	χûș, hûș, Haus.
gen.	χûșeș, hûșeș, Hauses.
dat.	χûșa, hûșe, Hause.
acc.	χûș, hûș, Haus.
voc.	χûș, hûș, Haus.
inst.	χûșû.

Plural.

nom.	χûșir, hûșer, Häuser.
gen.	χûșirô, hûșere, Häuser.
dat.	χûșirum, hûșeren, Häusern.
acc.	χûșir, hûșer, Häuser.

Später wird diese Neutralform auch auf einzelne Masculine übertragen, wie unser Götter, Männer, Geister, Wälder u. a.

Die zweite wichtige epenthetische Silbe ist das N, das wir schon in vielen Erscheinungen, im indischen dânâni wie im angelsächsischen gisena gehabt haben und das man im lateinischen șermo, șermônis, wie in homo, hominiș (für homoniș) wiederfinden kann. Im Lateinischen bleibt das N des Nominativ in Formen wie nômen, nôminiș, dagegen indisch heißt das Wort nâma, Genitiv nâmnô, im Gothischen namô, naminș und im Sslawischen, wo das Anlauts-N abfällt, heißt der Nominativ mit einem Nasalvocal imeŋ (villeicht aus imaŋ, doch bleibt der Umlaut im Genitiv) imene. Der Plural heißt lateinisch nômina, indisch nâmâni, gothisch namna und slawisch imena. Wie nah mit diesen Bildungen die deutsche schwache Declinazion verwandt ist, bleibt uns dunkel.

Dagegen ist im Griechischen das genannte Nomen mit einem andern Ableitungsbuchstaben gebildet, die Wurzel nam schickt hier nach griechischer Weise einen Vocal vor und bildet das Thema mit T; so entsteht onoma, Genitiv onomatos, Plural onomata. An diese Bildung schließt sich ein slawisches epenthetisches at, womit besonders Junge von Thieren bezeichnet werden, z. B. telja Kalb bildet im Genitiv teljate, im Plural teljata und so durchaus.

Nicht unter diesen allgemeinen Gesichtspunct möchte ich eine andre Erscheinung fassen, die sich ebenfalls im slawischen findet. Es ist bekannt, daß alle unsre Sprachen die uralten Verwandtschaftswörter mit einer dunkeln Silbe tar ableiten, die sich fast überall erhält, doch zuweilen ihr R verliert. Das von sva sein, eigen abgeleitete gothische svistra und slawische sestra verstümmelt sich indisch in svasri, lateinisch in soror für sosor, persisch in χvâher, lettisch in sessû Genitiv sessers. Das lateinisch griechische pater, patêr, persische peder, gothische fadar ist im indischen pitri und pitâ, fehlt aber im slawischen. Das indische mâtri, persische mâder, griechische mêtêr, lateinische mâter, das dem Gothen fehlt aber deutsch môtar lautet, wird slawisch im Nominativ mati, später matj aufgestellt, das R tritt erst in der Flexion ein, Genitiv matere und Plural matere. Das indische duhitri Tochter, heißt schon im Persischen duχter oder ohne R duχt, doχt, armenisch dûstr, griechisch þugatêr, gothisch dòχtar, im slawischen Nominativ ohne R dushtshi, erst im Genitiv dushtshere und ebenso im Lettischen duktje, dukters. Das indische bhrâtri Brüder, persisch burâder und berâser, griechisch obsolet frâtôr oder frâtêr, lateinisch frâter, gothisch brôþar kommt im ältesten Sslawisch noch in der Gestalt bratrŭ vor, lautet aber gewöhnlich bratŭ Genitiv brata Plural brati, so daß das Wort sein R durch die ganze Declinazion verloren hat.

Schließlich müssen wir noch erinnern, daß die Verstümmlung der Nominativformen namentlich im Griechischen und Lateinischen die volle Gestalt des Worts überhaupt erst aus dem casus obliquus erkennen läßt. So sagt der Grieche daimôn statt daimons, wo die Dehnung des o das fehlende S ersetzt, legôn für legonts wie legontos zeigt und legousa für legonta, der Lateiner legens für legents, mons für monts, ars für arts; das lateinische lâk

steht für laktṣ, die Milch, oder wie die Vergleichung mit andern Sprachen zeigt für ein dem Römer unaussprechbares mlaktṣ; das lateinische liṣ der Streit für litṣ oder vielmehr für das altlateinische ṣtlitṣ was unverkennbar das deutsche ṣtrit Streit ist u. s. w. Diese bessere Erhaltung des Wortthema im casus obliquus ist der nächste Grund, daß Sprachen, welche die Flexion verlieren, ihren neuen casus generalis dem Wortthema oder dem casus obliquus überhaupt accomodieren. So haben die neuromanischen Sprachen den lateinischen Ablativ oder Accusativ zu Grund gelegt und schwanken manchmal zwischen beiden, wie das italienische témpo und dshênere beweisen. Die Neugriechen haben in der dritten Declinazion ihren Nominativ ebenso behandelt, weil sie aber das S der zweiten Declinazion festhalten (und zwar darum, weil es in Formen wie kalóṣ durch den Accent geschützt war), so gehen sie gewissermaßen über's Altgriechische hinauf, indem sie auch hier ihrem neuen Nominativ das ursprüngliche ṣ wiederherstellen in patêraṣ, vaṣilêaṣ, jêrontaṣ, rítoraṣ u. dergl. Man könnte auch sagen, unser deutsches Fisch sei aus dem gothischen Accusativ fiṣk gebildet, weil der Nominativ im Gothischen fiṣkṣ, im Altscandischen fiṣkr lautete.

Hiemit wollen wir die Casusbildung beschließen. Wir sind zufällig auf die Zahl der fünf lateinischen Declinazionen gekommen, so zwar daß die erste, dritte und vierte lateinische sich in derselben Nummer nach unsrer Zählung wiederfinden. Obgleich aber unsre zweite noch Dunkelheiten hat, so glaub' ich doch, daß es im Wesentlichen bei diesen fünf Declinazionen für unsern Sprachstamm verbleiben wird, und daß weder eine zu entbehren, noch eine hinzuzuthun möglich ist. Es sind zwei ursprünglich starke, zwei schwache und eine epenthetische Declinazion. Die fünfte lateinische haben wir in der ersten untergebracht; ein Verdienst des Römers ist, daß er die vierte zuerst anerkannt, daneben aber freilich wie der Grieche die i-Form mit der starken verwechselt hat. Um so auffallender ist, daß der Römer übersehen hat, in der Conjugazion eine fünfte u-Form, ṣtatuo, aufzustellen.

Der Grimmischen Terminologie ließe sich aus theoretischen Gründen der Vorwurf machen, daß sie unter ihrem Kunstausdruck schwache Flexion in der Nominalbildung etwas ganz andres versteht als in der Verbalbildung. Denn während sein schwaches

Verbum mit i, ä, ô abgeleitet ist, müßte dem im Nomen die abgeleitete Declinazion mit i und u, d. h. Grimms zweite, dritte und vierte Declinazion starker und schwacher Form entsprechen. In der deutschen Grammatik war aber an dem Gegensatz der primären und secundären Flexion viel mehr gelegen, und da diese Erscheinung außer dem germanischen Sprachgebiet gar nicht vorkommt, so muß der practische Gebrauch an den bequemen Formeln stark und schwach auch hier festhalten dürfen.

7. Die Vergleichungsformen des Nomen.

Man kann die Objecte nur vergleichen, sofern ihnen eine gewisse Art oder Eigenschaft gemeinschaftlich zukommt. Den Grad, den sie in ihrer Art kraft der Vergleichung einnehmen, kann man sich als eine Zahl vorstellen, und es liegt hierin der Grund, daß die Zahlformen selbst, sowohl die Cardinal= als die Ordinalzahlen meistens mit Derivazionen gebildet sind, welche auch für den Comparativ und Superlativ dienen. Weniger leicht zu erklären ist villeicht, daß dieselben Formen auch zur Bildung der Pronomina und der davon geleiteten Partikeln verwendet werden. So ist alter oder der zweite ein Vergleichungsbegriff gegen den ersten, und in Partikeln wie unter, hinter kann man Verhältnißbegriffe gegen oben und vorn finden. Die vollkommene Vergleichungsform kommt aber nur dem Eigenschaftswort oder dem eigentlichen Adjectiv zu. Wenn ein Substantiv compariert wird, so wird es in dieser Form als Adjectiv gedacht, z. B. das lateinische jûnior setzt ein positives jûnis voraus, das jung bedeutet, contrahiert aus juvenis das jezt Substantiv ist, aber im Begriff jung dem indischen juvanas, gothischen juggs, slawischen junŭ entspricht. Eben so senior, von einem senis alt geleitet, wovon das Adjectiv senius und das Substantiv seneks Ableitungen sind und das wir im gothischen sins alt mit den Ableitungen sinigs und sinista Aeltester wieder finden. Der Grieche bildet von doulos Knecht douloteros. Wir brauchen Bildungen wie Eltern, der Jünger, der Nächste als Substantiva. Der comische Styl mancher Sprachen erlaubt sich sogar nomina propria in den Superlativ zu bilden, wo sie aber als eine Eigenschaft symbolisiert sind z. B. italienisch neronissimo,

ein Tyrann, der noch weit über Nero hinausgeht. Wird aber ein Verbum im Comparativsinn gebildet, wie das lateinische meliórâre, unser bessern, bereichern, erweitern, erleichtern, so sind diß Denominativverba, welche aus dem comparierten Nomenthema weitergebildet sind, womit die Verbalbildung nichts zu schaffen hat.

Ueber den Begriff der Vergleichungsformen des Adjectiv ist aber noch ein gewöhnliches Mißverständniß zu berühren. Schon die gewöhnliche Bezeichnung „Steigerung der Adjective" oder auch „Stufen der Vergleichung" führt auf die falsche Ansicht, die Adjectivform sei in ihrem Positiv auf den niedersten Grad gestellt, werde durch den Comparativ erhöht und durch den Superlativ auf die höchste Stufe erhoben. Diese Vorstellung ist grundverkehrt. Der Positiv drückt die absolute und darum höchste Energie des Begriffs aus, die Vergleichungsformen dagegen sind etwas durchaus relatives, untergeordnetes, womit nie ein absolutes Urtheil ausgesprochen wird. Nenn' ich ein Individuum gut, so schreib' ich ihm diese Qualität in einer absoluten Form zu. Er füllt diesen Begriff vollkommen aus. Vergleiche ich ihn hingegen mit andern, so ist mit der Qualität besser noch durchaus kein Anspruch auf die Qualität des absoluten gut begründet. Der bessere von zweien ist also damit nicht gut und auch der beste unter dreien kann noch recht herzlich schlecht sein. Denn die Vergleichung steht nur innerhalb dieses gezogenen Kreißes still. Stell' ich freilich mein Urtheil über drei Individuen so: **A** ist gut, **B** besser, **C** der beste, so kann ich die Ordnung umkehren und auch sagen **C** ist gut, **B** schlechter und **A** der schlechteste, womit dieselbe Rangordnung erreicht wird, nur will ich in der ersten Formel eigentlich ausdrücken, alle drei sind für einen bestimmten Zweck hinlänglich qualificiert, nur ist der **B** noch dem **A**, der **C** noch dem **B** vorzuziehen.

Der absolute Eigenschaftsbegriff steht also an sich höher als die bloße Vergleichung. Die Vergleichungsform ist aber gleichwohl der Sprache von hoher Wichtigkeit und es liegt eine gewaltige Kraft in diesen Sprachformen. Daß wir dieselben Derivazionen werden nennen müssen, ergiebt sich daraus, daß sie in keine andre grammatische Categorie passen; sie sind aber immerhin Derivazionen von einer ganz privilegierten Art und müssen in

der Grammatik besonders betrachtet werden. Man kann nicht sagen, daß diese geheimnißvollen Silben gleich andern Derivazionen begrifflose fremde Silben sind, denn die Vergleichung liegt den Qualitäten so nah, daß wir die Form auch da nicht mißverstehen, wo sie zufällig unsrer Flexion ganz gleichgeworden ist. Diese Formen selbst gehen in geringen Variazionen durch alle unsre Sprachen und die meisten halten sie mit großer Zähigkeit fest. Doch giebt es wieder einzelne, und zwar der gebildetsten Sprachen, welche sie eingebüßt haben. So haben die vom Latein derivierten Sprachen diese einfachen Zeichen ganz abgelegt und müssen die Verhältnißbegriffe durch Partikeln umschreiben; der Begriff des Comparativ wird naturgemäß durch den abstractesten Comparativ mehr ausgedrückt; den Superlativ, den wir durch das abstracte meist ausdrücken, zeichnet der Romaner, der dafür kein Wort hat, durch den Artikel aus, das französische lö plü. Diese romanischen Formen wie il piú grande, lö plü grã lassen aber die beiden Formen der größere und der größte völlig zusammenfallen, sobald das Adjectiv durch den Artikel bestimmt wird. Aber auch die absteigenden Vergleichungen weniger oder minder und mindest sind grammatische Steigerungen (des Begriffs der Abnahme oder Kleinheit). Der Italiener braucht die lateinischen Superlative nicht als Vergleichungsbegriffe, sondern als Empfindungsformen d. h. um einen sehr hohen Grad auszudrücken; bravíssimo heißt ihm nicht am besten sondern im höchsten d. h. unvergleichbaren Grade gut. Der comische Styl überbietet noch den Superlativ wie im Italienischen von dem isoliert erhaltenen ottimo ottimíssimo, im deutschen der allerallerbeste u. s. w. Viele Sprachen drücken den Superlativ durch die Comparativform aus, die durch eine Partikel verstärkt wird, so im ßlawischen durch die Partikel nai, die von na auf, über abgeleitet scheint, und im Neugriechischen, wo die Superlativform auch außer Gebrauch gekommen ist und von kalós gut, der Comparativ noch kalóteros der bessere, der Superlativ aber durch verdoppelte Steigerung nämlich o plêon kalóteros der beste (eigentlich mehr bessere) gesagt wird. Auch der Perser hat in seiner sonst formlosen Sprache den Comparativ festgehalten, von beh gut bildet er noch behter besser, leitet aber den Superlativ durch eine Derivazion weiter ab, behterîn der beste. Alle Germanen

haben beide Gradbildungen festgehalten, obwohl der Engländer in lateinischen Adjectiven, besonders wenn sie vielsilbig sind, sich durch die Partikeln mór und móst helfen muß, was wir im deutschen nur da bedürfen, wo wir ein Substantiv als Eigenschaft verwenden und zum Beispiel sagen: er ist mehr Mann als ein andrer. Steigerung der Partikeln aber findet sich überall wo sie überhaupt zulässig ist, denn die Adverbien sind nichts andres als Adjective die ihre Flexionsthätigkeit einbüßen, damit aber an dem Character als Eigenschaftswörter nichts verlieren.

Ein eigenthümliches Mißverständniß im Gebrauch der Vergleichungsformen ist durch den Conflict romanischer und germanischer Sprachen veranlaßt worden und ich muß dafür einen Gebrauch Goethe's citieren, den man zwar keinen Gallicismus, aber die Reaczion eines Gallicismus wird nennen müssen. Goethe nennt im Egmont eine Erscheinung „ernster als lieblich"; man denkt sich unwillkürlich die romanische Phrase pju sério ke soáve (der Spanier würde sagen ke no suáve) und diese wörtlich ins Deutsche übersetzt. Bekanntlich hat sich der Lateiner gleich dem Griechen für diesen exorbitanten Fall die ebenso exorbitante Ausdrucksweise fortior kvā gravior geschaffen, also mit doppeltem Comparativ. Dieser Bildung liegt die richtige Wahrnehmung zu Grunde, daß die beiden Adjective hier gleichberechtigt auftreten und keines dem andern suborbiniert werden kann. Gleichwohl ist auch diese Form logisch nicht zu rechtfertigen. Die Sache wird sich so ausdrücken lassen. In der gewöhnlichen Vergleichung bringen wir zwei Objecte unter die Gradmessung einer gegebenen Eigenschaft, die Steigerung gilt also dem Object, obgleich sie am Eigenschaftswort ausgedrückt wird. Hier dagegen haben wir nur Ein Object, was an dem Goethischen Beispiel die Erscheinung ist; auf sie werden zwei Eigenschaften angewendet und versucht, welche die vorherschende sei. Da aber nach unsrer Vergleichungsform die Vergleichungsendung nicht den Objecten angehängt wird, so darf sie auch hier nicht den die Objecte vertretenden Adjectiven angehängt werden, sondern die Steigerung muß außerhalb derselben unabhängig stehen, so daß uns nur die Umschreibung übrig bleibt „mehr ernst als lieblich". Hätte ich diesen delicaten Fall Goethen zu erörtern, so würde ich ein Beispiel aus der Farbenlehre citieren. In dem Urtheil „dieses

grün ist blauer als gelb" würde vorausgesetzt, daß auch das gelb in einem gewissen Grade blau sein könnte, was doch unmöglich; folglich ist die Phrase unrichtig.

Wenige Materien der Grammatik sind in neuerer Zeit so gründlich untersucht worden, wie die Formbildung der Vergleichungsbegriffe, sowohl in Grimm's deutscher, als in Bopp's vergleichender Grammatik; wir suchen hier nur das allgemeinste der Erscheinungen zusammenzufassen.

Es sind zwei Hauptformen. In der einen spielt der Consonant T die Hauptrolle, er bildet mit R also tar den Comparativ, mit M oder auch mit einem zweiten T den Superlativ, also tam oder tat. Diese Form ist im Sanskrit und Griechischen die gewöhnliche, in den andern Sprachen mehr die ungewöhnliche, welche in der Pronominal- und Zahlenbildung vorherscht, wo aber zum Theil nur der eine Bestandtheil, das R, M oder T gebraucht werden. Die zweite Form beruht auf dem Consonant S, das vocalisiert is oder mit Erweiterung ijas lautet, so daß aber das S sich gerne in R auflöst; der Superlativ fügt dem comparativen S wieder ein T bei, so daß die Verbindung st als Character auftritt. Diese Form ist die im Sanskrit und Griechischen seltnere, in den andern Sprachen aber die gewöhnlichere.

Beispiele für die erste Form: Vom indischen Neutrum ṣutshi rein lautet der Comparativ ṣutshitara, der Superlativ ṣutshitama; im Griechischen von sofoṣ klug, ṣofôteroṣ, ṣofôtatoṣ. Wir finden sie lateinisch in optimuṣ, intimuṣ, ultimuṣ und alter, uter, neuter, gothisch in anþar, ander, aſtra, wieder, viþra, gegen, wider; das bloße M wirkt in primuṣ, fruma der erste, das bloße T in prôtoṣ, beides in prathamas; ebenso ist die ganze Endung in saptamas und mit Schwächung des M in saptau, wie im lateinischen ṣeptimuṣ und ṣeptē enthalten; das bloße M im slawischen sedmĭ, osmĭ, das bloße T in oktô, tritoṣ. Dagegen die zweite Form giebt im Indischen von juvan jung den irregulären Comparativ javîjas, Superlativ javishtha; einige Casus schieben ein Nasalzeichen ein, z. B. garîjâsam, graviôrē den schwereren und dieses führt uns auf die griechische Form kalliôn, kalliṣtoṣ, wohin auch die Comparative wie elaṣṣôn gehören, das aus elaχuṣ in elaχiôn durch Auflösung des Consonant mit dem i in den Zischlaut hervorgegangen ist. Ferner

im Lateinischen der gewöhnliche Comparativ gravior, graviôris, dessen ursprüngliches S im Neutrum gravius rein bleibt. Der Superlativ nimmt aber hier wieder statt des T das M zu Hilfe, so daß die Verbindung sim hervorgeht, gravissimus oder contrahiert in maksimus. So contrahiert sich griechisch megiôn in meidsôn, lateinisch magior in maior; in magis ist die Comparativsilbe so einfach wie im Superlativ kallistos, und in plus und minus ist das i ausgefallen, also das neutrale us, ohne die Begleitung des i. Gothisch lautet der Comparativ bald aldisa, der ältere bald garèχtôsa der gerechtere, der Superlativ aber rîkists der reichste oder mächtigste, und diese Bildungen gehen durch alle germanischen Zungen. Ebenso die contrahierte Form mäs mehr, mäst am meisten und mins weniger, minder. Der Sslawe compariert entweder bloß durch ein i, bolii der größere, oder durch shi, sladshii der süßere, oder durch ein volleres jeishi, junjeishii der jüngere. Der Superlativ wird durch eine vorgesetzte Partikel erreicht. Etwas seltsam sieht die lettische Bildung aus, von géras gut, lautet gerésnis besser, geráusas der beste; Grimm vermuthet, beide Formen seien verwechselt, da die erste dem lateinischen gravissimus ähnlich sieht; das ist insofern glaublich, als das nahverwandte slawische für Comparativ und Superlativ auch nur Eine Form hat. Die persischen Formen haben wir oben angegeben; der Armenier compariert durch eine mir dunkle angehängte Silbe kohn, die Petermann mit dem griechischen iôn vergleichen will; eine besondre Superlativform fehlt. Die Arnauten brauchen wie die Neuromaner vorgesetzte Hilfswörter.

Die Sprache verdoppelt nicht selten zwei Vergleichungsformen, wie das gothische fruma der erste wieder den Superlativ frumists bildet, oder das deutsche mêr, mêriro, mehrere. Im englischen hat fôrmôst aus frumists der vorderste den Schein einer Composizion mit môst meist angenommen.

Bei den gangbarsten Adjectiven hat die Sprache häufig zwei und mehr Formen für denselben Begriff in Bereitschaft, und es geschieht daher, daß Positiv und Comparativ oft aus verschiednen Wurzeln zusammengenommen werden. Fast allgemein ist dieser Gebrauch, wo er sich allein bei uns erhalten hat, in gut und besser, best, wozu man noch viel, mehr und meist rechnen kann; für wenig können wir minder brauchen, wo aber doch

weniger üblicher ist. Diese Anomala sind in andern Sprachen viel häufiger.

8. Die Empfindungsformen des Nomen.

Die Vergleichung ist Sache des prüfenden Verstandes, der den verschiednen Werth der Dinge an einander abmißt; etwas andres ist, wenn der Mensch durch die Irritazion getrieben sich mit Leidenschaft den Objecten gegenüber stellt, und nach Liebe und Haß die Welt rubriciert. Da ist ihm dieses recht, das andre zuwider. Das liebe erscheint ihm als ein kleines, weil er es seiner Persönlichkeit suborbinieren will, und darum sind Schmeichel- oder Liebkosungswörter meist auch Deminutiva; was ihn abstößt, kann er nicht in seinen Kreiß brauchen, es ist gleichsam zu groß, zu weit für seine Heimlichkeit, daher sind die Augmentative oder Vergrößerungswörter meist zugleich Verachtungsformen. Spuren dieser Polarität der Wortbildung finden sich schon beim Verbum, häufiger beim Adjectiv, weit am häufigsten aber an den Objecten selbst, d. h. beim Substantiv; nur ausnahmsweise werden sie auf Pronomen und Partikel übertragen.

Eine solche Empfindungsform des Verbum könnte man im desiderativum suchen, das im Indischen redupliciert gebildet wird, z. B. von pâ. trinken, pipâsâmi. ich wünsche zu trinken, oder mit dem bloßen S des Futur madhvasjâmi, ich verlange nach Honig, aber auch ohne S von pati, Gatte, patîjâmi, ich verlange nach dem Gatten. Futurisch gebildet ist auch das griechische gelaseiô, es lächert mich und das lateinische ęsurio mich hungert, d. h. ich wünsche zu lachen und zu essen. Eine andre Empfindungsform kann man die Intensivform nennen, gleichsam etwas sehr thun, d. h. mit Nachdruck und Leidenschaft; sie werden im Indischen wieder redupliciert gebildet; Bopp vergleicht von gam gehen das intensive dshaŋgam mit dem gothischen gaŋgan gehen; griechische Formen dieser Art wie marmairô funkeln sind häufig; Grimm rechnet in diese Categorie deutsche Ableitungen mit T, wie von tropfen das altfränkische tropfatsan, welche Bildung in unsrer Volkssprache noch häufig vorkommt. Verbale Deminutivformen kann man wohl immer als Denominative betrachten, wie das lateinische pullulâre Junge

zeugen von pullulus; doch in unsrer neudeutschen Sprache haben sich manche Deminutive von Verben gebildet, denen man nicht gerade eine Nomenform vorausschicken kann, denn wir bilden von lachen, lächeln, von tropfen, tröpfeln, von spotten, spötteln, von streichen, streicheln, oder von einem Adjectiv krank, kränkeln (das nicht aus kränklich gebildet ist), von klug, klügeln, was eine kleinliche Bemühung ausdrückt, doch läßt sich in kraus, kräuseln, nicht gerade eine Verkleinerung nachweisen, eher in fromm, frömmeln eine Verachtungsform, von Substantiven giebt frösteln ein entschiedenes Deminutiv, auch in äugeln könnte man ein verkleinertes Auge finden, nicht aber in näseln eine kleine Nase, und in heucheln ist zwar ein kleiner Hauch enthalten, der aber in die Metapher umschlägt. Ebenso verhält sich schmeicheln zur Wurzel smi lachen.

Beim Adjectiv hat die neuromanische Sprache sich für den Begriff der Vergrößerung, welche aber auch das unheimliche, widrige und verächtliche einschließt, eigenthümliche Bildungen geschaffen; so sagt der Italiener grassône für sehr dick, der Spanier grandón und grandázo für übertrieben groß. Daß der Italiener die alte Superlativform als Empfindungsform oder Augmentativ verwendet, z. B. grandíssimo nicht der größte, sondern sehr groß, übermäßig groß, ist früher erwähnt. Deminutivformen sind schon im Lateinischen häufig, meist mit L wie blandulus, vagulus, parvulus, misellus, pulkellus, und mit k verbunden pauperkulus, selbst Comparative wie maiuskulus, molliuskulus. Die Neuromaner haben reichere Bildungen, wie italienisch dshiovanêtto (hübsch jung), spanisch boníto (eigentlich hübsch gut), französisch gräd'lé (hübsch groß). Die Neugriechen, denen diese Form nicht überkommen war, haben sich ein mikrútsikos (hübsch klein) gebildet. Die Slawen haben fürs Deminutiv sehr reiche Formen; böhmisch von máli klein, málitshki, máloutshki, máliŋki, máloußki, polnisch malúshki, malutéŋki, malusêŋki, malusenêtshki, russisch von sláboï schwach, slábeŋkii, slabovátoï u. s. w. Dagegen heißt von tshérnoï schwarz, tshernéχonek recht sehr schwarz, polnisch von létki oder lékki leicht, letsúχnê sehr leicht.

Am reichsten aber sind diese Formen für das Substantiv

ausgebildet; schon das Sanskrit bildet von bâla Knabe, bâlaka Bübchen; der Perser von peder Vater, pederek Väterchen; der Grieche bildet sie mit i oder id; von paiș, paiðoș, paiðion, von kuôn Hund, kuniðion, eine andere Form ist paiðarion; der Neugrieche hat die Neutralendung abgestreift und sagt to pèði der Knabe. Im Lateinischen gilt filioluș, agnelluș, juveŋkuluș, apikula, davon neuromanische Formen, italienisch filjuólo, anjéllo, spanisch iχuélo Söhnchen, asníljo Eselchen, ombrezíljo (homunculus). Nicht auf der lateinischen Form beruhen italienisch koserella kleine Sache, piatsétta kleiner Platz, puntíno kleiner Punct, kappellútshio kleiner aber schlechter Hut, poetútso schlechter Poet; spanisch von kordél Strick kordeléχo, von senjór senjoríto, senjoríko, von perro Hund perríljo, von palómo Taube palomíno; französisch róat'le (régulus), von herba èrbètt; endlich werden verkleinernde und verachtende Endungen zusammengesetzt in kavallutshiáttshio u. s. w. Der Sslawe bildet von jelen Hirsch, jelenek, von mila Liebste, mileŋka und ähnliche Formen. Keine Sprache hat wohl die Empfindungswörter des Nomen reicher ausgebildet als der Russe; von dom Haus ist damíshtshe ein großes und häßliches Haus, dómik ist ein kleines und niedliches Haus, von matj Mutter, mátushka Mütterchen, von brat Bruder, brátets Brüderchen, von sestrá Schwester sestrítsa, von dushá Seele, dúsheŋka Seelchen, von derevó Baum, dereftsó Bäumchen, von mushík Bauer, mushitshíshko ein elender Bauer u. s. w. Die Letten bilden Deminutive mit L, wie von súnus Sohn sunélis, oder mit T, von brólis Bruder broláitis, von pónas Herr ist ponélis kleiner und ponáilis junger Herr, man verbindet aber auch brololáitis, brolaitélis u. s. w. Die germanische Deminuzion geschieht zuerst durch L; schon bei Ulfilas einige wie von barn Kind barnilô, die deutsche Form schwankt zwischen li, lî, lîn, endlich lein; baχχili, beχχilîn, Bächlein, im Dialect zulezt auf bloßes L reduciert, baχχ'l. Eine zweite Bildung ist mit K, kin, ken, chen; mannekîn, Männchen. Sie werden auch verbunden wie in Wägelchen, wo aber eigentlich das N in L verwandelt ist, um die Verwechslung mit Weg zu vermeiden. Auf bloßen Vocal i diminuieren einige Volksdialecte, wie schweizerisch χetsi Kätzchen, schottisch mûsi Mäuschen, holländisch aber sχâpje Schäfchen und mit euphonischen Consonanten

stêntje Steinchen, blûmpje Blümchen. In der Schweiz kommt auch ein meitshi für Mädchen vor.

Endlich kann die Ammen- und Kindersprache alle Sprachtheile in Deminutive verwandeln, dûli für du, dummle für dumm, sô-xen für so, gèssëlët für gegessen (mit schwacher Flexion) u. s. w.

Die Deminuzion der Taufnamen würde eine specielle Untersuchung erfordern. Eine besondre Art von Deminutiven könnte man aber auch die patronymica (Abstammungsnamen) nennen. Am bekanntesten sind die griechischen Formen, wie von kronos, kronidês und kroniôn, von boreas boreadês, von pêleus pêleudês und femininisch von nêreus nêreïs. Diese Formen gingen auf die römische Poesie über, während sich römische Familiennamen mit den gewöhnlichen Derivativformen weiter bildeten. So verfährt bis heute der Italiener. Von einem Prädicat il rosso bekommt einer den Eigennamen Rosso, die Familie heißt i Rossi, der Sohn kann deminutivisch il rossino heißen und dessen Familie i Rossini, was nun Geschlechtsnamen wird.

Eigenthümliche Formen finden wir bei den Sslawen. Es ist früher erwähnt worden, daß bei den Russen gewisse Ableitungssilben die Funczion des Genitiv ersetzen können; so wird bei männlichen Personen mit ov, bei weiblichen mit in abgeleitet, um Sohn und Tochter zu bezeichnen. Z. B. von iván (Ἰωάννης) ist ivánoff (nach der Aussprache geschrieben) der Sohn des Iwan; bei Wörtern mit weicher Endung wie vasílii (Basilius) muß das o umlauten, daher vasílieff. Früher war es in Rußland Auszeichnung des Adels, daß der Ableitung ov eine zweite Ableitungssilbe angehängt wurde, welche itsh lautet und die man wohl dem lateinischen ikus wird vergleichen dürfen; so entstanden statt jener Patronymica die weiter gebildeten ivánovitsh, vasílievitsh als Familiennamen. Ebenso wird weiblich aus der Combinazion von ov und in mit Contraczion die Form invanófna (für ivano-vi-na) Tochter des Iwan gebildet. Andre Dialecte fügen lieber das einfache ik an die Namen, das z. B. bei Croaten und Sserben (oder Iliriern) its lautet; so ist der öfter von uns citierte Namen Mikloschits so gebildet, daß der magyarischen Form miklósh, welche Nicolaus bedeutet, das slawische patronymische its angehängt ist.

Aus dieser slawischen Namenendung itsh oder its fließt einiger Verdacht auf zwei westeuropäische Bildungen, welche sich möglicherweise aus diesem Einfluß gebildet haben könnten. Zum wenigsten ist bis jezt noch jede andre Erklärung derselben zu kurz gekommen. Wie der Zusammenhang historisch zu erklären sei, lassen wir hier auf sich beruhen.

Die erste dieser Bildungen findet sich auf romanischem Sprachgebiet, und zwar auffallend im spanischen Westen, wo man eher arabischen Einfluß für natürlich halten möchte. Das patronymicum lautet im castilischen Dialect (mit orientalischem Laut) ez (bei Portugiesen und Catalanen wird aber es oder es gesprochen) und zwar so, daß diese Silbe unbetont ist. So wird aus martín gebildet martínez, aus ernándo (Ferdinand) mit Abfall des Schlußvocals ernández, aus álvaro álvarez; aus santiágo wurde die Abkürzung diágo (das sich weiter in diégo, dióyo, dióju entstellt) und daraus regulär diágez, das sich aber in diáz contrahierte. (Doch sagen die volksthümlichen Romanzen, wenn ich nicht irre, zuweilen díaz, was aus dem dunkeln Gefühl sich herschreiben mag, daß das patronymicum gewöhnlich die lezte Silbe nicht betont.)

Auf germanischem Sprachgebiet finden sich zwar alte Patronymica auf ung, ing, ling, wie nibelung, karoling u. a. und offenbare Genitive, wie Philipps oder Composita wie mattis-son, han-sen u. a. Was uns aber hier interessiert, ist eine eigenthümlich oberdeutsche Bildung, welche nach einsilbiger Verkürzung der Eigennamen ihnen ein ableitendes ts anhängt. Aus Friedrich wird frits, aus Heinrich haints, aus Gottfried göts, aus Konrad kunts (aber auch kurd und kurts), aus Ulrich uts, und Dietrich oder Diether diets, aus Ludwig luts, aus Seifried seits, aus Leonhard lents, aus Bernhard bents, aus Wernher vents, aus Walther valts, aus Reinhart rents, aus Mannhart mants, aus Weikhart vaits, aus Volkhart folts und noch viele andere. Nach Grimm ist die altfränkische Form dieser Namen bentso, uotso, kχuontso gewesen; niederdeutsche Formen sind nicht sicher nachzuweisen und es bleibt wohl bei der Ansicht, daß diese Formen dem spanischen ez und slawischen its sich noch am nächsten vergleichen lassen.

Berichtigungen.

Es werden nur die bedeutenderen sinnstörenden Druckfehler angeführt und dazu wenige Zusätze.

Seite 1 Zeile 7 von unten lies prädicieren.
" 2 " 15 statt Ideal l. das ideale.
" 12 " 15 l. Vocalfärbung.
" 13 " 16 statt in inniger l. in einiger.
" 21 " 14 l. im griechischen δελτα.
" 35 " 5 v. u. statt gj l. gj.
" 37 " 11 v. u. statt zu weit ab l. weit ab.
" 63 " 5 statt asŭ l. asŭ.

Zu dieser Seite der Zusatz: Calderon braucht nicht selten als castilische Bauernsprache die Formen mos wir, mos irémos wir werden gehen, abiéndo-mos uns habend, mos ljevâr uns bringen, und als Possessiv muésa vida unser Leben. Diese M können nicht vom Lateinischen geleitet und brauchen noch weniger auf das Sanskrit zurückgeführt zu werden. Das Pronomen mit M ist aus der Verbalflexion amá-mos, abé-mos aufs neue abstrahiert.

Seite 70 Zeile 4 l. o daß du wärest!

Seite 71. Zusatz: So muß der Holländer in der Poesie selbst den personificierten leblosen Gegenstand, ja in Monologen sogar seine eigne Person, wie wir es verstehen, per Sie anreden, was uns comisch klingt. — Auch die romanischen Graubünder sprechen auf deutsche Art per Sie.

Seite 81 Zeile 20 umyvalis heißt sie wuschen sich.
" 82 " 1 statt drôgs l. drûgs.
" 86 " 15 l. sêan innumerâbles.
" 97 " 11 statt ôti l. ônti.

Seite 108. Zusatz: Auch der Bulgare hat die beiden mit S abgeleiteten slawischen Präterita.

Seite 111. Zusatz: So drückt der Hebräer durch Wiederholung des Adjectiv einen Superlativ aus.

Seite 115 Zeile 5 v. u. l. bubhôdsha.
" 116 " 3 l. aus veveved.
" 131 " 1 l. sŭnĭmŭ.
" 133 " 18 v. u. l. sirjel lieben.

Seite 134 Zusatz: Euripides sagt auch: καταστενουσα ἐχεις du hast beweint. Troad. 322.

Seite 138 Zeile 19 und 20 l. spanisch amarîa, italienisch amerêi.

Seite 139. Zusatz: Auch der Bulgare hat die syntactische Seltsamkeit, keinen Infinitiv mehr anzuerkennen, wie der Neugrieche, was aus geographischer Nachbarschaft zu begreifen ist, aber nicht aus dem slawischen stammt.

Seite 149 lezte Zeile l. dual. boŋdevjé.

„ 150 Z. 8 l. fem. boŋdoŋshtshi.

„ — lezte Zeile l. Particip: esās.

„ 160 Zeile 4 v. u. l. tessares.

„ 166 „ 13 v. u. l. halvtress.

„ 174 „ 16 l. mönü.

„ 181 „ 7 v. u. l. uns.

„ 182 „ 2 statt in l. sie.

„ — „ 6 v. u. l. gûde.

„ 185 „ 6 l. das Zahlwort.

„ 200 „ 11 v. u. l. slabumu.

„ 206 „ 12 v. u. l. vrikais.

„ 208 „ 7 l. illius.

„ 213 „ 3 v. u. l. gerûsûse.

Seite 245 Zusatz: Etwas abnorm ist der bulgarische Comparativ, welcher dem Positiv die Partikel po vorausschickt, welche für sich nach, auf bedeutet.

